

# PADERBORNER HISTORISCHE MITTEILUNGEN

Verein für Geschichte an der  
Universität Paderborn



Jg. 26, 2013

Titelbild:

„Beschwörung eines Unwetters“ durch eine Wetterhexe, Holzschnitt 16. Jahrhundert.

#### **IMPRESSUM**

Paderborner Historische Mitteilungen Nr. 26 (PHM), 2013

Herausgeber: Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.  
Stettiner Str. 40–42, 33106 Paderborn  
Dr. Michael Wittig, Prof. Dr. Frank Göttmann, Prof. Dr. Eva-Maria Seng

Redaktion: Dr. Guido M. Berndt, Adam-Klein-Str. 145, 90431 Nürnberg  
Ulrike Voss M.A., Lindenstr. 11, 59597 Erwitte/Bad Westernkotten  
Michaela Anna Mehlich, Kamp 37, 33098 Paderborn  
Dr. Mareike Menne, Müllmersberg 2, 33154 Salzkotten  
Dr. Joachim Ruffer, Endloser Weg 16, 59494 Soest  
Christina-Maria Selzener, Im Aatal 16, 33181 Bad Wünnenberg  
PD Dr. Michael Ströhmer, Eichendorffstraße 3d, 33014 Bad Driburg  
Sandra Venzke, Ledeburstraße 9 a, 33102 Paderborn  
Dennis Wegener, Im Stehbusch 2, 33181 Bad Wünnenberg

E-Mail-Adresse: [Michael.Stroehmer@upb.de](mailto:Michael.Stroehmer@upb.de)

ISSN: 1867-7924

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die Autoren verantwortlich.

## INHALT

### *Aufsätze*

- MICHAEL STRÖHMER, Zauberhafte Donnerwetter – Katastrophismus, Hexenangst und die Klimathese zur Kleinen Eiszeit .....5  
NADINE HOFFMANN, Eine Großstadt unter Welterbeschutz – zwischen bewahrenden Elementen und wachsender Metropole: Das Projekt „Golden Horn Metro Crossing Bridge“ im Welterbe „Historische Bereiche Istanbul“ ..... 39  
DIETER und GISELA RIESENBERGER, Der Komponist Peter Cornelius (1824-1874) in Berlin und Westfalen..... 71

### *Miszellen*

- ODILO GUDORF, Exkursion des VfG nach Breslau/Wroclaw, Polen 2012 ..... 93  
PETER E. FÄBLER, CAROLIN PECHO und JOHANNES SÜBMANN, Ad Fontes! Das Internetportal: Paderquellen..... 102  
GUIDO M. BERNDT, Tagungsbericht „Schwertmission“ ..... 106  
SABRINA LAUSEN, Wie politisch ist Geselligkeit? Formen professoraler und studentischer Soziabilität – Ein Tagungsbericht ..... 110  
DAIN CZESZAK, JULIANE HÖTTE, CHRISTIAN JAHNKE und CORINNA STELTER, Tagungsbericht: Universitätsbau – Prinzip und Wandel. .... 116  
WILHELM GRABE, „OWL – Heimat für Fremde. Migration und Integration im Kreis Paderborn nach 1945“. Anmerkungen zu einem Ausstellungsprojekt Paderborner Archive..... 120  
PETRA KOCH-LÜTKE WESTHUES, CREDO – Christianisierung Europas im Mittelalter – Große Mittelalerausstellung in Paderborn vom 26. Juli bis 3. November 2013. .... 130  
PATRICK KLEIBOLD und FRAUKE DÖLL, 40 Jahre Universität Paderborn ..... 134  
MICHAEL WITTIG, Historische Kommission beruft Eva-Maria Seng ..... 139  
MICHAEL WITTIG, Prämierung von Geschichts-Facharbeiten mit regional-geschichtlichem Schwerpunkt. .... 140

### *Rezensionen* ..... 143

Carl Heinze: Mittelalter Computer Spiele. Zur Darstellung und Modellierung von Geschichte im populären Computerspiel (*Pöppingbege*) – Bernd Zymner: 100 Jahre Auferstehungskirche in Brakel – „eine neue, völlig eigene Kirche, die evangelischen Begriffen entspricht“ (*Janus*) – Peter Karl Becker: „Allerbester Melchior!“ Melchior Ludolf Herold – Initiator der Industrieschulbewegung im Herzogtum Westfalen (*Stückemann*) – Norbert Börste (Hg.): Lichtgewänder. Raum, Licht und Farbe im Hohen Dom zu Paderborn vom Mittelalter bis heute (*Rüffer*) – Heimat- und Kulturverein Marienmünster e. V. (Hg.): Vörden – Geschichte in Bildern (*Zacharias*)

### *Autorenverzeichnis*..... 155

### *Vereinsmitteilungen* ..... 157



# Zauberhafte Donnerwetter – Katastrophismus, Hexenangst und die Klimathese zur Kleinen Eiszeit<sup>1</sup>

*von Michael Ströbmer*

## 1. Moderner „Katastrophismus“ und die „Kleine Eiszeit“

„Katastrophismus ist in Mode“<sup>2</sup>. Mit diesem Diktum leitet der französische Kulturhistoriker Francois Walter die von ihm jüngst vorgelegte Überblicksdarstellung zur neueren Geschichte der europäischen „Katastrophen“<sup>3</sup> ein. Mit dem Ziel, den heutigen „Ängsten ihre geschichtliche Tiefe zu geben“, möchte Walter eine „Kulturgeschichte der Wahrnehmung von Risiken“ rekonstruieren, an deren Ende unsere scheinbar zutiefst säkulare Gesellschaft steht. Eine Gesellschaft, der es seit der Aufklärung erfolgreich gelungen sei, Naturkatastrophen wie Erdbeben, Überschwemmungen oder schwere Unwetter nicht mehr als Ausdruck göttlichen Zorns, sondern als kalkulierbares Risiko menschlicher Existenz zu werten: Klimatische Extremereignisse wie etwa Hagelschläge seien dank der rationalen „Entzauberung der Welt“ seit zweihundert Jahren als naturwissenschaftliches Phänomen erklärbar, für dessen mentale Bewältigung jeglicher transzendente Bezug obsolet erscheint. Ja das Vorhandensein oder Fehlen jeglicher religiöser Bezüge für die Sinnstiftung von Naturkatastrophen markiere geradezu eine evolutionäre „Trennlinie“ der jüngeren Zivilisationsgeschichte.<sup>4</sup> So lasse sich am jeweiligen Umgang des historischen Akteurs mit naturbedingten Unglücksfällen ablesen, inwiefern es dem Menschen gelungen sei, sich als aufgeklärtes Wesen von theologischer „Bevormundung“ zu emanzipieren. Denn die Moderne hebe sich von der Vormoderne gerade dadurch ab, dass die alten Gesellschaften ihrem religiös-spekulativen Naturverständnis nach Umweltkatastrophen stets als göttliche Reaktionen auf kulturelle Normenverstöße interpretierten. „Gottes Zorn drücke sich“, so Ernst Schubert, ganz konkret „in Unwettern, in Hagelschlag und Frösten aus“. Frühneuzeitliche Wetteranomalien seien „Kollektivstrafen“ gewesen, „die alle trafen. Gott lebte nicht in der Natur, sondern er argumentierte mit ihr.“<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Die nachfolgenden Ausführungen beruhen weitgehend auf dem Vortragsmanuskript einer öffentlichen Antrittsvorlesung, die ich am 14. November 2012 an der Universität Paderborn gehalten habe. Der Vortragsstil ist deshalb weitgehend beibehalten worden. Ergänzt wurde der Text durch einen knappen regionalhistorischen Exkurs, der im letzten Abschnitt dieses Beitrages vorliegt.

<sup>2</sup> WALTER, François: *Katastrophen – Eine Kulturgeschichte vom 16. bis ins 21. Jahrhundert*, Stuttgart 2010, S. 9.

<sup>3</sup> Hier als kombinierter Begriff verstanden, der als (verheerende) Interaktion zwischen den „Unwägbarkeiten bzw. Wechselfällen der Natur“ und der „Verwundbarkeit der Gesellschaft“ gedacht ist. DERS., *Katastrophen*, S. 16ff. Hierdurch betont WALTER in Anlehnung an Max Frisch die anthropozentrische Sichtweise auf naturräumliche Extremereignisse. Hierzu Frisch: „Katastrophen kennt allein der Mensch, sofern er sie überlebt; die Natur kennt keine Katastrophen.“

<sup>4</sup> WALTHER, *Katastrophen*, S. 10.

<sup>5</sup> SCHUBERT, Ernst: *Alltag im Mittelalter*, Darmstadt 2012, S. 28.

In der Überwindung jener Vorstellung, der christlich-jüdische Schöpfergott sei zugleich ein personalisierter und extrem reizbarer Wettergott, lag der ideengeschichtliche Fortschritt. Nicht ihm, sondern seiner Schöpfung habe die „Wissenschaftsrevolution“ des 16. und 17. Jahrhunderts ihr hartes Faktenwissen abgetrotzt, dessen Umfang bis in die Gegenwart stetig anwachse. Einst gelebte Erfahrungswerte, wie die Ohnmacht gegenüber dem Strafgericht Gottes, seien seit dem Sieg der Aufklärung einer kalkulierbaren – und damit vom Menschen beherrschbaren – Zukunftsprojektion gewichen. Nüchterne Risikoabwägung und technischer Fortschritt hätten die heutige Welt zu einem sichereren Ort gemacht, rationales Krisenmanagement die kollektive Angst vor Naturkatastrophen wenn nicht beseitigt, so doch gebändigt.

Angesichts dieser erfreulichen Prognose regen sich im Historiker jedoch leise Zweifel. Zum Einen kann er sich an der „generellen Infantilisierung vergangener Gesellschaften“<sup>6</sup> stören, die den frühneuzeitlichen Menschen als unbedarftes, willenloses Kind seiner Zeit verniedlicht. Zum Anderen verweisen zahlreiche Beobachtungen in der Gegenwart auf ein Paradoxon, das Zweifel am Fortschrittsglauben nährt, wenn nicht gar sein Scheitern belegt. Denn mit der Zunahme der technischen Möglichkeiten unserer digitalen Welt nimmt das kollektive Unbehagen über die gesellschaftliche Verwundbarkeit nicht etwa ab, sondern zu: Die allerorten zu beobachtende „Lust an der Katastrophe“ spiegelt offenbar eine Vertrauenskrise wider, die eben die *technische* Beherrschbarkeit von Naturkatastrophen zunehmend in Frage stellt. Konkret zeigt sich die kollektive Verunsicherung des 21. Jahrhunderts in der ansteigenden Zahl an medialen Bewältigungsversuchen: Ob in der Live-Berichterstattung aus Fukushima oder in den apokalyptischen Filmvisionen Hollywoods: die allgegenwärtige Medienpräsenz von Naturkatastrophen dürfte nicht zuletzt dazu dienen, mentale Zukunftsängste der westlichen Welt in beherrschbare Formate zu bannen.

<sup>6</sup> WALTER, Katastrophen, S. 12.

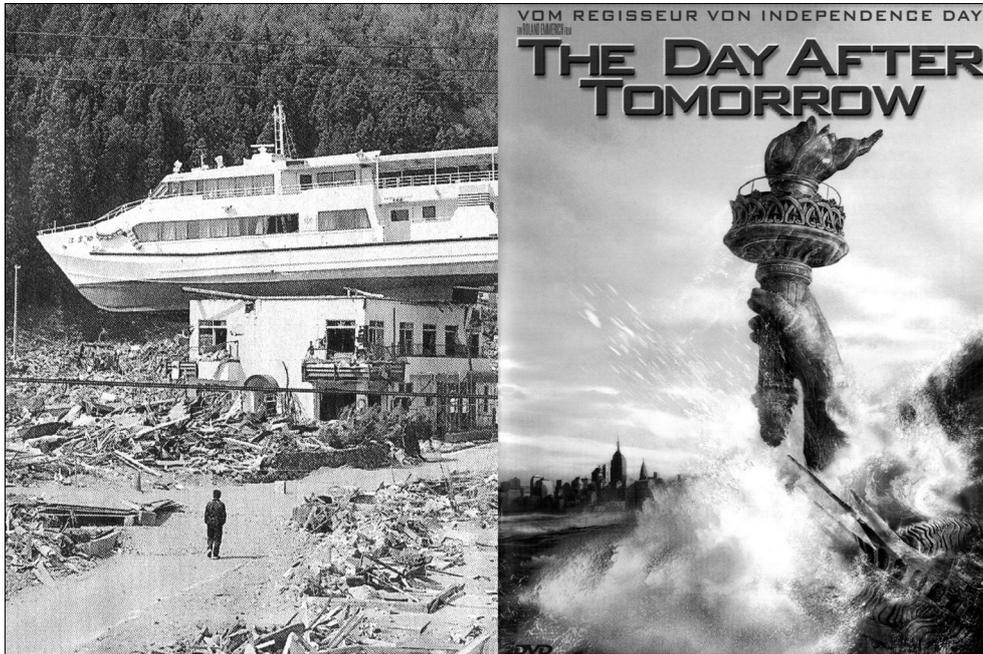


Abb. 1: Moderner „Katastrophismus“ zwischen Realität und medialer Fiktion – Fukushima (2011) / Hollywood (2004).

Doch was hat dieses kulturpessimistische Lamento mit unserem Thema zu tun? Wo liegen die historischen Verbindungslinien zwischen modernem Katastrophismus und der frühneuzeitlichen Hexenangst?

Da sich historische Forschung als stets junge Wissenschaft begreift, die aus aktuellem Anlass ihre Fragestellungen weiterentwickelt, möchte ich wie folgt antworten: Relevanz und Gegenwartsbezug bezieht unser Thema „Zauberhafte Donnerwetter“ aus der klimatologischen Misere der Frühen Neuzeit, der sogenannten „Kleinen Eiszeit“. Es soll daher im Folgenden konkret erörtert werden, inwiefern sich katastrophale Wetteranomalien auf die Mentalitäten der frühneuzeitlichen Agrargesellschaft auswirkten. Welche Ursachen machten die Menschen für die Klima-anomalien des 16. und 17. Jahrhunderts verantwortlich? Wie sahen ganz praktisch die vorindustriellen Bewältigungsstrategien aus, welche die Kleine Eiszeit in das „Musterbuch der Moderne“ (W. Schulze) eingeschrieben hat?

Hierdurch rücken freilich all diejenigen Fragen in den Vordergrund, die in der Historischen Klimatologie unter dem Leitbegriff der sogenannten „Klimafolgewirkungen“<sup>7</sup> subsumiert werden. Kurz: Wie verarbeitete die Sozioökonomie der Kleinen Eiszeit den allgemeinen Klimawandel während der Frühen Neuzeit? Spätestens an dieser Stelle erscheint

<sup>7</sup> Zum umfangreichen Forschungsfeld vgl. MAULSHAGEN, Franz: Klimageschichte der Neuzeit 1500–1900 (Geschichte kompakt), Darmstadt 2010, S. 85–113.

eine Definition der Kleinen Eiszeit überfällig zu sein, wobei ich mich auf wenige Stichworte beschränken möchte: Unter der ursprünglich klimatologischen Konzeption des „little ice age“ versteht man seit Ende der 1930er Jahre eine globale Klimaverschlechterung, die der amerikanische Glaziologe Francois Matthes (\*1875 †1949) auf den Begriff gebracht hat.<sup>8</sup> Anhand seiner Untersuchung von nordamerikanischen Gletschervorstößen, die nahezu zeitgleich in den europäischen Alpen und in Skandinavien zu beobachten waren, bezeichnete Matthes die Periode zwischen dem ausgehenden 13. und der Mitte des 19. Jahrhunderts als Kleine Eiszeit, um sie von ihrer großen, prähistorischen Schwester (Ende ca. 10.000 v. Chr.) abgrenzen zu können. Der schwedische Wirtschaftshistoriker Gustaf Utterström (\*1911 †1985) nahm Matthes Begriff erstmals 1955 auf. Er führte ihn in den historiographischen Diskurs ein, um die Kleine Eiszeit als mögliche Ursache für die „Krise des 17. Jahrhunderts“ ins Spiel zu bringen. Zwar befolgte Utterström mit seinem naturwissenschaftlichen Erklärungsansatz das Gebot wissenschaftlicher Interdisziplinarität, doch beging er zugleich einen Tabubruch: Nach der damals vorherrschenden Interpretationshoheit der Soziologie über die Geschichte waren soziale Krisenphänomene nur durch soziale Ursachen zu erklären. Außergesellschaftliche Faktoren wie das Wetter oder Klima stießen daher zunächst auf starke Vorbehalte in der Historikerzunft. Erst nachdem es der Historischen Klimatologie in den 1980er und 1990er Jahren in mühevoller Kleinarbeit gelungen war, die Kleine Eiszeit als reales Ereignis zu rekonstruieren, hat vor allem das Interesse der Umwelthistoriker an den soziokulturellen Auswirkungen des neuzeitlichen Klimawandels stark zugenommen.<sup>9</sup> Klimawandel: Damit ist die Kleine Eiszeit bereits grob umschrieben. Sie ist im Vergleich zum mittelalterlichen „Wärmeoptimum“ durch einen globalen Temperaturabfall von durchschnittlich zwei Grad Celsius gekennzeichnet.

<sup>8</sup> Zum Konzept der Kleinen Eiszeit vgl. BEHRINGER, Wolfgang: Kulturgeschichte des Klimas. Von der Eiszeit bis zur globalen Erwärmung, München 2007, S. 119f.

<sup>9</sup> Als zentrales Referenzwerk sei hier nur auf den umfangreichen Sammelband von Wolfgang BEHRINGER, Hartmut LEHMANN und Christian PFISTER zu den frühneuzeitlichen Klimafolgewirkungen verwiesen: DIES. (Hg.): Kulturelle Konsequenzen der „Kleinen Eiszeit“ (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 212), Göttingen 2005. Ebenso hinsichtlich der regionalgeschichtlichen Forschung in Süddeutschland der jüngst erschienene Sammelband von KIEBLING, Rolf/SCHEFFKNECHT, Wolfgang (Hg.): Umweltgeschichte in der Region (Forum Suevicum – Beiträge zur Geschichte Ostschwabens und der benachbarten Regionen, Bd. 9), Konstanz 2012.

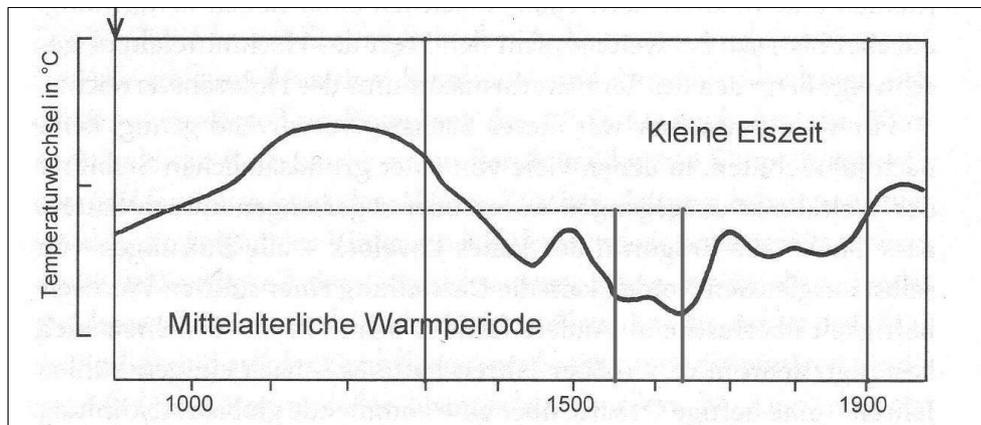


Abb. 2: Grafik aus dem ersten Klimareport des IPCC (1990),  
in: W. Behringer: Kulturgeschichte des Klimas, München 2007, S. 10

Bei der Kurveninterpretation ist jedoch zu betonen, dass es sich bei der allmählichen Abnahme der Jahresdurchschnittstemperaturen im rechnerischen Mittel (Temperatur- und Niederschlagswerte) keineswegs um einen linearen Prozess handelte. Vielmehr spiegelt sich in den klimatologischen Befunden, die aus der sogenannten „Wetternachhersage“ (Christian Pfister) gewonnen werden können, lediglich um einen statistischen Trend, der durch eine signifikante Häufung von „Kalt-Feucht-Anomalien“, aber auch durch kurzfristige Einschübe von Warmphasen unterbrochen wurde.<sup>10</sup> Hiernach setzte in Europa die allgemeine Abkühlung spätestens um 1320 ein, welche tendenziell bis in die 1850er Jahre anhielt (= äußere Begrenzungslinien). Hervorzuheben ist hierbei eine erste signifikante Hochphase<sup>11</sup> der Kleinen Eiszeit, die zwischen etwa 1560 und 1630 eine besonders starke Ausprägung des Klimapessimums markiert (= innere Begrenzungslinien).

Diese rund sieben Jahrzehnte waren gekennzeichnet durch außergewöhnlich lange Winter- und nasskalte Frühlingsmonate, verregnete Sommer und stürmische Herbsttage.<sup>12</sup> Gelegentlich kam es aber auch zu extrem kurzfristigen Wetterumschwüngen, die gegen den Klimatrend zu „unnatürlicher“<sup>13</sup> Sommerhitze und starken Gewittern führten. Kurz:

<sup>10</sup> Am Schweizer Beispiel methodisch fundiert durch Christian PFISTER: *Wetternachhersage – 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen (1496–1995)*, Bern/ Stuttgart/ Wien 1999.

<sup>11</sup> Nach PFISTER (2005) nahezu identisch mit Hochkonjunktur der LIATIMP (= Little Ice Age Type Impacts) zwischen 1570 und 1630. Vgl. MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 87.

<sup>12</sup> Vgl. SIROCKO, Frank/ ALT, Kurt W.: *Die Kleine Eiszeit – Leben und Sterben im Schatten klimatischer Extremereignisse*, in: SIROCKO, Frank (Hg.): *Wetter, Klima, Menschheitsentwicklung. Von der Eiszeit bis ins 21. Jahrhundert*, Darmstadt 2012, S. 170–175.

<sup>13</sup> Ulrich GLASER macht zu recht auf den „Wirkungsaspekt“ von „unnatürlichen“ Wetterphänomenen aufmerksam. Als „Un-Wetter“ wurde ein Wetterereignis in der Regel nur dann eingestuft, wenn es größere Schäden wie Ernteauffälle oder massive Zerstörungen durch Überschwemmungen oder

Die Kleine Eiszeit, über deren klimatologische Ursachen bis heute äußerst kontrovers diskutiert wird, war eine nicht nur in meteorologischer Hinsicht außergewöhnlich turbulente Zeit. Obwohl wir nicht genau wissen, ob ein möglicher Rückgang der Sonnenaktivität als Verursacher anzusprechen ist, die innere Variabilität des Klimasystems oder womöglich doch der um 1600 weltweite Anstieg der Vulkanaktivitäten<sup>14</sup> – sicher ist, dass die vom Klimawandel betroffene Bevölkerung auf die neuen Herausforderungen reagieren musste. In welcher Art und Form, vor welchem ideen- und mentalitätsgeschichtlichen Hintergrund der bedrohte Mensch versuchte, Einfluss auf das schlechte Wetter zu nehmen, soll im Folgenden am Beispiel der sogenannten „Behringerthese“<sup>15</sup> eingehender erläutert werden.

## 2. Die Klimathese

Der Kern von Wolfgang Behringers These, einem der renommiertesten deutschsprachigen Hexenforscher, ist schnell auf den Punkt gebracht: Der Historiker sieht eine auffallende zeitliche Parallelität (Koinzidenz) zwischen den Klimapessima der Kleinen Eiszeit und den Wellenbewegungen der großen europäischen Hexenjagden.<sup>16</sup> Ausgehend von der zeitgenössischen Vorstellung eines existenten Wetterzaubers<sup>17</sup>, hervorgerufen durch die menschliche Beschwörung von dämonischen Kräften, findet Behringer in den Wetterhexen jene epochalen Sündenböcke, deren Verfolgung als kulturelle Antwort auf die frühneuzeitlichen Klimaanomalien gelesen werden könne.<sup>18</sup>

Stadtbrände hinterließ. DERS., *Klimageschichte Mitteleuropas. 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen*, Darmstadt 2001, S. 183–185.

<sup>14</sup> Vgl. BEHRINGER, *Kulturgeschichte*, S. 27–32; MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 12–15. Zu den „Global Playern“ des Weltklimasystems ausführlicher KROMER, Bernd/ SIROCKO, Frank/ WERNLI, Heini: Ursachen von Klimavariabilität in der Vergangenheit, in: SIROCKO (Hg.), *Wetter, Klima, Menschheitsentwicklung*, S. 53–59.

<sup>15</sup> Zum aktuellen klimahistorischen Diskurs vgl. MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 110–113.

<sup>16</sup> U. a. BEHRINGER, *Kulturgeschichte*, S. 173–179; DERS.: *Hexen. Glaube – Verfolgung – Vermarktung*, München 2005, S. 56ff.

<sup>17</sup> Diese Variante des Schadenzaubers wurde vergleichsweise früh, bereits in den 1380er Jahren, in den Kanon der teuflischen Hexenkünste aufgenommen. Vgl. MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 107. Seine strafrechtlich maßgebliche Sanktionierung erfolgte spätestens mit der Aufnahme in den berühmten „Hexenhammer“ von 1487 durch Heinrich KRAMER (Institoris). Zu den Beschwörungspraktiken von Hagelschlägen und Stürmen vgl. Teil II, Kap. 7 „Mittel gegen Hagelwetter und Verhexung des Viehs“, DERS.: *Der Hexenhammer Maleus maleficarum. Kommentierte Neuübersetzung*, übers. u. hg. von JEROUSCHEK, Günter/ BEHRINGER, Wolfgang/ TSCHACHER, Werner, München 2003, S. 584–592.

<sup>18</sup> Vgl. BEHRINGER, Wolfgang (Hg.): *Hexen und Hexenprozesse in Deutschland*, München 1995, S. 129ff.



Abb. 3 „Beschwörung eines Unwetters“ durch eine Wetterhexe, Holzschnitt 16. Jahrhundert. (zugleich Titelbild inkl. Bildnachweis im Innenteil)

Das Hexereikonstrukt habe den alten Agrargesellschaften nicht nur ein plausibles Erklärungsmuster für die zu beklagenden Ernteeinbußen, Teuerungskrisen, Hungersnöte und Seuchenzüge an die Hand gegeben, sondern ebenso ein attraktives Handlungsangebot zur Selbsthilfe: Aktiviere doch die Vernichtung der teuflischen Hexensekte zahlreiche psychosoziale Entlastungsmomente, die der mentalen Bewältigung der katastrophalen Klimafolgen gedient hätten. Partiiell eingebettet waren diese Hexenjagden in eine übergeordnete christliche Straftheologie, der von Behringer sogenannten „Sündenökonomie“<sup>19</sup>: Nach ihr vermochte der zürnende Gott seine Menschenkinder *proportional* zu ihren Verfehlungen mit Blitz und Donner zu züchtigen. Folglich lag es im elementaren Interesse frühneuzeitlicher Gemeinschaften, ihr kollektives „Sündenkonto“ durch die verpflichtende Bekämpfung des Bösen auszugleichen. Um göttliche Strafgerichte vermeiden zu können, erschien es den weltlichen wie kirchlichen Obrigkeiten existentiell notwendig zu sein, das Wetter – wenn auch nur prophylaktisch – über ethisch-moralisches Wohlverhalten ihrer Schutzbefohlenen beeinflussen zu können. Soweit Behringers Formel.

Ich möchte vor einer regionalgeschichtlichen Überprüfung der Hexenthese zunächst in einem kurzen Exkurs noch einige alternative (semi-)magische Abwehrstrategien vorstellen, welche die Frühe Neuzeit gegen Gewitter und Hagelschläge ganz sprichwörtlich ins Feld führte.

<sup>19</sup> Zur Konzeptionalisierung vgl. BEHRINGER, Kulturgeschichte, S. 180ff.

Die damals allgemeine Furcht vor Gewitterschäden dürfte sich hauptsächlich aus zwei zeitgenössischen Wahrnehmungsmustern gespeist haben. Zum Einen aus dem allgemeinen Gefühl der *Ohnmacht* gegenüber den entfesselten Naturgewalten und zum Anderen aus deren enormen *Schädigungspotential* – man denke hierbei nur an die zahlreichen frühneuzeitlichen Stadtbrände, die durch Blitzschlag ausgelöst worden waren.<sup>20</sup> Obwohl es sich auch bei historischen Hagelschlägen in der Regel um lokale, auf wenige Quadratkilometer begrenzte Ereignisse handelte,<sup>21</sup> gehörten sie dennoch zu den schwersten Naturkatastrophen der Frühen Neuzeit. Nach Ausweis heutiger Versicherungsstatistiken, deren Schadensbilder sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts verfolgen lassen, gehört der „Hagelschlag“ neben Sturm und Überschwemmungen nach wie vor zu den drei „teuersten Naturgefahren“<sup>22</sup> in Mitteleuropa.

Doch die rein mathematische Schadensbilanz, deren Schrecken im Zahlenwerk modernen Risikomanagements oft verdeckt werden, verstellt den Blick auf die mentale Verarbeitung von Gewittern durch den frühneuzeitlichen Menschen. In einer „Erschröcklichen Newen Zeitung“ aus Württemberg, einer Flugschrift, die kurz nach dem verheerenden Gewittersturm im August 1562 durch das Land ging, wird die Zerstörungskraft eines Hagelschlages plastisch geschildert:

„Auff den dritten tag Augusti zwischen 11. und 12. Uhr zu Mittag / ist ein solch grausam erschrecklich wetter [gewesen] / verfinstert als wann es nacht gewest / mit Wolken / Sausen / Wind / und anfencklich mit wenig regen, so es also zu der nacht wer komen / weren wir zu theil verdorben und zu grund gangen.“ Der Chronist fährt fort: „Ist also boeß genugt / Gleich darauff ein solches grausams haglen / mit vilen stralen augenblicklich / Das meniglich darob erschrocken / und nit gewust was man thun oder lassen solt / und sich der Hagel dermassen erzeigt / und gewerd biß auff zwelff Uhr / ist alles vorüber / und der schad geschehen / Habern / Korn / Wein / Viehe und Leut / [habe es vernichtet] und was es auff dem feld ergriffen von gefluegel / Hasen / Hiener Tauben Raiger / Rappen als wir gemeld zu tod geschlagen / desgleichen die fenster / decher / abgedeckt und der massen zerrissen / Das meniglich gemeint der Juengsttag sei vorhanden.“<sup>23</sup>

<sup>20</sup> Zum noch weitgehend unbearbeiteten Feld der historischen Stadtbrandforschung in Europa vgl. MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 124–130.

<sup>21</sup> Zur variablen Regionalität von Unwettern vgl. WERNLI, Heini/ PFAHL, Stephan: Grundlagen des Klimas und extremer Wettersituationen, in: SIROCKO, Frank (Hg.), *Wetter, Klima, Menschheitsentwicklung*, S. 44–52, hier S. 51f.

<sup>22</sup> MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 111.

<sup>23</sup> Zit. n. BEHRINGER, *Hexen und Hexenprozesse*, S. 136ff.

Diese geradezu apokalyptische Szenerie, die uns der Zeitzeuge aus dem 16. Jahrhundert überliefert, dürfte im Wesentlichen den Tatsachen entsprochen haben. Massive Ernteeinbußen bei Getreide und Wein, von Hagelkörnern erschlagenes Kleinvieh und Wild, zerstörte Obstgärten und demolierte Gebäude fielen nach Ausweis der Historischen Klimatologie einer massiven Gewitterfront zum Opfer, die Anfang August 1562 offenbar ganz Süddeutschland heimgesucht hatte.<sup>24</sup>

Zu den kulturellen Folgewirkungen dieses Hagelschlags zählt Behringer das Fanal der ersten großen europäischen Hexenjagd: Noch im Herbst 1562 wurden in der nahe Stuttgart liegenden Herrschaft Wiesensteig 36 Hexen als Wettermacherinnen hingerichtet.<sup>25</sup> Kurz danach kam es im französischen Toulouse und Orten der Niederlande zu Hexenpaniken ähnlichen Ausmaßes, die weitere Menschenleben forderten. Nahezu flächendeckend stieg die Verfolgungsintensität dann während der Hungerkrise der frühen 1570er und 1580er Jahre an. Hiermit scheint die zeitliche Koinzidenz zwischen der Häufung von Wetterkatastrophen und dem steigenden Bedarf nach Hexenjagden auf der Hand zu liegen. Und tatsächlich gehen statistisch gesehen mit Beginn der zweiten Hochphase der Kleinen Eiszeit die Prozessanzahlen in ganz Europa signifikant in die Höhe.<sup>26</sup>

Dass es sich bei dieser Kausalkette jedoch nicht um einen simplen Klimadeterminismus handelt, der nach dem Prinzip „je schlechter das Wetter, je zahlreicher die Scheiterhaufen“ funktionierte, räumt freilich auch Wolfgang Behringer ein. Der Komplexität der Zusammenhänge zwischen Klima-anomalien und deren sozioökonomischen Auswirkungen – hier speziell der Zusammenhang zwischen Agrarwirtschaft und biophysikalischen „Impacts“<sup>27</sup> – kann an dieser Stelle nicht weiter nachgegangen werden. Vielmehr möchte ich zeigen, dass es neben der prominenten Hexenjagd noch eine ganze Reihe alternativer „Kulturtechniken“ gab, die darauf abzielten, die Folgen der Kleinen Eiszeit zumindest psychologisch in den Griff zu bekommen.

<sup>24</sup> Vgl. BEHRINGER, Kulturgeschichte, S. 176f. Ulrich GLASER, der in seiner Übersichtschonik zur deutschlandweiten Wetterrekonstruktion für das Stichjahr 1562 notiert: „Das Außergewöhnliche des Witterungsganges bestand [...] in einer extrem langen sturmreichen Phase. Im Frühling kam es zu einem frühen Aufgang der Vegetation. Mitte Mai traten erneut Unwetter auf. Insgesamt kann das Frühjahr als feucht eingestuft werden. Im Sommer, der ansonsten unauffällig war, gab es mehrere schwere Gewitter beziehungsweise Unwetter.“ Maulshagen, Klimageschichte, S. 116.

<sup>25</sup> Vgl. MAULSHAGEN, Klimageschichte, S. 108f.

<sup>26</sup> Vgl. IRSIGLER, Franz/ VOLTMER, Rita: Die europäischen Hexenverfolgungen der Frühen Neuzeit – Vorurteile, Faktoren und Bilanzen, in: BEIER-DE-HAAN, Rosmarie/ IRSIGLER, Franz/ VOLTMER, Rita (Hg.): Hexenwahn. Ängste der Neuzeit, Begleitband Ausstellung des DHM, Berlin 2002, S. 30–45, hier S. 33f.; BEHRINGER, Hexen, S. 35f.; MAULSHAGEN, Klimageschichte, S. 109f.

<sup>27</sup> Christian PFISTER hat hierzu ein vierstufiges „Lineares Klimawirkungsmodell“ vorgestellt, das entlang des bekannten Krisenverlaufsschemas „alten Typs“ zwischen Klimawirkungen „erster Ordnung“ (= biophysikalische Auswirkungen auf die menschliche Gesundheit, Anbaupflanzen, Energieressourcen usw.), zweiter Ordnung (Nahrungsmittelpreise, Hunger, Unterernährung), dritter Ordnung (ökonomische Krisen und soziale Konflikte) und schließlich viertens den „kulturellen Konsequenzen“ von Klimawirkungen unterscheidet. Vgl. MAULSHAGEN, Klimageschichte, S. 86ff.

### 3. Alternative Bewältigungsstrategien der Frühen Neuzeit

Das reichhaltige Repertoire an meteorologischer „Steuerungstechnik“, die aus Sicht einer magieorientierten Kultur einen durchaus realitätsstiftenden Charakter<sup>28</sup> annehmen konnte, soll in drei typische Reaktionsmuster eingeteilt werden: a) der ohnmächtigen *Verzweiflung und Resignation* der Klimageschädigten, b) den halblegalen *magischen Praktiken* und c) den offiziellen Angeboten im Rahmen der kirchlichen *Sündenökonomie*.

#### a) *Verzweiflung und Resignation*

Mentalitätshistoriker bezeichnen die erste Hälfte der Frühen Neuzeit gerne auch als „melancholisches Zeitalter“.<sup>29</sup> Die desaströse Gesamtsituation um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert war vor allem durch eine allgemeine Wirtschaftskrise gekennzeichnet: abzulesen an einer beispiellosen Geldentwertung bei steigenden Lebenshaltungskosten, kriegsbedingten Versorgungsnöten und den sich zuspitzenden konfessionellen Konflikten an der politisch-religiösen Front – all dieses trieb zahlreiche Menschen in die schiere Verzweiflung. Durch Teuerungen, Hunger und Krankheit in ihrer materiellen Existenz bedroht, packte viele Klimaopfer zudem die Angst vor dem Verlust des erlösenden, ewigen Lebens. Alte Gewissheiten erwiesen sich als Irrtümer, neue Heilsversprechen und irdischer Wohlstand schienen sich angesichts einer allgemeinen Verelendung breiter Bevölkerungsschichten aufzulösen. Eindringlich beschreibt der Pastor von Stendal Daniel Schaller (\*1550) diese „Schwermütigkeit der Menschen auf Erden“ im Jahr 1595:

„Den Leuten entfällt fast aller Mut, ihnen ist angst und weh ums Herz, sehen aus wie eine tote Leich, wie ein Schatten, hängen den Kopf zur Erden, als ob sie mit lebendigem Leib unter die Erde kriechen wollen, und wünschen sich ihrer viel lieber tot als lebendig.“<sup>30</sup>

Schallers Zitat erfasst im Ausschnitt eine tiefgreifende Vertrauenskrise, welche eine stark verunsicherte Bevölkerung ergriffen hatte. Ihren statistischen Niederschlag findet diese Krise unter anderem, wie David Lederer am bayerischen Fallbeispiel herausgearbeitet hat, in einer überraschend klaren Koinzidenz: dem Anstieg der aktenkundigen Selbstmordrate im Süden des Reiches während der Hochphase der Kleinen Eiszeit. So konstatiert Lederer für seinen Untersuchungszeitraum, den er zwischen 1611 und 1670 beobachtet, eine signi-

<sup>28</sup> So das Resümee von Ingrid AHRENDT-SCHULTE bezüglich der Frage, inwiefern es sich bei frühneuzeitlichen Zaubereipraktiken um *reale* Straftatbestände gehandelt haben könnte. DIES.: Zaubereipraktiken in der Stadt Horn (1554–1603). Magische Kultur und Hexenverfolgung in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a. M. 1997, S. 236. Zum europäischen Sonderweg in die aktuelle „Negation des Hexenverbrechens“ im globalen Vergleich vgl. BEHRINGER, Hexen, S. 90f.

<sup>29</sup> LEDERER, David: Verzweiflung im Alten Reich. Selbstmord während der „Kleinen Eiszeit“, in: BEHRINGER/ LEHMANN/ PFISTER (Hg.), Kulturelle Konsequenzen, S. 255–280, Zitat S. 255. Zu weiteren Formen der psychischen und mentalen Krisenreaktionen frühneuzeitlicher Klimaopfer vgl. BEHRINGER, Kulturgeschichte, S. 156–162.

<sup>30</sup> Zit. n.: BEHRINGER, Hexen und Hexenprozesse, S. 228.

fikante Kumulation von 269 der rund 300 gerichtlich verfolgten Suizidfälle.<sup>31</sup> Die Konzentration von 90% aller verzeichneten Selbstmorde auf das Klimapessimum stehe dabei, so Lederer, im direkten Zusammenhang mit den wetterbedingten Missernten der Jahre 1611/12 sowie dem Ausbruch der Pestepidemien von 1623 und 1627/28. Korreliert man diesen Suizidanstieg mit den hohen Opferzahlen der Hexenjagden, die bis 1630 vor allem in den fränkischen und rheinischen Fürstbistümern die Sechstausender-Marke überschritten hatten,<sup>32</sup> so werde das ganze Ausmaß der menschlichen Resignation als klimatische Folgewirkung sichtbar.

### b) Magische Praktiken

Freilich geriet nur ein Teil der verzweifelten Menschen in den Sog jener resignativen Todessehnsucht. Dem Leben zugewandte Klimaofer versuchten mit diversen volksmagischen Mitteln, die Wetterkapriolen unter ihre Kontrolle zu bekommen. Sie folgten damit einem kulturellen Reaktionsmuster, das schon Jahrhunderte vor der Aufklärung des 18. Jahrhunderts auf Aktivität und Eigeninitiative des Menschen im Kampf gegen Naturkatastrophen setzte. Der Mediävist Arno Borst umschreibt diesen langsamen Mentalitätswandel treffend: „Der allmähliche Wandel der Einstellungen förderte die Abkehr vom frommen Stillhalten im Tal der Tränen, [er förderte] die Hinwendung zur tätigen Aneignung des Diesseits, ohne [jedoch] die Weltherrschaft Gottes anzutasten.“<sup>33</sup>

Zu den *indirekten* Mitteln der Wetterbeeinflussung zählte die gerichtliche Denunziation von den mit dem Teufel im Bunde stehenden Wetterhexen. Die Verdächtigen durften jedoch von den geschädigten Gemeinden nicht, wie etwa im Kurfürstentum Trier um 1590 mehrfach geschehen, in einem Akt kommunaler Selbstjustiz kurzerhand gelyncht werden<sup>34</sup> – denn auch das sich etablierende Gewaltmonopol des frühmodernen Staates forderte, dass der Rechtsweg bei der Hexenabwehr einzuhalten sei.<sup>35</sup> Deshalb war der „erfolgreiche“ Ausgang eines Hexenprozesses, also die Hinrichtung der denunzierten Wettermacher, keineswegs eine sichere Angelegenheit. Aus der eindimensionalen Sicht der Geschädigten blieb die Option einer juristischen Wetterkontrolle also stets mit einer bedauernden Ineffizienz verbunden.

<sup>31</sup> LEDERER, Verzweiflung, S. 259f.

<sup>32</sup> Vgl. tabellarische Übersicht bei BEHRINGER, Hexen, S. 57.

<sup>33</sup> Zit. n.: SCHUBERT, Alltag, S. 121.

<sup>34</sup> Vgl. EIDEN, Herbert/ VOLTMER, Rita: Rechtsnormen, Gerichts- und Herrschaftspraxis bei Hexereiverfahren in Lothringen, Luxemburg, Kurtrier und St. Maximin während des 16. und 17. Jahrhunderts, in: BEIER-DE-HAAN e.a. (Hg.), Hexenwahn, S. 60–71, hier S. 67f.

<sup>35</sup> Vgl. am Beispiel des Kompetenzkonfliktes um die städtische Blutgerichtsbarkeit zwischen Lemgo und der Grafschaft Lippe STRÖHMER, Michael: Von Hexen, Ratsherren und Juristen. Die Rezeption der Peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. in den frühen Hexenprozessen der Hansestadt Lemgo 1583–1621 (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Bd. 43), Paderborn 2002, S. 111–115; 246–248.

Alternativ zum legalen Rechtsweg konnte man als Klimageschädiger jedoch versuchen, die Seiten zu wechseln, also vom Opfer zum Täter, vom Kontrollierten zum Kontrolleur zu werden. Eine originelle Variante dieses Strategiewechsels soll der Schwedische König Erik XIV. 1563 in die Tat umgesetzt haben, indem er vier berüchtigte Wetterhexen für sein Heer anwarb, die im bevorstehenden Feldzug gegen die Dänen für günstige Witterungsbedingungen zu sorgen hatten.<sup>36</sup> Sieht man einmal von der extremistischen Variante eines Teufelpaktes ab, so stellte das Arsenal der Volksmagie noch eine ganze Reihe weiterer legaler wie halblegalen Instrumente der Wetterbeeinflussung bereit. So gehörte zu den kirchlich weitgehend akzeptierten Abwehrstrategien das sog. „Wetterläuten“. Das stundenlange Anschlagen geweihter Kirchenglocken diente in Fortsetzung spätmittelalterlicher Frömmigkeitsrituale mancherorts bis weit ins 18. Jahrhundert hinein der Dämonenabwehr.<sup>37</sup> Da dieser „Wetterzauber“ jedoch mit kirchlichem Gerät unter klerikaler Aufsicht vollzogen wurde, genoss diese Spielart von weißer Magie vor allem in römisch-katholischen Kulturräumen noch lange Zeit eine stillschweigende Duldung bei der aufgeklärten Kirchenobrigkeit.<sup>38</sup> Befremdlich wirkte auf den preußischen Aufklärer Christoph Friedrich Nicolai auch die „private“ Variante des Wetterläutens im städtischen Bürgerhaushalt: Anlässlich seines sommerlichen Aufenthaltes in München vermerkte er in seinem Reisebericht von 1781, dass während des Aufzuges eines bedrohlichen Gewitters in allen Häusern mit geweihten „Loretto glöckchen“ geläutet wurde. Zuerst an den Durchzug einer vorbeiziehenden Eselskarawane denkend, klärte man den überraschten Gast aus Berlin „lachend“ auf: „Soweit der Schall des Glöckchens reiche“, so die amüsierten Bayern, „[könne] der Blitz nicht einschlagen“<sup>39</sup>.

Das beschriebene Wirkungsprinzip erscheint uns simpel: In die traditionelle Denkfigur eines Analogiezaubers gefasst, sollte der Schall der Glocke den anziehenden Gewitterdonner samt Blitzeinschlag vertreiben – kurz: schädigender Lärm sollte mit heilsamen Wohlklang bekämpft werden. Dass diese in der Bevölkerung beliebte Präventionsmaßnahme durchaus konfliktträchtig war, zeigt u. a. eine Beschwerde von Salzburger Bauern, die sich noch 1771 bei ihrem geistlichen Landesherrn über das unkoordinierte Wetterläuten in den bayerischen Nachbarorten beschwert hatten.<sup>40</sup> Denn dieses Lärmen würde „die schädlichen Wetter“ über die Grenze ins eigene Land treiben. Zwölf Jahre später, am 11. Juli

<sup>36</sup> Vgl. PICKERING, David: Art. „Wetterzauber“, in: *Lexikon der Magie und Hexen*, Augsburg 1999, S. 309.

<sup>37</sup> Vgl. Art. „Hagel, Hagelzauber“, in: BÄCHTOLD-STÄUBLI, Hanns/ HOFFMANN-KRAYER, Eduard (Hg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd. 3: Freen-Hexenschuß, Berlin/ New York 1930 (ND 1987), Sp. 1304–1320, hier Sp. 1305.

<sup>38</sup> Zum Spannungsfeld zwischen Volksfrömmigkeit und religiöser Praxis vgl. VAN DÜLMEN, Richard: *Kultur und Alltag in der frühen Neuzeit*, Bd. 3: Religion, Magie, Aufklärung 16.–18. Jahrhundert, München 1999, S. 56–106.

<sup>39</sup> SCHLEMMER, Ulrich (Hg.): *Friedrich Nicolai – Unter Bayern und Schwaben. Meine Reise in den deutschen Süden 1781*, Stuttgart/ Wien 1989, S. 48f.

<sup>40</sup> Vgl. REITH, Reinhold: *Umweltgeschichte der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, Bd. 89)*, München 2011, S. 15.

1783, verordnete der als Aufklärer geltende Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Kurtrier eine starke Einschränkung des Wetterläutens in seiner Diözese. Unter dem dezidierten Hinweis des modernen Kirchenmanns auf die neuen Erkenntnisse aus „Naturkunde und Erfahrung“ übe das

„[...] in den erbstiftischen Kirchen übliche Glockengeläute während eines Gewitters eine anziehende Kraft auf die elektrische Materie aus.“ Der Schall befördere „das Einschlagen des Blitzstrahles [...], [weshalb] dergleichen Zusammenläuten der Glocken bei willkürlicher Strafe verboten [werde].“<sup>41</sup>

Ähnlich wie das Wetterläuten funktionierte das sogenannte „Wetterschießen“, das von einigen Landgemeinden seit dem 17. Jahrhundert im Voralpenraum praktiziert wird.<sup>42</sup> Auch hier richtet sich das Ursache-Wirkungs-Prinzip nicht nach den meteorologischen Gesetzmäßigkeiten aus, sondern orientiert sich allein am magischen Denken. Zwar werden die drohenden Gewitterwolken von den wehrhaften Burschen mit Mörsern, Böllern und schwerkalibrigen Handfeuerwaffen direkt aufs Korn genommen, jedoch ohne diese zuvor mit Projektilen zu laden.



Abb. 4: „Wetterschießen“ vor der Weinernte, Gemeinde Gumpoldskirchen, Niederösterreich (September 2012).

Das „Wegschießen“ bedrohlicher Wolken beruht auch bei dieser Technik allein auf der spiegelnden Analogie von Blitz und Donner. Auch die Wirksamkeit dieses Wetterzaubers stand bis Mitte des 18. Jahrhunderts außer Frage. So verbot Kaiserin Maria Theresia in einem Dekret aus dem Jahr 1750 das Wetterschießen nicht etwa in seiner theologischen Qualität als abergläubischer Irrtum, sondern aufgrund seiner empirisch nachgewiesenen

<sup>41</sup> Vgl. MAYER, Alois: Glockenläuten und Wetterschießen gegen böse Geister und Gewitter, in: <http://www.volksfreund.de/nachrichten/region/pruem/aktuell> [...], Archiv vom 24.08.2011 (Zugriff 2.11.2012).

<sup>42</sup> Vgl. am Beispiel des niederösterreichischen „Gumpoldskirchner Gebirgsaufschießen“, das traditionell im September vor der Weinlese im festlichen Rahmen praktiziert wird. <http://www.weinstrassen.at> (Zugriff 3.11.2012).

Wirksamkeit! Das Wegschießen von Gewittern führe letztlich nur dazu, so die Kaiserin, dass „das gewölck [...] endlich dem Nachbarn mit noch größerer Gewalt auf den Hals getrieben wird.“<sup>43</sup>

Mancherorts setzt sich die Traditionslinie einer agrargenossenschaftlichen Hagelabwehr bis heute fort. So werden etwa in Südtirol seit 1956 mit Silberjodid bestückte Raketen eingesetzt, um diese möglichst im Inneren der Gewitterwolke zur Explosion zu bringen.<sup>44</sup>



Abb. 5: „Genossenschaftliche Hagelabwehr“ in Südtirol im Wandel der Zeiten: Erste Silberjodid-Raketen (1950er Jahre) und moderner „Hagelflieger“ (1990er Jahre).

<sup>43</sup> Zit. n.: REITH, Umweltgeschichte, S. 15.

<sup>44</sup> Vgl. <http://www.hagelabwehr.com/hagelabwehr/wer-sind-wir> [...] (Zugriff 5.11.2012).

Die freigesetzte Ladung verhindert die Kristallisation größerer Hagelkörner und führt in der Regel zum vorzeitigen Abregnen der so „gezähmten“ Regenwolken. Bis in die 1970er Jahre haben die örtlichen Weinbauvereine ein Netz von 140 Raketenabschussstellen über ihre Anbauflächen gelegt, das zeitweise von bis zu 300 ehrenamtlichen „Wetterschützen“ betreut wurde. Heutzutage werden jedoch vermehrt Kleinflugzeuge eingesetzt, um das Silberjodid effizienter in die Wolkendecke einbringen zu können.

Im Halbdunkel der Legalität bewegte sich lange Zeit auch eine akademische Form des Wettermachens: der von Studenten hervorgerufenen Hagelsturm. Denn neben gelehrten Ärzten und Pfarrern verdächtige der Gemeine Mann auch Studiosi, die auf eine eher unauffällige, und daher besonders perfide Art, Unwetter provozieren könnten. Während die gemeine Wetterhexe unter teuflischer Anleitung ihres Buhlen in einem Topf ihr Zaubergebräu herstellte, das sich nach Ausweis der damaligen Hexenlehre aus tierischen und menschlichen Exkrementen, Blut, Urin usw. zusammengesetzt habe,<sup>45</sup> gehe der Student subtiler vor: Als gewöhnlicher Stubenhocker produziere er innerhalb seines Zimmers luftgängige Substanzen, die nicht durch geöffnete Fenster oder Türen entweichen durften. Gerieten diese dennoch versehentlich oder mit Absicht durch einen Luftzug ins Freie, so sollte sich nur Minuten später Hagel über Stadt und Land ergossen haben.<sup>46</sup>

### c) Kirchliche „Sündenökonomie“

Das bisher Gesagte verdeutlicht, dass der frühneuzeitliche Mensch über ein reichhaltiges Repertoire an magischen Steuerungstechniken verfügte. Nur am Rande erwähnt seien deshalb die bekannten kirchlichen Riten wie öffentliche Opfer- und Bittprozessionen oder spezielle Hagelfeiertage im Kirchenkalender<sup>47</sup>, deren Begehung dazu dienten, den Schöpfergott als allmächtigen Wettergott direkt um gnädiges Wetter zu bitten. Zwei Zeilen aus dem Kirchenlied des Pastors Martin Behm gegen Unwetter mögen genügen, um die typisch protestantische Auffassung<sup>48</sup> von der Allmacht Gottes um das Jahr 1600 zu illustrieren:

„Du hast das Körnlein auf dem Land  
Gegeben und bescheret.  
Hilf ferner durch dein rechte Hand, daß es nicht wird versehret.  
Gebeut den Wolken und dem Wind  
Weil sie dir all` gehorsam sind,  
daß sie nicht Regen bringen [...]

<sup>45</sup> Vgl. Art. „Hagel, Hagelzauber“, in: BÄCHTOLD-STÄUBLI/ HOFFMANN-KRAYER (Hg.): Handwörterbuch, Bd. 3, Sp. 1307.

<sup>46</sup> Vgl. Art. „Hagel, Hagelzauber“, in: BÄCHTOLD-STÄUBLI/ HOFFMANN-KRAYER (Hg.): Handwörterbuch, Bd. 3, Sp. 1309.

<sup>47</sup> Hierzu HERSCHE, Peter: Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter, Erster Teilbd., Freiburg/ Basel/ Wien 2006, S. 624–633, hier S. 625f.

<sup>48</sup> MAULSHAGEN, Klimageschichte, S. 108.

Laß gut und gnädig Wetter sein, so führen wir die Ernte ein,  
Mit Jauchzen und mit Singen.<sup>49</sup>

Neben den kollektiven, in der Öffentlichkeit durchgeführten Segensgebeten durch die ganze Christengemeinde variierte auch der einzelne Gläubige kirchliche Schutzmaßnahmen im landwirtschaftlichen Alltag. Bei drohendem Sommergewitter hängte man etwa das Tischtuch samt Messer und Gabel in Kreuzform in die Dachtraufe.<sup>50</sup> Auch das Abschmelzen der ersten vom Himmel fallenden Hagelkörner im kirchlichen Weihwasserkessel zielte auf den göttlichen Gnadenerweis gegenüber dem seine Sünden bekennenden Menschen ab.<sup>51</sup>

Die bisherigen Ausführungen konnten freilich nur andeuten, dass die frühneuzeitliche Gesellschaft neben den Hexenjagden über ein breites kulturelles Abwehrprogramm verfügte, um dem Klimawandel begegnen zu können. Tatsächlich *begegnen* zu können? Handelt es sich bei den vorgestellten Abwehrstrategien nicht vielmehr um eine Art volksmagischer Autosuggestion, ja um wirkungslosen „Mumpitz“, der den verängstigten Ahnen nur dazu diente, Not und Elend psychologisch besser verarbeiten zu können? Hiermit ist die zentrale Frage nach der historischen Wirkmächtigkeit der Wetterzauberei insgesamt angesprochen. Natürlich handelte es sich bei Praktiken wie dem Wetterschießen aus heutiger Sicht lediglich um die magische *Konstruktion* eines *beabsichtigten* meteorologischen Effektes – nicht um dessen physikalische Realisierung im streng naturwissenschaftlichen Sinne.<sup>52</sup> Aber dennoch ist aus mentalhistorischer Sicht zu konstatieren, dass zweifelsohne die psychische „Einbildung“ im starken Maße auf die zeitgenössische Mensch-Umwelt-Wahrnehmung einwirkte. Anders wäre es nicht zu erklären, warum die Abschaffung des Wetterläutens durch den Erzbischof von Trier in der Pfarrchronik der Gemeinde Fleringen noch 1783 geradezu als gemeingefährliche Ignoranz des Seelenhirten kommentiert wird, der Gottes Zorn heraufbeschworen habe: „Nie [zuvor] habe der Blitz eingeschlagen. Seit dem erzbischöflichen Verbot aber schlage es“, so der Dorfpfarrer noch ganz im Denken der traditionellen Straftheologie verhaftet, „auf Mensch und Vieh“ ein.<sup>53</sup>

<sup>49</sup> Zit. n.: BEHRINGER, Hexen und Hexenprozesse, S. 234f. Vgl. auch am Beispiel eines anderen evangelischen Kirchenliedes LEHMANN, Hartmut: „Die Wolken gießen allzumal/ die Tränen ohne Maß und Zahl.“ – Paul Gerhards Lied zur „Kleinen Eiszeit“, in: BEHRINGER/ DERS./ PFISTER (Hg.), Kulturelle Konsequenzen, S. 215–221.

<sup>50</sup> Vgl. Art. „Hagel, Hagelzauber“, in: BÄCHTOLD-STÄUBLI/ HOFFMANN-KRAYER (Hg.): Handwörterbuch, Bd. 3, Sp. 1313.

<sup>51</sup> Vgl. Art. „Hagel, Hagelzauber“, in: BÄCHTOLD-STÄUBLI/ HOFFMANN-KRAYER (Hg.): Handwörterbuch, Bd. 3, Sp. 1316.

<sup>52</sup> Der Agrarhistoriker Max BÖHM weist zurecht darauf hin, dass trotz des technischen Fortschritts bis heute „das Wettergeschehen so gut wie nicht aktiv beeinflussbar“ sei. DERS.: Wetter und Landwirtschaft, in: ANGERER, Birgit u. a. (Hg.), Gutes Wetter, schlechtes Wetter (Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen, Bd. 5), Finsterau 2013, S. 21–38, Zitat S. 24.

<sup>53</sup> Zit. n.: MAYER, Alois: Glockenläuten und Wetterschießen gegen böse Geister und Gewitter, in: <http://www.volksfreund.de/nachrichten/region/pruem/aktuell>.

Und auch der 78jährige Simon Altseer, ein nach eigener Aussage begnadeter Wolkenlenker<sup>54</sup>, beharrte 1666 noch im Angesicht seiner Hinrichtung als Hexenmeister, dass er die Kunst des Wettersegnens und Wolkenlenkens Zeit seines Lebens beherrscht habe. Nie hätten seine Nachbarn Klage darüber führen müssen, dass er bei drohender Gefahr versagt habe. Vielmehr „seye er zur Zeit des wetters vnnder den haittern himml hinaußgangen, [habe zusammen mit den Nachbarn] ermeltes Gebett Creuzweiß gebettet“, wodurch das Wetter „alzeit besser [ge]worden“ sei. Nur einmal, vor dreißig Jahren, habe er ein Gewitter abtreiben lassen, das leider „auf den ylchberg gewendet [sei], allwo es alles, Ja so gar die Rindten von denen Päumen hinweckhgeschlagen habe.“<sup>55</sup>

#### 4. Die Probe aufs Exempel: ein regionalhistorischer Zugriff auf die Klimathese

Abschließend sei noch einmal ausführlicher auf die Ausgangsfrage nach einem möglichen Klimadeterminismus eingegangen, der zwischen der Häufung von Wetteranomalien und der Konjunkturkurve der Hexenverfolgungen vorgelegen haben könnte. Wir erinnern uns: Wolfgang Behringer postuliert in seiner These für den südwestdeutschen Raum eine Koinkidenz zwischen der Verschärfung der Kleinen Eiszeit und dem Auftakt größerer Hexenjagden. Aus Sicht der Historischen Klimatologie erscheint diese Annahme, dies sei gleich vorweggestellt, in mehrfacher Hinsicht problematisch. Die recht hohen heuristischen wie auch hermeneutischen Hürden, die Wetter- wie Hexenforscher zur Beantwortung obiger Frage zu nehmen haben, sollen aus der jeweiligen Forschungsperspektive kurz angerissen werden.

##### 1. Historische Klimatologie

Aus der Perspektive des Klimaforschers ergibt sich zunächst das grundsätzliche Problem der relativen *Quellenarmut*.<sup>56</sup> Um historische Klimasituationen für regionale oder gar lokale Räume der Frühen Neuzeit rekonstruieren zu können, bedarf es der systematischen Erhebung wichtiger Klimaparameter wie Lufttemperatur- und Niederschlagsangaben, die in möglichst geschlossenen Datenreihen darzustellen sind. Aus der schlichten Tatsache, dass derartige Messergebnisse, die von zeitgenössischen Chronisten flächendeckend erhoben und nach einheitlichen Standards hätten verzeichnet werden müssen, in vorinstrumentellen Zeiten in den Schriftquellen nur sporadisch Niederschlag fanden,<sup>57</sup> ergibt sich die Notwendigkeit, Klimageschichte zunächst aus dem regionalen Blickwinkel heraus zu schreiben. Möchte die Hexenforschung auf Wetter- und Klimadaten für den von ihr ge-

<sup>54</sup> Oder auch „Hagelwolkenführer“, vgl. Art. „Hagel, Hagelzauber“, in: BÄCHTOLD-STÄUBLI/HOFFMANN-KRAYER (Hg.): Handwörterbuch, Bd. 3, Sp. 1313.

<sup>55</sup> Zit. n.: BEHRINGER, Hexen und Hexenprozesse, S. 429–432, hier S. 429f.

<sup>56</sup> Ein ähnlicher Befund für Süddeutschland bei KIEBLING, Rolf: Einführung, in: DERS./SCHEFFKNECHT (Hg.), Umweltgeschichte in der Region, S. 11–20, hier S. 16.

<sup>57</sup> Vgl. zu den ältesten systematischen Messreihen von Lufttemperatur und Luftdruck, die in Europa seit Mitte des 18. Jahrhunderts vorliegen, PFISTER, Wetternachhersage, S. 29.

wählten Untersuchungsraum zurückgreifen, so stellt sie die Historische Klimatologie vor zwei methodische Probleme: Erstens ist der Klimaforscher in Ermangelung an geeichten, und damit überregional vergleichbaren Messdaten auf die komplizierte Analyse von „indirekten“ Klima(an)zeigern, sogenannten „Proxydaten“ angewiesen, die nur in Einzelfällen für begrenzte historische Räume vorliegen. Über die *Quantifizierung* einer Vielzahl dieser lokal verstreuten Wetterbeobachtungen, die Zeitgenossen eigens in Wetterjournalen, Schiffslogbüchern, aber auch Tagebüchern, Stadt- und Dorfchroniken, grundherrschaftlichen Zinsregistern usw. schriftlich festgehalten haben, sucht die Klimatologie mittels der sog. „Regressionsanalyse“<sup>58</sup> längere chronologische Datenreihen zu gewinnen, die Auskunft über das langfristige Wettergeschehen geben können. Hieraus resultiert aber unmittelbar das zweite analytische Problem: Denn die Klimatologie muss versuchen, den Maßstab ihrer so gewonnenen Klimarekonstruktion(en) von der großräumigen Globalperspektive, die – wie beispielsweise die Standardchronik von Rüdiger Glaser<sup>59</sup> für Deutschland (HISKLID) – mit einer Maschenweite im 100er-Kilometerbereich arbeitet, auf die regionale (10er-Kilometer-Skala) bzw. lokale Ebene (Kilometer-Skala) herunterzubrechen.<sup>60</sup> Diese *Verkleinerung* des Untersuchungsraumes auf den kleineren Maßstab führt aber paradoxer Weise zu einem deutlichen *Anstieg der Komplexität* von lokalen Wirkungsfaktoren, deren Zusammenspiel für die Rekonstruktion des örtlichen Kleinklimas zu berücksichtigen ist. Denn für die Ermittlung lokaler Wettergeschehnisse für ein bestimmtes Stichjahr, für

<sup>58</sup> Nach Pfister ein dreistufiges Verfahren, das im ersten Schritt eine vergleichende Interpretation aller vorhandenen (Proxy-)Daten aus den Archiven der Natur und Gesellschaft vornimmt und diese *qualitativ* einschätzt (Beispiel: zeitgenössische Notiz in einem Wetterjournal des 16. Jahrhunderts lautet für den Frühlingstag X „Apfelbaumblüte erfroren, leichter Schneefall“ = erste qualitative Umschreibung dieser Notiz durch den Klimatologen für Tag X im Vergleich zum statistischen Mittelwert einer modernen Datenreihe (Referenzzeitraum), die instrumentell erhoben worden ist: Temperatur „viel zu kalt“/ Niederschlag „zu feucht“). In einem zweiten Schritt erfolgt die Zuweisung einer *Indexzahl* für die *qualitative* Umschreibung der meteorologischen Tagesverhältnisse anhand einer siebenstelligen Skala von +3 bis -3 („viel zu kalt“ = Index -3/ „zu feucht“ = Index +1); d. h. die zuvor qualitative Einordnung des historischen Wettergeschehens wird zur Schaffung einer geschlossenen Indexreihe *quantifiziert*. Im letzten Schritt erfolgt die Umrechnung der so gewonnenen Indexreihe in *meteorologische Näherungswerte*. Dabei werden die historischen Indexreihen mit modernen Referenzdaten des 20. Jahrhunderts (1920–1980) in dem gleichen numerischen Skalensystem (+3 bis -3) indiziert. Im Vergleich beider Zahlenreihen lassen sich somit mathematisch verwertbare *Näherungswerte* in modernen Einheiten (T= Grad Celsius/ N= Millimeter pro Quadratmeter) für die historischen Klimaparameter „Lufttemperatur“ und „Niederschlag“ gewinnen (Wetterbeobachtung am Frühlingstag X = „Apfelbaumblüte erfroren“ = 1. Schritt: „viel zu kalt“/ 2. Schritt: Index „-3“/ 3. Schritt: „-3“ entspricht Temperaturabweichung von „-5°C“ vom statistischen Mittelwert des modernen Referenzzeitraumes). Um einigermaßen valide Daten aus der Regressionsanalyse gewinnen zu können, sollten die historischen Proxydaten und modernen Messdaten des 19./ 20. Jahrhunderts möglichst aus derselben Erhebungsregion stammen. Zu weiteren methodischen Detailfragen vgl. MAULSHAGEN, Klimageschichte, S. 52–59; PFISTER, Wetternachhersage, S. 35–46.

<sup>59</sup> GLASER, Klimageschichte Mitteleuropas.

<sup>60</sup> Vgl. aus geographischer Perspektive der Glaziologie ESCHER-VETTER, Heidi: Klimaentwicklung und Gletscherverhalten in Mitteleuropa seit 1500, in: KIEBLING/ SCHEFFKNECHT (Hg.): Umweltgeschichte in der Region, S. 23–53, hier S. 47f.

das die nationale Großwetterlage zwar meist bekannt ist, aber für den Regionalhistoriker aufgrund der zu geringen Auflösung im Raster unscharf bleibt, bedarf es der Berücksichtigung der geographischen Faktoren am Ort. Hierzu zählen etwa die spezifischen Ausformungen der naturräumlichen Topographie wie wetterrelevante Geländeformationen (Flachland, Mittel-, Hochgebirge etc.), lokaler Vegetationsbedeckungen (Baumbestand, Wald-Grünland-Verhältnis etc.) oder die hydrogeologischen Strukturen (Bodenfeuchte, Wasserläufe etc.), die in Abweichung vom Nationalbefund das kleinräumige Wettergeschehen beeinflussten. In summa: Die regionale Variabilität<sup>61</sup> bei rekonstruierten Großwetterlagen<sup>62</sup> spielt für die historiographische Würdigung von Klimadeterminismen eine zentrale Rolle.

Diese klimatologischen Prämissen gelten im besonderen Maße für die Untersuchung des von mir bereits oben ausdifferenzierten Kulturphänomens „Wetterzauber“. Zunächst einmal, weil extreme Wetteranomalien wie jene süddeutschen Gewitterstürme der Jahre 1562/63, welche Behringer ins Feld führt, aber auch Sturmkatastrophen, Überschwemmungen oder verheerende Spätfröste auch heute noch allererst regional begrenzte Extremereignisse darstellen.<sup>63</sup> Während Süddeutschland, grob vereinfacht, aufgrund seiner geomorphologischen Lage und Struktur primär von saisonalem Hochwasser, Erdbeben und schweren Gewittern bedroht ist (und war), tauchen in Nordwestdeutschland traditionell eher schwere Stürme<sup>64</sup> und Springfluten an den Küsten als potentielle Naturgefahren auf. Geht der Historiker mit der Historischen Klimatologie davon aus, dass sich die meteorologische „Risikoverteilung“ des 19. und frühen 20. Jahrhunderts nicht wesentlich von der frühneuzeitlichen unterschieden habe,<sup>65</sup> so ergeben sich für die Geschichtswissenschaft zwei herausfordernde Fragen: Ob und inwiefern konnten sich die süddeutschen Hexenverfolgungen der 1560er Jahre, die nach Behringer durch lokale Gewitterstürme ausgelöst worden seien, auf den weit entfernten Norden des Reiches ausgewirkt haben? Und darüber hinaus: Inwiefern lassen sich die „Kulturellen Konsequenzen“, d. h. die regi-

<sup>61</sup> Vgl. MAULSHAGEN, Klimageschichte, S. 111.

<sup>62</sup> Vgl. PFISTERS Schweizer Modell, in dem anhand des Vergleichs von rekonstruierten „Großwettertypen“, die in Bodendruckkarten eingezeichnet werden, die markantesten *natürlichen* Anomalien der letzten fünf Jahrhunderte ermittelt werden. DERS., Wetternachhersage, S. 78–182. Die notwendige Würdigung der mikrohistorischen Klimavariabilität kann und will diese Methode freilich nicht leisten.

<sup>63</sup> Allein ein Blick auf die gegenwärtige Risikoverteilung von Naturkatastrophen innerhalb der Bundesrepublik Deutschland stellt die Generalisierbarkeit des Klimadeterminismus als auslösendes Moment für die Hexenverfolgungen bereits in Frage. Vgl. Karte 5 „Naturgefahren“, in: DIERCKE Weltatlas, Braunschweig 2008, S. 59.

<sup>64</sup> Erste Befunde zu nachweisbaren Sturmschäden des 17. Jahrhunderts konnte jüngst die historische Bau- und Hausforschung für die nordwestdeutschen Städte Lemgo, Minden und Wiedenbrück vorlegen. Vgl. STIEWE, Heinrich: Ein ungewöhnlicher Windsturm. Baubefunde zu historischen Sturmschäden, in: ANGERER, Birgit u. a. (Hg.), Gutes Wetter, schlechtes Wetter (Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen, Bd. 5), Finsterau 2013, S. 149–156.

<sup>65</sup> Hierbei ist freilich die aktuelle Diskussion um den jeweiligen Anteil von jüngeren „anthropogenen“ und älteren, „natürlichen“ Klimafaktoren an der Gestaltung unseres globalen Wettersystem zu berücksichtigen.

onalen Reaktionsmuster der Deutschen auf Klimaanomalien, zwischen Nord und Süd tatsächlich als Einheitsmuster betrachten?

## 2. Historische Hexenforschung

Um die Frage nach der klimahistorischen *Koinzidenz* zwischen Wetteranomalien und Hexenpaniken beantworten zu können, bedarf es, wie oben dargelegt, eines historiographischen Perspektivenwechsels von der Makro- auf die Mikroebene. Bereits der flüchtige Blick auf die nordwestdeutsche Verfolgungschronologie lässt erste Zweifel am Universalanspruch der Klimathese anmelden. Zwar lässt sich auch im Nordwesten des Reiches Mitte der 1560er Jahre ein leichter Anstieg der Prozesszahlen beobachten, doch beschränkten sich diese im Vergleich zu den von Behringer angebrachten Beispielen insgesamt auf nur wenige Einzelverfahren.<sup>66</sup> Dabei waren die sozioökonomischen Voraussetzungen für Hexenjagden um 1560 auch in den Krisenregionen Norddeutschlands durchaus gegeben. Aber erst gut zwei Jahrzehnte später, in den frühen 1580er Jahren, schnellen die Verfolgungszahlen beispielsweise in der Region um die Grafschaft Lippe in die Höhe: In Lemgo werden bis 1600 nachweisbar 18 Hexenprozesse geführt, in der Nachbarstadt Horn 14, von denen neun Verfahren mit einem Todesurteil abgeschlossen wurden. An Lippes nachmaliger Landeshauptstadt Detmold ging hingegen die Hexenpanik offenbar vorbei bzw. führte nur zur Eröffnung eines einzigen Zaubereiverfahrens.<sup>67</sup> Sieht man über die engen Grenzen der Grafschaft hinaus, so bietet sich ein ähnlich heterogenes Bild: Auch im südlich gelegenen Hochstift Paderborn und dem kurkölnischen Herzogtum Westfalen setzten die ersten größeren Massenverfolgungen um 1590 erst relativ spät ein.<sup>68</sup> In der Hauptstadt des nördlich gelegenen Fürstbistums Minden ging der Rat, von zwei Einzelprozessen der Jahre 1584 und 1592 abgesehen, gar erst ab 1604 gegen mutmaßliche Hexen vor.<sup>69</sup> Kurz: Ein direkter *zeitlicher* Zusammenhang zwischen dem Ausbruch von eindeutig wetterbedingten Hexenpaniken in Süddeutschland und dessen Übergreifen auf Nordwestdeutschland lässt sich zunächst nicht herstellen.

<sup>66</sup> Ältere Übersicht zu den frühen Prozessen (vor 1580) in der Grafschaft Lippe bei SCHEFFLER, Jürgen/SCHWERHOFF, Gerd/WILBERTZ, Gisela: Umriss und Themen der Hexenforschung in der Region, in: DIES. (Hg.): Hexenverfolgungen und Regionalgeschichte. Die Grafschaft Lippe im Vergleich (Studien zur Regionalgeschichte, Bd. 4/ Beiträge zur Geschichte der Stadt Lemgo, Bd. 4), Bielefeld 1994, S. 9–25, hier S. 16ff.; jüngere Ergänzungen zu den Städten Horn und Lemgo bei AHREND-SCHULTE, Zauberrinnen, S. 244; STRÖHMER, Von Hexen, S. 256–259.

<sup>67</sup> Vgl. KOPPENBURG, Ingo: Hexen in Detmold. Verfolgungen in der lippischen Residenzstadt 1599–1669 (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe, Bd. 57), Bielefeld 2004, S. 60–71.

<sup>68</sup> Vgl. DECKER, Rainer: Die Hexenverfolgungen im Herzogtum Westfalen, in: Hexen – Gerichtsbarkeit im kurkölnischen Sauerland, Münster 1984, S. 189–218, hier S. 190–194; Übersicht S. 213ff.

<sup>69</sup> Vgl. GROB, Barbara: Hexerei in Minden. Zur sozialen Logik von Hexereiverdächtigungen und Hexenprozessen (1584–1684) (Westfalen in der Vormoderne, Bd. 2), Münster 2009, S. 380–391.

Hinzu tritt ein zweites, quellenkritisches Problem, auf das die Historische Klimatologie immer wieder zu Recht verweist: Bei Weitem nicht jede Hexereianklage beinhaltet automatisch den Vorwurf des Wetterzaubers! Und nicht jede Teuerungswelle im „langen 16. Jahrhundert“, so mag die Wirtschaftsgeschichte ergänzen, wurde von der gelehrten Theologie und Jurisprudenz zwangsläufig als Hexenwerk interpretiert. So bezeugt etwa der Lemgoer Stadtpfarrer Jodokus Hoker für das von Behringer ausgemachte Stichjahr 1563 in seiner Notpredigt eine ungewöhnlich heftige Teuerungskrise für die Grafschaft Lippe und deren angrenzenden Nachbarregionen:

„Hunger und Teuerung [hätten] in diesem angehenden Jahr [1563] so sehr beginnen uberhand zunemen/ als zu keiner andern zeit mag gewesen sein/ nicht allein in einer oder zweyerley/ als dem lieben Brodtkorn und ander getreide/ Sondern in allem dem/ das die menschen zu ihrer notturfft bedurfen und haben müssen.“<sup>70</sup>

Das sündenökonomische Deutungsangebot für die zu erduldenen Hungersnot offerierte der protestantische Pfarrer seiner Gemeinde aber sogleich: Kein dämonischer Wetterzauber, sondern allein Gottes (wetterbedingtes) Wirken auf die Preisgestaltung von Grundnahrungsmitteln habe die Krise als durchaus verdientes Strafgericht herbeigeführt: „Nun sündigt die welt in Wein oder Bier und Korn/ Darumb werden wir auch an Wein/ Bier und Korn gestrafft.“<sup>71</sup> Denn es stehe, so Pfarrer Hoker weiter, nicht „in des Teuffels macht/ das Tewerung und böse zeit uber uns komen/ viel weniger in dem willen etlicher Gottlosen menschen/ als der Korndiebe/ Furkeuffer vnd dergleichen Geitzhelsen“.

Im Gegensatz zu den südlichen Regionen des Alten Reiches, wo die Klimaopfer ihre Obrigkeiten um Schutz vor Wetterzauberei drängten, konzentrierten sich die Anklagen im Umfeld der Grafschaft Lippe auf das schädigende Anzaubern von „unnatürlichen“ Erkrankungen, die zu zahlreichen Todesfällen an Mensch und Tier geführt hätten. Nur in wenigen Einzelfällen der von der Forschung bisher gesichteten westfälischen Verfahren findet der Wetterzauber daher als Straftatbestand in den Gerichtsakten überhaupt Erwähnung.<sup>72</sup> Damit korrespondiert der regionale Befund in auffallender Weise mit den bisher für Nordeuropa konstatierten Auszählungen. So zeigen die Verfolgungszahlen für das dänische Jütland (1609–1687), dass in nur 2,5 % aller 494 untersuchten Hexereiverfahren der Vorwurf des ertöschenden Wetterzaubers erhoben worden ist; hingegen in 68 % aller Fälle – parallel zu Nordwestdeutschland – der magische Giftmord das Spektrum an Zau-

<sup>70</sup> Zit. n.: AHRENDT-SCHULTE, *Zauberinnen*, S. 26.

<sup>71</sup> Zit. n.: AHRENDT-SCHULTE, *Zauberinnen*, S. 73.

<sup>72</sup> Vgl. stichprobenartig für Minden GROß, *Hexerei*, S. 190, bes. Anm. 28 u. 29; zur Grafschaft Lippe WALZ, Rainer: *Hexenglaube und magische Kommunikation im Dorf der frühen Neuzeit. Die Verfolgungen in der Grafschaft Lippe* (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 9), Paderborn 1993, S. 512; AHRENDT-SCHULTE, *Zauberinnen*, S. 214–216; STRÖHMER, *Von Hexen*, S. 260–324; Herzogtum Westfalen DECKER, *Hexenverfolgungen*, S. 212.

bereivorwürfen dominierte.<sup>73</sup> Auch wenn dieser Zahlenvergleich sicherlich nicht repräsentativ sein kann – hier bedarf es noch intensiverer Forschungsarbeit, wie die Erstellung regionaler Gewitter-, Stadtbrand- und Hagelchronologien –, so deutet der interregionale Vergleich doch bereits an, dass der simple Klimadeterminismus „Wetteranomalie = Hexenprozess“ nicht funktioniert, sondern zunächst nach seiner jeweiligen regionalen Verortung zu differenzieren ist. Denn in den historischen Kriminalstatistiken des deutschen Nordwestens spielte die Gewitterhexe offenbar nur eine Außenseiterrolle. Demnach ist zu vermuten, dass die „regionale Anpassung des Hexenglaubens“<sup>74</sup> an den nordwestdeutschen Klimawandel auch nach einem anderen kulturellen Muster als in Süddeutschland verlief. Umso interessanter erscheint es daher, jene wenigen bisher bekannten Fälle von Wetterzauberei aus der hiesigen Region in den Blick zu nehmen.

### 5. Klimahistorische Hexenforschung im Hochstift Paderborn

Aus kulturhistorischer Sicht ist hierbei vor allem nach der sog. „Responsivität“<sup>75</sup> im kulturellen Reaktionsmuster zu fragen, also nach dem Kernproblem, inwiefern sich Verbindungslinien zwischen dem Wahrnehmungsmuster Hexe (= kulturelle Klimafolgewirkung) und den zweifellos auch in Norddeutschland spürbaren Klimaanomalien der Kleinen Eiszeit (= historische Klimarekonstruktion) aufzeigen lassen. Hierzu möchte ich in chronologischer Folge knapp auf drei Prozessbeispiele aus dem ehemaligen Hochstift Paderborn eingehen, in denen der regional eher atypische Wetterzauber einen wesentlichen Anklagepunkt in den Gerichtsverfahren bildete.

#### 1. Fall: *Meineke Brielon (Fam. Schulß), Herrschaft Fürstenberg (1659)*

Gegen den einheimischen Bauern, dessen Familie seit Generationen im Dorf Fürstenberg/ Amt Wünnenberg im Südwesten des Hochstifts Paderborn lebte und unter der adeligen Blutgerichtsbarkeit der ortsansässigen Herren von Westphalen stand,<sup>76</sup> wurde im Juni 1659 ein Inquisitionsverfahren wegen mehrfachen Schadenszaubers eingeleitet.<sup>77</sup> Neben dem im Ort verbreiteten Vorwurf, Meineke Brielon habe als Werwolf mehrere Esel aus der Gemeinde gerissen, gestand er im Laufe des Verhörs auch die obligatorische Teilnah-

<sup>73</sup> Vgl. MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 111.

<sup>74</sup> MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 112.

<sup>75</sup> MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 111.

<sup>76</sup> Vgl. Übersicht zur Gerichtslandschaft im Hochstiftsgebiet für das Jahr 1657 bei DECKER, Rainer: *Die Hexen und ihre Henker. Ein Fallbericht*, Freiburg/ Basel/ Wien 1994, S. 23.

<sup>77</sup> Für den freundlichen Hinweis auf diesen Fall möchte ich Frau Sarah MASIAK M.A. danken, die den Prozess in ihrer Paderborner Masterarbeit „Ein „deüffel“ und ein „werwolf“ im Raum Paderborn. Eine Studie zum *crimen magiae* in Essentho (1648–1650) und Fürstenberg (1659)“ ausführlicher analysiert hat.

me am Hexensabbat ein.<sup>78</sup> Im letzten Abschnitt seiner detaillierten Schilderung zum Ablauf des nächtlichen Gelages und der mehrfach vollzogenen Teufelsbuhlschaft geht der Inquisit auch auf einen Wetterzauber ein, nach dem der Hexenkommissar Anton Berg dezidiert gefragt hatte:

„Item der deuffel hette [ihm] vngefehr für 10. Jahren [= 1649] Ein Wetter zu machen vnderwiesen, welcheß aber der deuffel selbst gemacht von drey pfeiffen welche er zusammengemacht wovon daß wetter worden. So Nach dem Meerhoffe<sup>79</sup> hinnüber gezogen, aber keinen Schaden gethaen Sondern sey lauter Regen gewesen.“<sup>80</sup>

Korreliert man dieses Geständnis des Bauern mit den Befunden der Historischen Klimatologie zu Ort und Zeit der Zauberei, so ergeben sich Zusammenhänge. Über die regionale Wettersituation für die in Betracht kommenden Jahre 1648 bis 1650 sind wir hinsichtlich des nordhessischen Raumes, der mittelbar südwestlich des Hochstifts angrenzt, außergewöhnlich gut unterrichtet. Der damals regierende Landgraf Herman IV. von Hessen-Rotenburg (\* 1607 † 1658), vierter Sohn des gelehrten Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel (\* 1572 † 1632) führte in seinem Wetterjournal über die Anzahl der monatlichen Niederschlagstage im Großraum Kassel zwischen 1621 und 1650 täglich penibel Buch.<sup>81</sup> Innerhalb dieses 30jährigen Beobachtungszeitraumes weisen die Jahre 1648 und 1650 tatsächlich markante klimatologische Anomalien auf, nämlich mit 206 bzw. 226 Niederschlagstagen zwei extrem nasskalte Sommerhalbjahre. Differenziert man die meteorologischen Aufzeichnungen des Fürsten nach Jahreszeiten, so nimmt das Frühjahr 1648 (März–Mai) mit 54 Niederschlagstagen den dritten Platz, mit 64 verregneten Sommertagen (Juni–August) sogar den Spitzenplatz unter allen Jahresbilanzen ein. Kurz: Der in Brielons Prozessakte angesprochene „Wetterzauber“ basierte vermutlich auf realen Witterungsextremen, die auch im südlichen Hochstiftgebiet spürbar waren. So erklärt sich womöglich auch die ungewöhnliche Korrektur in Brielons Geständnis, dass das vom Teufel gemachte „[Un]wetter aber keinen Schaden“ in Form von Blitz- oder Hagelschlägen angerichtet habe, sondern vielmehr „lauter Regen gewesen“ sei. Hier wirkten in der kollektiven Erinnerung des Dorfes jene „unnatürlich“ niederschlagsreichen Sommerhalbjahre nach, die in der kriminologischen Rückprojektion ihre Erklärung im dämonischen Schadenzauber finden. Bemerkenswert zudem: Nicht der in Süddeutschland gängige – und hier nur anklingende – Topos eines teuflischen Hagelschlages, den der Satan über Fürstenberg habe niedergehen lassen, wird vom Gericht als Anklagepunkt transportiert, sondern die *lokale*

<sup>78</sup> Meineke Brielon wurde am 1. Juli 1659 zusammen mit seiner Tante Agatha wegen eingestandener Hexerei mit dem Schwert gerichtet. Ihre Leichen verbrannte man, wie allgemein üblich, im Anschluss an die eigentliche Hinrichtung.

<sup>79</sup> Kleiner Nachbarort, ca. 8 km Luftlinie östlich von Fürstenberg gelegen.

<sup>80</sup> Geständnisprotokoll der Gerichtsakte, 16. Juni 1659, Adelsarchiv des Baron von und zu Brenken, Signatur HS 117, unfol.

<sup>81</sup> Vgl. Tab. 6 bei GLASER, Klimageschichte Mitteleuropas, S. 141; 185.

*Adaption* von Wetterzauber. Diese orientierte sich an konkret erinnerbare Wetterextreme aus dem regionalen Erfahrungshorizont der Prozessbeteiligten: am vermaledeiten Dauerregen in den Jahren um 1649. Und nicht zuletzt: Zur örtlichen Variabilität des Topos Wetterzauber gehört auch der atypische Genuswechsel. Aus der anonymen *Wetterhexe* wird der berüchtigte *Wetterhexer* Meineke Brielon aus Fürstenberg.

2. Fall: *Ebefrauen von Andreas Rotermundt/ Caspar Stins, Landstadt Driburg (1683):*

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Anschuldigungen, die zwei Driburger Bürger vor dem Ratsgericht des 700-Seelen-Städtchens<sup>82</sup> angebracht hatten. Der konkrete Anlass für den Vorwurf der Wetterzauberei wird in beiden Fällen vom Stadtsekretär mit vermerkt: Den Hintergrund der Gerüchte bildeten die beiden katastrophalen Stadtbrände von 1680 und 1683, in deren Folge die bischöfliche Landstadt am Osthang des Eggegebirges kurz hintereinander nahezu vollständig eingäschert worden war. Auf der Suche nach den Schuldigen von 1683 beschimpfte Berndt Wedeken Caspar Stins Frau nach dem zweiten Großbrand als „alte Wederhexe und Dufel“. Und flankierend hierzu scholt Berndt Stork Frau Rotermundt als „Hexenteufel, der die Dryburg zweymahl angezündet hatte“.<sup>83</sup>

Versucht man nun, die lokalen Witterungsverhältnisse für die Katastrophenjahre zu rekonstruieren, die den Ausbruch beider Großbrände im Oberamt Dringenberg begünstigt haben könnten – zu denken wäre hier nach Aussage Wedekens an einen Blitzschlag oder Sturm im warm-trockenen Sommerhalbjahr –, so bedarf es zunächst der jahreszeitlichen Differenzierung. Nach Aussage des von Bischof Ferdinand von Fürstenberg (reg. 1661–1683) mit dem Wiederaufbau Driburgs beauftragten Landdrosten Franz Otto von Borch (amt. 1674–1698<sup>84</sup>) sei das Städtchen nicht im Sommer, sondern im Frühjahr bzw. Winter, am 10. April 1680 und am 18. Februar 1683, „großen theils abgebrant“.<sup>85</sup> Ein Blitzschlag kann somit als unmittelbarer Brandauslöser wohl ausgeschlossen werden. Und damit auch der Einfluss der Witterung und des Klimas? Handelte es sich bei dem Anwurf „alte Wederhexe“ nur um die unreflektierte Wiederholung eines Stereotyps? Ganz so frei scheint der Zaubereivorwurf der Bürger jedoch nicht aus der Luft gegriffen zu sein, wenn man sich schrittweise der Rekonstruktion der damaligen Witterungsverhältnisse zuwendet.

Zunächst zum globalen Befund: Beide Stadtbrände lagen zeitlich gesehen am Beginn einer klimageschichtlichen Extremkaltphase, die innerhalb der Kleinen Eiszeit für ganz Europa dokumentiert ist, dem sog. „Maunder-Minimum“, dessen Folgewirkungen sich auf

<sup>82</sup> Geschätzte Einwohnerzahl von 680–700 Personen für das Stichjahr 1675 bei SIMON, Theodor: *Das Werden und Wachsen der Stadt*, in: *Stadt Bad Driburg* (Hg.): *Bad Driburg. Landschaft – Geschichte – Volkstum*, Paderborn 1966, S. 49–294, hier S. 143.

<sup>83</sup> Zit. n.: SIMON, *Werden und Wachsen*, S. 153. Über den Ausgang der mutmaßlichen Verleumdungssache gibt das Protokollbuch leider keine nähere Auskunft.

<sup>84</sup> GIEFERS, Wilhelm E.: *Die Anfänge der Burg und Stadt Dringenberg*, WZ 32 (1874), S. 61–116, hier S. 115.

<sup>85</sup> Bericht des Landdrosten Franz Otto von Borch an den Sekretär des Domkapitels Ludwig Wippermann, 31. Mai 1683, LA Münster, Fürstbistum Paderborn, Landstände, Nr. 57/5, unfol.

den Zeitraum 1645/75 bis 1715 eingrenzen lassen.<sup>86</sup> Ursächlich für diese allgemeine Temperaturdepression war eine deutliche Abnahme der Sonnenaktivität, das sog. „Sonnenfleckenninimum“, das als astronomisches Großereignis bereits von den Zeitgenossen mit dem Teleskop beobachtet worden war. Folgt man Glasers Wetternachhersage für den gesamtdeutschen Raum, so zeigt der mesoklimatische Befund für die Jahre 1680 und 1683, dass alle direkten wie indirekten Klimaanzeiger aus dem nordwestdeutschen Raum auf „kalte und strenge“ Winterverhältnisse hindeuten.<sup>87</sup> Leider fehlen aus dem Driburger Raum eindeutig korrespondierende Wetterbeobachtungen, welche die regionalen Auswirkungen des Maunder-Minimums für die gesuchten Jahre bestätigen könnten. Setzen wir jedoch theoretisch voraus, dass die lokale Witterung, trotz aller mikroklimatischer Variabilität am Ort, ebenfalls durch ein Temperaturminimum gekennzeichnet war, so stellt sich die Frage, ob und welche (klein)klimatischen Rahmenbedingungen geherrscht haben mussten, um eine Kleinstadt binnen weniger Stunden nahezu vollständig in Flammen aufgehen lassen zu können?

Die Stadtbrandforschung zur Frühen Neuzeit, die bisher vorzugsweise die internationalen Großbrände von Basel (1356), London (1666) oder Lissabon (1755) thematisiert hat,<sup>88</sup> hat wesentliche Konstellationen herausgearbeitet, die prinzipiell auch auf westfälische Kleinstädte wie Driburg anzuwenden sind. Für die Ursachenforschung im urbanen Untersuchungsraum spielt dabei immer der Nachweis von bestimmten Koinzidenzen eine Rolle, in denen sich *soziale* und *natürliche* Vorgänge überschneiden. Erst im Zusammenwirken beider Ursachenbündel lässt sich, so Cornel Zwierlein, eine realistische „Kausalitätsrelation zwischen Wetter und Brandgefahr aufstellen“<sup>89</sup> bzw. für den jeweils zu untersuchenden Brandort rekonstruieren. Hierbei handelt es sich vor allem um drei Faktoren, die es bei der Rekonstruktion zu beachten gilt: a) die ausreichende Anhäufung brennbaren Materials, b) eine begünstigende Witterungslage und c) eine auslösende Flamme, die „sich von der sozialen Leine losgemacht hat.“<sup>90</sup>

#### a) Materielle Voraussetzungen

Driburg war, wie die meisten mitteleuropäischen Kleinstädte des 17. Jahrhunderts, eine typische Holzbausiedlung.<sup>91</sup> Ihre Fachwerkbauten, oft noch mit Strohdächern gedeckt, bestanden folglich aus leicht entflammbarem Baumaterial. Hinzu kamen die im Giebelgeschoss der Häuser bevorrateten Ernten: Aus der städtischen Landwirtschaft gewonnenes Heu, Flachs, Getreidefrüchte, Stroh usw. in beachtlichen Mengen erhöhten die Brandge-

<sup>86</sup> Näheres zum naturwissenschaftlichen Nachweis des Phänomens bei MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 78–81; GLASER, *Klimageschichte Mitteleuropas*, S. 163ff.

<sup>87</sup> Vgl. GLASER, *Klimageschichte Mitteleuropas*, S. 165f.

<sup>88</sup> Vgl. MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 124–130.

<sup>89</sup> Zit. n. Cornel ZWIERLEIN (2009) bei MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 129.

<sup>90</sup> Zit. n. MAULSHAGEN, *Klimageschichte*, S. 126.

<sup>91</sup> Zum Driburger Hausbau vgl. WICHERT-POLLMANN, Ursula: Die Driburger. Ein volkskundlich-kulturgeschichtlicher Versuch, S. 295–470, hier S. 424–443.

fahr deutlich. Addiert man zu diesen materiellen Voraussetzungen noch jenes anthropogene Gefährdungspotential, welches aus dem alltäglichen Umgang mit offenen Flammen in der häuslichen Küche, dem Stall, dem Wohn-, Lager- und Werkstattbereich resultierte – man denke nur an die zeitgenössischen Heiz-, Koch- oder Fertigungstechniken an offener Feuerstelle –, so ist die Gefährdungslage für einzelne Hausbrände in der Holzstadt in Ansätzen skizziert.<sup>92</sup> In den dunklen Jahreszeiten, die sich aufgrund der Klimaverschlechterung während der Kleinen Eiszeit in die Früh- und Spätjahre ausdehnten, wurde zudem das erhöhte Bedürfnis der Hausgenossen nach Beleuchtung virulent. Und auch dessen Befriedigung wurde in technischer Hinsicht in der Regel über eine verlängerte Brenndauer von offenen Beleuchtungskörpern wie Fackeln oder Lampen bewerkstelligt.

Doch zurück zu den Driburger Großbränden. Aus Sicht des bischöflichen Landdrosten Franz Otto von Borch waren für das erschreckende Ausmaß der Brände vor allem aber die stadtbaulichen Missstände verantwortlich. In seinem Bericht an das Paderborner Domkapitel beschreibt er diese plastisch in der Metapher vom „eintzig Haus“:

„Zu diesem Stättlein driburg aber, ist von vielen, so frembden alß einheimischen wahrgenommen, dero grösestes unheil, darin zu bestehen, daß die gantze Statt gleichsahm alß ein eintzig Hauß allzudicht in einander gebawet ist [...].“<sup>93</sup>

Neben der stark verdichteten Innenstadtbebauung, welche ein Überspringen der Flammen von Dach zu Dach begünstigt hätte, seien noch durch Miststätten verspernte Rettungswege zu beklagen, die ein schnelles Vordringen der Löschtrupps an den Brandherd erschwerten hätten. Um die übergroße Brandgefahr künftig bannen zu können, schlägt der adelige Beamte seinem Landesherrn eine radikale Lösung vor: Die 1683 wiederholt abgebrannte Bürgerschaft wurde aufgefordert, den engen mittelalterlichen Mauerring seiner Stadt zu verlassen, um mit landesherrlichem Einverständnis ex muros neue Hausstätten im angrenzenden Gartenland und an den Ausfallstraßen errichten zu können.

#### b) Günstige Wetterlage

Wie oben angemerkt, fehlen uns für die lokale Witterungsrekonstruktion des 10. April 1680 bzw. 18. Februar 1683 sowohl exakte Mess- wie indirekte Proxydaten. Mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist jedoch, dass sich das Maunder-Minimum wohl auch am östlichen Eggegebirgssaum durch absinkende Durchschnittstemperaturen bemerkbar gemacht haben dürfte. Daher lässt sich auch für Driburg mutmaßen, dass sich die winterliche Heiz- und Leuchtperiode in jenen Jahren bis weit in die Frühjahre hinein verlängert

<sup>92</sup> Zu den städtischen Feuerungsvorschriften im Rahmen der örtlichen Feuerchronologie vgl. SIMON, Werden und Wachsen, S. 108f. Allgemeine Auswirkungen des Maunder-Minimums auf die frühneuzeitliche Alltagsorganisation bei BEHRINGER, Kulturgeschichte, S. 182ff.

<sup>93</sup> Bericht des Landdrosten Franz Otto von Borch an Ludwig Wippermann, Sekretär des Domkapitels, 31. Mai 1683, LA Münster, Fürstbistum Paderborn, Landstände, Nr. 57/5, unfol.

hat, wodurch sich, statistisch gesehen, der Gefährdungszeitraum für einzelne Hausbrände generell ausgedehnt haben dürfte. Neben diesem tendenziellen Anstieg des *anthropogenen* Gefährdungspotentials, das durch die verminderte Sonnenaktivität im urbanen Siedlungsbereich indirekt begünstigt wurde, traten womöglich auch die brandbegünstigenden Witterungsverhältnisse des *natürlichen* Mikroklimas. Auch wenn wir einen (sommerlichen) Blitzeinschlag als Brandursache ausschließen können, wird das „lokale Witterungsregime“<sup>94</sup> für die ungehinderte Ausbreitung der Flammen zumindest eine Nebenrolle gespielt haben. Denkbar erscheint hierbei eine längere kalt-trockene und/oder windreiche Wetterlage im Vorfeld des April- und Februarbrandes, welche das zur Stadt verbaute Brennmaterial (Holzständer, Strohdächer usw.) ausreichend getrocknet hat.<sup>95</sup> Vergleicht man hieraufhin die jüngeren Messreihen instrumenteller Wetteraufzeichnungen, die im statistischen Mittel die jahreszeitliche Verteilung der Niederschläge von 1891–1950<sup>96</sup> im Driburger Raum abbilden, so zeigt sich, dass die Monate März und April mit 70 bis 75 mm Niederschlag tatsächlich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die beiden Jahrestiefstwerte markieren.<sup>97</sup> Geht man des Weiteren davon aus, dass die naturräumliche Modellierung der Driburger Geländestruktur, wie etwa die (unveränderte) Höhenlage der Siedlungsfläche mit ca. 200 m ü. N. N., die geschützte Tallage des Ortes am östlichen Eggegebirgsrand, der Mischwaldbestand auf den Höhenkämmen usw.<sup>98</sup>, die Driburger Wind- und Wetterverhältnisse als Konstante von langer Dauer beeinflussten, so dürfte unsere – freilich nach wie vor spekulative – „Wetternachhersage“ zumindest an Wahrscheinlichkeit gewinnen.

### c) Soziales Moment

Wer oder was legte in den Katastrophenjahren die auslösende „Flamme“ in der Stadt? Nach Auskunft von Berndt Stork, dem klagenden Bürger, der 1683 vor dem Ratsgericht Frau Rotermundt als „Hexenteufel“ verdächtigte, habe diese „die Dryburg zweymahl angezündet“. Damit unterstellte er seiner Mitbürgerin implizit, sie habe mit satanischer Unterstützung vorsätzlich Brandstiftung begangen. Leider fehlen in der Protokollnotiz jegliche Angaben zur sozialen Einordnung der angeschuldigten Frau. Diese Überlieferungslücke ist insofern bedauerlich, weil sich an diesem Fall jene zeitgenössische Hypothese

<sup>94</sup> MAULSHAGEN, Klimageschichte, S. 129.

<sup>95</sup> Reinhold REITH konstatiert in seinem enzyklopädischen Überblick für den Zeitraum 1631–1683 eine Phase relativer Trockenheit für die Winter- und Frühjahrsmonate im gesamtdeutschen Sprachraum. DERS., Umweltgeschichte, S. 10.

<sup>96</sup> Der Beobachtungszeitraum bis 1950 erscheint insofern als Reverenzzeitraum geeignet, weil er noch vor der klimahistorischen Zäsur des beginnenden Ölzeitalters liegt, das PFISTER aufgrund des weltweit exponentiellen Energieverbrauchs eigens als umweltgeschichtliche Epochenschwelle mit dem Titel „1950er-Syndrom“ hervorhebt. Vgl. REITH, Umweltgeschichte, S. 4ff.

<sup>97</sup> Vgl. NOLTE, Gerhard: Zur Geographie des Driburger Raumes, in: STADT BAD DRIBURG (Hg.), Bad Driburg, S. 9–48, hier Tab. S. 27.

<sup>98</sup> Näheres zum geographisch-geologischen Relief des urbanen Umfeldes bei NOLTE, Zur Geographie, S. 10–22.

überprüfen ließe, die Landdrost Franz Otto von Borch in seinem Bericht als anthropogene Brandursache aufgestellt hat. Seiner Ansicht nach korrelierten ein niedriger Bildungs- und Sozialstatus eines Hausbewohners mit der von ihm ausgehenden Brandgefahr. Offenbar nicht ganz frei von Standesvorurteilen folgert der Adelige:

„[...] dahero der geringste viehhirte oder taglöhner, so etwa durch trunckenheit, oder durch eines vnmündigen Kindes saumsahl, oder auch auß armuth, daß seinen balcken [= Boden] mitt dielen nicht belegen kann, oder durch eine andere vnachtsahmkeit mitt anzündung seines hüttleins, die gantze Statt in die asche legen kann, [...]“<sup>99</sup>

Bemerkenswert an dieser Deutung erscheint nicht nur die kühle Ignoranz, mit welcher der Landesbeamte jegliche magisch-dämonologische Erklärung als Brandursache („Wetterhexe“) ausschließt, die zeitgleich innerhalb der aufgewählten Bürgerschaft in Umlauf gebracht worden sind. Von Borchs Analyse zeigt zugleich ganz säkulare Wege auf, um künftige Stadtbrände aus eigener Kraft vermeiden zu können. Sie münden in der uns heute selbstverständlich erscheinenden Einsicht, dass kommunale Armutsbekämpfung und eine strengere Policeyaufsicht Hand in Hand mit der gewünschten Risikoverminderung beim städtischen Feuerschutz gehe. Neben einer durch die Stadtobrigkeit zu verschärfende Sitten- und Feuerpolizei („Saumseligkeit“, „Trunkenheit“), deren Träger sich im Namen des Allgemeinwohls künftig das Recht herausnehmen dürften, jede Hausstätte auf potentielle Gefahrenherde hin zu visitieren. Der Beamte erwähnt aber auch konkrete innerhäusliche Brandschutzmaßnahmen: Durch den Einzug von massiven Holzdecken („Balken“), die einen ungehinderten Funkenflug vom offenen Herdfeuer in die Strohbdeckung der hölzernen Dachstühle vermeiden könnte, wäre ein armutsbedingtes Brandrisiko auf ganz natürlichem Wege gebannt.

Ohne das Driburger Exempel überstrapazieren zu wollen, deutet es doch auf ein interpretatorisches Spannungsverhältnis hin, das im Kontext der klimatologischen Hexenforschung über die Region hinaus von Interesse ist. So weisen das nüchtern diesseitsbezogene Erklärungsmuster des Landdrosten und die in der Einwohnerschaft kursierenden Zaubereigerüchte auf eine klare Polarisierung im zeitgenössischen Deutungshorizont hin. Beide, die säkulare wie die transzendente, Ursachenerklärung für Großbrände, können ideengeschichtlich als *mittelbare* Klimafolgewirkungen der Kleinen Eiszeit angesprochen werden. Die Tatsache, dass die vermeintliche Wetterhexe trotz des Drucks der Straße vom Driburger Magistrat strafrechtlich nicht weiter verfolgt wurde, Bürgermeister und Rat hingegen die vom Landesbeamten vorgeschlagenen Brandschutzverschärfungen bald umsetzen – u. a. im Jahr 1685 durch die Vereidigung von vier städtischen „Feuerherrn“<sup>100</sup> –, unterstützt die Relevanz einer interessanten und derzeit kontrovers diskutierten Forschungs-

<sup>99</sup> Bericht des Landdrosten Franz Otto von Borch an Ludwig Wippermann, Sekretär des Domkapitels, 31. Mai 1683, LA Münster, Fürstbistum Paderborn, Landstände, Nr. 57/5, unfol.

<sup>100</sup> Vgl. SIMON, Werden und Wandel, S. 107.

these zu möglichen klimatischen Einflüssen auf den frühneuzeitlichen Staatswerdungsprozess. Als kulturelle Langzeitwirkung des Klimawandels, die sich u. a. am sich notwendig intensivierenden Krisenmanagement der fürstlichen Obrigkeiten ablesen lasse, könne man den politischen Aufstieg des frühmodernen Zentralstaates sehen. Dessen Beamten hätten im Namen des Fürsten die „Krise des 17. Jahrhunderts“ genutzt, um vormals kommunale wie landständische Regelungskompetenzen an sich zu ziehen – ein Fundamentalprozess, den wir heute unter der (umstrittenen) geschichtswissenschaftlichen Signatur „Absolutismus“ subsumieren.<sup>101</sup> Ob dieses klimatologische Modernisierungsparadigma auch für die auf vielen Politikfeldern abweichende Entwicklung der Geistlichen Staaten gelten kann, zu denen ja das Fürstbistum Paderborn zählte, sei dahingestellt.

Vorerst festzuhalten bleibt aber, dass die kulturelle Antwort „Wetterzauber“, die 1683 in Teilen der Stadtbürgerschaft als Reaktionsmuster auf die verheerenden Stadtbrände virulent geworden war, offenbar nicht (mehr) gegriffen hat. Ob es sich jedoch bei dem Verzicht des Stadtrates, einen Hexenprozess einzuleiten, um einen frühen Punktsieg der „Aufklärung“ gehandelt hat, die Stadtbrände vom Rat eher traditionell als göttliches Strafgericht akzeptiert oder den Stadtoberen schlicht die politische Unterstützung durch den kritischen Landdrosten versagt worden war, muss, wie diverse andere Deutungsmöglichkeiten auch, letztlich Spekulation bleiben. Unterstrichen werden kann hingegen die bereits für Fürstenberg gemachte Beobachtung, dass es sich bei dem Wetterzauber nicht um die starre Tradierung eines gelehrten Hexereistereotyps gehandelt hat. Vielmehr gingen die populären Zaubereianschuldigungen auch in Driburg von konkreten Schadensereignissen aus, deren Ausmaß als *mittelbare* Folgewirkung der Kleinen Eiszeit eingestuft werden können.

### 3. Fall: Clara Margaretha Riesel, Ehefrau des Johann Dirck Söthers, Vinsebeck (1775)

Unser jüngstes Fallbeispiel aus dem Paderborner Stiftsgebiet knüpft in mehrfacher Hinsicht an seine Vorgänger an. Zu den Konstanten gehört die variable Entscheidungsfindung der Obrigkeiten in der Grundsatzfrage, ob Menschen das Wetter beeinflussen konnten oder nicht. Anstoß hierzu boten die öffentlich geäußerten Bezeichnungen von Elisabeth Lücking und ihrer Mutter, zwei Frauen, die im Dorf Vinsebeck unter der (niederen) weltlichen Gerichtsbarkeit der Herren von der Lippe standen: Clara Margaretha Riesel sei eine „offenbahre wetter Hexe“, für die sie „die gantze gemeinheit“ halte.<sup>102</sup> Ebenso rekurrierte Frau Lücking eindeutig auf das dämonologische Moment, indem sie Söthers Ehefrau unterstellte, „eine Bündtniß mit dem Teuffel“ eingegangen zu sein. Als eigentlicher Anlass für die dörfliche Verbreitung des Hexereigerüchts wird der Bezichtigten jedoch nicht ein

<sup>101</sup> Vgl. BEHRINGER, Kulturgeschichte, S. 196–211.

<sup>102</sup> Auszugskopie aus dem Visitationsprotokoll des bischöflichen Sendgerichtskommissars, Generalvikariatsgericht Paderborn, 27. Okt. 1775, Erzbischöfliches Bistumsarchiv Pb (EBA), Akte Rot 25, fol. 386r.

verheerender Wetterzauber vorgeworfen, sondern die angehexte Lähmung eines Kindes, das Frau Riesel „neulich angerühret“ habe. Mit der Wiederholung „du bist eine wetter Hexe, ich will mit dir zu wasser gehen“, d. h. an der Bezichtigten die Wasserprobe vollziehen zu wollen, schließt das wörtliche Zitat zu Elisabeth Lückings öffentlicher Zaubereizuschreibung.

Neben dem protokollierten Wortlaut der verbalen Auseinandersetzung enthalten die wenigen Blätter der Akte auch Andeutungen zu den Umständen des Vorfalls und zur Person der Beteiligten. Der „Excess“, so Generalvikar Johann Adolf v. Dierna (amt. 1759–1799) in seinem Bericht an seinen Fürstbischof Wilhelm Anton v. d. Asseburg (reg. 1763–1782), habe sich zwischen den drei Frauen „beim flachs drocknen an der Sonne, auf einem werktage“ zugetragen.<sup>103</sup> Diese seien „wegen der platze zur aussetz= und trocknung des flachses“ in Streit geraten, der „von Zänkereien zum stoßen, und endlich zum Haar rauhen“ eskaliert sei. Die vermeintliche Wetterhexe behauptete in ihrer beim Sendgericht eingereichten Beleidigungsklage zudem, dass ihre Verleumderin ihr „mit ihrer faust ins angesicht blutrünstig [i. S. v. eine blutende Wunde]“ geschlagen habe.<sup>104</sup> Als Hauptmotiv der verbal wie körperlich schwer injurierten Frau und Mutter führt Clara Riesel die Verletzung ihrer Familienehre an. So seien durch die öffentlichen Anwürfe der beiden Weiber nicht nur sie persönlich gekränkt worden, sondern ihre gesamte „honette familie“, deren Angehörige sowohl im Dorf wie in der Landeshauptstadt Paderborn ansässig seien.<sup>105</sup> Vor allem aber im Namen ihrer heiratsfähigen Kinder sähe Frau Riesel sich gezwungen, die Ehre der Familie auf dem offiziellen Rechtsweg reinzuwaschen. Ohne den von Elisabeth Lücking geforderten Widerruf, den die Verleumderin vor der versammelten Dorfföflichkeit auszusprechen habe, würde es ihren Nachkommen „ehrstens im heyrathen, [und auch] absonst ihrem glücke hinderlich fallen“.<sup>106</sup>

Fasst man die schwachen Andeutungen zu den Tatumständen und der personellen Konstellation zusammen, so dürfte es sich bei Clara Margaretha Riesel, der vermeintlichen Wetterhexe, um eine in der Sozialhierarchie des Dorfes höherstehende Person gehandelt haben. Nicht nur, dass die bezichtigte Wettermacherin Elisabeth Lückings Angebot aus-schlug, zur Feststellung ihrer Unschuld ein volksmagisches „Hexenbad“ zu nehmen, sondern auch der Entschluss der im Gerücht stehenden Frau, ihre Ehre vor Gericht zu verteidigen, sprechen für das juristische Wissen, die ökonomischen Voraussetzungen (Pro-

<sup>103</sup> Bericht des Generalvikars Dierna, (praes.) Neuhaus 21. Nov. 1775, EBA Pb, Akte Rot 25, fol. 382r–383v.

<sup>104</sup> „Unterthänige Klage und Vorstellung“ von Clara Margaretha Riesel gegen Tochter und Mutter Lücking auf dem Sendgerichtstag, 27. Okt. 1775, EBA Pb, Akte Rot 25, fol. 387r.

<sup>105</sup> Ebd., fol. 387r.

<sup>106</sup> Tatsächlich verurteilte der bischöfliche Sendgerichtskommissar Elisabeth Lücking nebst einer hohen Geldstrafe von zehn Reichstalern zum geforderten Widerruf „coram Protho[ollo] et populo“, Auszugskopie aus dem Visitationsprotokoll des bischöflichen Sendgerichtskommissars, EBA Pb, Akte Rot 25, fol. 386r.

zesskosten) sowie das institutionelle Vertrauen der gekränkten Familie in die obrigkeitliche Strafgewalt.

Und der Wetterzauber? Wieso verwendete Elisabeth Lücking während ihres Streites gleich zweimal den Begriff „wetter Hexe“, für die sie das ganze Dorf gehalten habe? Auch wenn konkrete Wetterschäden im Gerichtsprotokoll nicht zur Sprache kommen, liegt es nicht zuletzt in Anbetracht der bisher betrachteten Fälle nahe, von deren Existenz auszugehen. Womöglich führen hier die indirekten Hinweise auf die soziale Stellung und wirtschaftlichen Verhältnisse der Akteure weiter.

Auffällig ist zunächst, dass Elisabeth Lücking vom Richter persönlich als Partei angesprochen wird, und nicht, wie bei ihrer Kontrahentin, der Ehemann Johann Söthers als rechtlicher Vormund („Ehevogt“). Die beklagte Verleumderin dürfte daher, trotz der bezugten Mutterschaft ihres jüngst verhexten Kindes, zum Zeitpunkt der Gerichtsverhandlung im Oktober 1775 alleinstehend gewesen sein. Abzulesen ist zudem, dass die Handgreiflichkeiten zwischen den Frauen während ihrer beruflichen Tätigkeiten ausgebrochen sind, dem Flachstrocknen auf dem Acker, genauer: während eines Konkurrenzgerangels um den besten Trocknungsplatz. In Anbetracht der regionalen Agrarstruktur im Hochstift Paderborn dürfte auch für Vinsebeck gegolten haben, dass der Anbau von Flachs zur Leinenherstellung als klassisches Nebengewerbe bäuerlicher Haushalte betrieben wurde.<sup>107</sup> Überproportional häufig sind beim Flachs-anbau die wirtschaftlich wie sozial minderprivilegierten Dorfbewohner anzutreffen gewesen. Im Paderborner Land stellten vor allem die größeren Höfe weichenden Erben und Altenteilern, aber auch den besitzlosen Gesindekräften ein wenig Ackerland für die Flachsaussaat zur Verfügung, um ihnen die Erwirtschaftung eines Zubrottes oder Brautschatzes zu ermöglichen.<sup>108</sup> Womöglich könnte es sich bei den aneinander geratenen Frauen um jene Dorfbewohnerinnen handeln, deren Lebenschancen und -unterhalt nicht unwesentlich vom gedeihlichen Flachs-anbau abhängen. Spinnt man diesen – zugegeben – dünnen Faden weiter, so gerät zwangsläufig ein katastrophales Witterungsereignis in das Blickfeld, dessen Einfluss auch hinter dem in Vinsebeck kursierenden Hexereigerücht vermutet werden kann: die große Ernte- und Hungerkrise von 1770–72. Ausgelöst durch zwei extrem kalte Frühjahre in Kombination mit niederschlagsreichen Sommermonaten, entwickelte sich aufgrund der großflächigen Ernteaussfälle zu Beginn der 1770er Jahre die größte europäische Hungersnot des 18. Jahrhunderts.<sup>109</sup> Die witterungsbedingte Verknappung des Angebotes an verhandeltem Brotgetreide führte zeitweise zu extrem hohen Marktpreisen für nahezu alle damaligen

<sup>107</sup> Vgl. HENNING, Friedrich-Wilhelm: Bauernwirtschaft und Bauerneinkommen im Fürstbistum Paderborn im 18. Jahrhundert (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 18), Berlin 1970, S. 57.

<sup>108</sup> Vgl. HENNING, Bauernwirtschaft, S. 66.

<sup>109</sup> Vgl. REITH, Umweltgeschichte, S. 11. Für die Mittelschweiz gibt PFISTER die über seine Regressionsmethode ermittelte Kalt-Feucht-Anomalie für den Monat April 1770 mit den Extrem-Indices für die Temperaturabweichung von (-3) und (+2) für die Niederschlagsmenge an. DERS., Wetternachhersage, S. 292.

Grundnahrungsmittel.<sup>110</sup> Von den Auswirkungen dieser „Preisexplosion“ wurden im besonderen Maße – wie bei den meisten Krisenverläufen alten Typs – die Unterschichten in Stadt und Land getroffen. Von den dramatischen Ernteverlusten waren neben den überlebensnotwendigen Brotfrüchten auch der Flachsanzbau bzw. dessen misslungene Aussaaten im nasskalten April/ Mai 1770 und 1771 betroffen, wodurch die existentiell wichtige Leinenproduktion als Einnahmequelle für ärmere Leute versiegt sein dürfte.

In der Summe liegt es daher nahe, im „verhexten“ Wetter der Krisenjahre 1770–72 erneut ein eingespieltes Krisenreaktionsmuster zu sehen, dem besonders geschädigte Erwerbsgruppen im Dorf folgten – womit nur nebenbei darauf hingewiesen sei, dass sich der ländliche Hexenglaube in der Region noch bis ins 20. Jahrhundert hinein belegen lässt.<sup>111</sup> Im Gegensatz zu den beiden älteren Fallbeispielen aus dem 17. Jahrhundert konserviert der Vinsebecker Prozess jedoch einen scheinbaren Anachronismus, der die Notwendigkeit der mikrohistorischen Einzelfallprüfung sowohl für die Historische Klimatologie als auch für die Hexenforschung unterstreicht. Denn zum Einen zeigt der Fall, dass sich die seit den 1680er Jahren abnehmende Überzeugungskraft des Wetterzaubers als Erklärungsmodell für Witterungsextreme nicht einfach über eine linear gedachte Fortschrittskurve negieren lässt. In der ländlichen Gesellschaft des Paderborner Landes wurden offenbar noch im letzten Viertel des „aufgeklärten“ 18. Jahrhunderts Wetteranomalien mit dem Inversionsmotiv des Hexenglaubens beantwortet. Man unterstellte den berüchtigten Wetterhexen nach wie vor, sie würden im Auftrag des Teufels normale, im kollektiven Gedächtnis als „natürlich“ empfundene Wetterlagen in weltstürzender Absicht auf den Kopf stellen. Zum Anderen: Rechtlichen Schutz vor derartigen Zaubereianwürfen bot 1775 der klagenden Wetterhexe nicht die juristisch längst verworfene „Wasserprobe“, deren Vollzug Elisabeth Lücking von der Verdächtigen einforderte, sondern bezeichnenderweise das bischöfliche Kirchengericht. Letzteres wertete das dörfliche Hexereigerücht nicht (mehr) als willkommenen Anfangsverdacht für die Strafverfolgung des geheimen „Superverbrechens“ Hexerei, sondern lediglich als ein kirchenrechtlich zu sanktionierendes Verbaldelikt, dessen Urheberin folglich durch öffentlichen Widerruf und die Zahlung einer hohen Geldbuße hart bestraft worden ist.

<sup>110</sup> Bis auf einen vergleichsweise moderaten Anstieg beim Hafer, weisen die Preisanstiege für Weizen, Roggen und Gerste der Jahre 1771/72 auf eine Verdreifachung zum Ausgangspreis von 1769/70 hin. Vgl. GÖTTMANN, Frank: Paderborn – eine Stadt in der Frühen Neuzeit, in: DERS./HÜSER, Karl/JARNUT, Jörg (Hg.): Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, Bd. 2: Die Frühe Neuzeit. Gesellschaftliche Stabilität und politischer Wandel, Paderborn 1999, S. 3–59, hier Abb. 4: Getreidepreise in Paderborn 1640–1830, S. 24.

<sup>111</sup> Vgl. SCHEFFLER, Jürgen: Hexenglaube in der ländlichen Gesellschaft. Lippe im 19. und 20. Jahrhundert, in: DERS./ WILBERTZ/ SCHWERHOFF (Hg.), Hexenverfolgung und Regionalgeschichte, S. 263–296.

## 6. Schluss

Ein erster mikrohistorischer Überflug über die heutige Region Ostwestfalen-Lippe fällt vorbehaltlich der klimatologischen Spekulationen insgesamt ernüchternd aus: Im Gegensatz zu Süddeutschland lässt sich am Beginn der 1560er Jahre kein *unmittelbarer* Determinismus zwischen Klimawandel und den Ausbrüchen größerer Hexenpaniken nachweisen. Dennoch bleibt unbestritten, dass die witterungsbedingten Impacts der Kleinen Eiszeit auch im Norden des Reiches zu spüren waren, worauf etwa die Notpredigt des Lemgoer Stadtpfarrers Hocker von 1563 verweist. *Mittelbare* Koinzidenzen bestanden aber dennoch. Der historische Betrachter entdeckt diese jedoch nur, wenn er die Klimathese einer unabdingbaren zeitlichen wie räumlichen Differenzierung unterwirft: Adaptiert man Christian Pfisters „Klimawirkungsmodell“, das die biophysikalischen Auswirkungen von Wetteranomalien nach ihren jeweiligen Einwirkungszeiträumen staffelt, und somit klimabedingte Auswirkungen auf die menschliche und tierische Gesundheit, auf Anbaupflanzen und Vegetationszyklen, Energieressourcen usw. nach ihrer Langzeitperspektive ordnet, so zeichnet sich auch für Nordwestdeutschland ein *indirekter* Klimadeterminismus ab. Vor allem Klimawirkungen der zweiten und dritten Ordnung<sup>112</sup> führten sukzessive – auch wenn deren räumliche Variabilität als hoch einzuschätzen ist – zu den im Schriftgut dokumentierten kulturellen Konsequenzen. Um diese Arbeitshypothese zu erhärten, bedarf es freilich weiterer interdisziplinärer Feldstudien, die zwischen Historischer Klimatologie, Geographie und allen Disziplinen der modernen Geschichtswissenschaft angesiedelt sind. Verstärkte Anstrengungen auf diesem noch jungen Forschungsfeld könnten ganz wesentlich dazu beitragen, die zahlreichen Einflüsse naturräumlicher Umweltfaktoren auf die Gesellschaft, wie sie während der Kleinen Eiszeit zu beobachten waren, auch in der nach wie vor kulturhistorisch dominierten Geschichtsschreibung stärker zu ihrem Recht kommen zu lassen.

Die eingangs getroffene Feststellung, der aufgeklärte „Katastrophismus“ unserer Tage hänge mit der vormodernen Hexenangst zusammen, ist nach der flüchtigen Durchsicht der damaligen Methoden zur Wetterbeeinflussung abschließend zu präzisieren: Menschen reagierten auf historischen Klimawandel jeweils im Rahmen ihrer aktuell gegebenen Möglichkeiten. Dass die frühneuzeitliche Agrargesellschaft hierbei im Sinne ihrer wissenschaftlichen Bezugssysteme, einschließlich der Theologie, und ihrer Erfahrungswerte durchaus „rational“ vorgehen konnte, zeigen die zahlreichen Kulturtechniken einer vorwiegend magisch-transzendental gedachten Wetterbeeinflussung. Innerhalb dieses reichen Spektrums an traditionellen Bewältigungsstrategien bestätigt der regionalgeschichtliche Befund aus dem Hochstift Paderborn aber auch die zunehmend säkularen Tendenzen, welche die zeitgenössischen Reaktionsmuster in jene uns vertrauten Formen modifizierten: Seit dem 17. Jahrhundert zeigen sich jene rein diesseitsorientierte Anpassungsleistungen des Menschen beim „Umweltmanagement“, deren relativen Modernität freilich hinsichtlich ihrer

<sup>112</sup> Vgl. Anm. 27.

Ausschnitthaftigkeit oft überzeichnet wird. Für den Historiker verbietet es sich daher von selbst, den Erfolg frühneuzeitlicher Prävention, Bekämpfung und Bewältigung von Wetter- und Klimaanomalien allein am modernen Maßstab ablesen zu wollen. Nicht nur das Erkennen naturwissenschaftlicher Gesetzmäßigkeiten, oder gar deren technische Nutzbarmachung, bestimmten die relative Effizienz des gesellschaftlichen Krisenmanagements. Historisch wirksam blieb vor allem die sinnstiftende Wahrnehmung und Beurteilung von Wetterkatastrophen durch den zeitgenössischen Akteur: sei es als Teufelswerk einzelner Wettermacher(innen), als göttliches Strafgericht zur Tilgung kollektiver Sündenschuld oder als klimatischer Katalysator für die Intensivierung des frühmodernen Staatsausbaus. Erst unter der Lupe der vergleichenden Regionalgeschichte treten sowohl die Gleichzeitigkeit als auch die große regionale Variabilität verschiedener kultureller Reaktionsmuster in den traditionellen Gesellschaften schärfer hervor. Auf die notwendige Augenhöhe gebracht, waren frühneuzeitliche Menschen daher sicherlich keine infantilen, in Ängsten erstarrten „Katastrophisten“, wie es in der populärwissenschaftlichen Publizistik des 21. Jahrhunderts des Öfteren anklingt. Womöglich können uns die alten Wettermacher ja lehren, dass die sogenannte Vormoderne unserer Gegenwart wesentlich näher liegt, als es die neuzeitliche „Entzauberung der Welt“ vermuten lässt.

**Eine Großstadt unter Welterbeschutz –  
zwischen bewahrenden Elementen und wachsender Metropole:  
Das Projekt „Golden Horn Metro Crossing Bridge“  
im Welterbe „Historische Bereiche Istanbul“<sup>1</sup>**

*von Nadine Hoffmann*

**Einleitung**

“[...] The outstanding universal value of Istanbul resides in its unique integration of architectural masterpieces that reflect the meeting of Europe and Asia over many centuries, and in its incomparable skyline formed by the creative of Byzantine and Ottoman architects.”<sup>2</sup>

Durch die Aufnahme in die Weltkulturerbeliste 1985 gelten die vier historischen Bereiche Istanbuls<sup>3</sup> als herausragende Kulturstätte, deren Verlust eine „Schmälerung des Erbes aller Völker der Welt“<sup>4</sup> darstellen würde. Nur wenige Städte haben ein so großes kulturelles Erbe, das sich in Bauwerken, in der Stadtstruktur und in historischen Sichtachsen über Jahrhunderte erhalten und noch immer Bestand hat. Doch Istanbul ist auch eine pulsierende Metropole, mit mehr als 12 Millionen Einwohnern die größte in Europa. Dies muss unweigerlich zu Problemen zwischen städtebaulichen Projekten auf der einen und Schutz und Erhalt historischer Substanz auf der anderen Seite führen. Istanbul steht ständig im Konflikt einer Großstadt zwischen bewahrenden Elementen und wachsender Metropole. Ab 2005 manifestierte sich dieser Konflikt an der „Golden Horn Metro Crossing Bridge“, die von der Stadt genehmigt, vom Welterbekomitee wegen Gefährdung historischer Sichtachsen abgelehnt wurde. Im Verlauf der Auseinandersetzung drohte die UNESCO mit der

<sup>1</sup> So lautet auch der Titel meiner Masterarbeit, die 2011 bei Frau Prof. Dr. Eva-Maria Seng am Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe UNESCO der Universität Paderborn eingereicht wurde. Ziel der Arbeit ist es, die im Studium entwickelten Vorgehensweisen für den Schutz von Kulturgütern anhand eines Fallbeispiels anzuwenden und Handlungs- sowie Lösungsstrategien zu entwickeln. Dass die Entscheidung auf Istanbul fiel hatte mehrere Gründe: Während meines Studienaufenthaltes in Istanbul spitzte sich der Konflikt um die geplante Metrobrücke im Welterbe Istanbul, zu und es wurde mit der Streichung von der Welterbeliste gedroht. Der Konflikt bot die Möglichkeit internationale Prozesse der Aufarbeitung, Vermittlung und Verwaltung des Kulturerbes aufzuzeigen und die im Studium erlernten Ansätze anzuwenden. Ich konnte vor Ort recherchieren und mir den Konflikt in situ erarbeiten. Zudem gehörte Frau Dr. Ringbeck, die als Dozentin Seminare in unserem Studiengang anbot, zu dem von der UNESCO für den Fall Golden Horn Metro Crossing Bridge berufenen Steering Komitee. Durch sie wurde mir die Gelegenheit gegeben, an den Meetings in Istanbul teilzunehmen und so Einblicke in die Arbeit der UNESCO zu erlangen. Istanbul bot somit als Fallbeispiel die besten Möglichkeiten, die im Studium erlernten Fähigkeiten in praxi anzuwenden.

<sup>2</sup> UNESCO: Brief Synthesis, Historic Areas of Istanbul; <http://whc.unesco.org/en/list/356>

<sup>3</sup> Archäologischer Park, Süleymaniye-Viertel, Zeyrek-Viertel und Theodosianische Landmauer.

<sup>4</sup> DEUTSCHE UNESCO-KOMMISSION u. a. (Hg.): Welterbe-Manuel, Handbuch zur Umsetzung der Welterbekonvention in Deutschland, Luxemburg, Österreich und der Schweiz, Bonn 2009, S. 17.

Streichung von der Welterbeliste. Durch die letztendlich erfolgte Kooperation wurde eine „Independent Assessment of Visual Impact Study“ (Sichtfeldanalyse) erstellt, um in Abstimmung mit dem Welterbekomitee eine für alle Beteiligten akzeptable Lösungen zu finden – auch wenn die neuesten Entwicklungen zeigen, daß diese nur im geringen Maße umgesetzt wurden.<sup>5</sup>

Demnach stellt sich die Frage, inwieweit sich Stadtentwicklung und Denkmalschutz gegenseitig ausschließen? Wie geht die UNSECO damit um? Welches Problem stellte die geplante Brücke in Istanbul überhaupt dar? Wie kann eine Sichtfeldanalyse zur Lösung dieser Konflikte beitragen? Welche Präventions- und Regulierungsinstrumentarien sind notwendig?

Antworten findet man in der „Independent Assessment of the Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge on the World Heritage property Historic Areas of Istanbul“<sup>6</sup>, erstellt vom Institut für Städtebau und Landesplanung der RWTH Aachen. Es handelt es sich um ein detailliertes Gutachten über die visuellen Auswirkungen der geplanten Brücke. Die von unabhängigen Experten angefertigte Sichtfeldanalyse ist eine objektive Betrachtung der Probleme einer Großstadt unter Welterbeschutz. Ergänzt wird diese durch Dokumente des UNESCO-Welterbekomitees und ICOMOS (International Council on Monuments and Sites). Die vorhandenen Quellen machen es möglich eine detaillierte Darstellung des UNESCO-Welterbes im Allgemeinen und die Chronologie Istanbuls als Weltkulturerbe im Besonderen zu erarbeiten. Die fundierte erarbeitete Visual Impact Study ist der Ausgangspunkt für das Fallbeispiel Istanbul. Dessen Problematik konnte so kontextualisiert und darauf aufbauend Präventions- und Regulierungsinstrumente erörtert werden.

### **Die Geschichte der Stadt Istanbul im Spiegel der Topografie**

"Istanbul liegt an der Schnittstelle zweier Kontinente und war die Hauptstadt von drei mächtigen Reichen, dem Oströmischen, dem Byzantinischen und dem Osmanischen. [...] Die Stadt war über zwei Jahrtausende eng mit der politischen, religiösen und künstlerischen Geschichte sowohl Europas als auch Asiens verbunden.“<sup>7</sup>

Noch heute lässt sich diese über 2000-jährige Geschichte anhand der erhaltenen Bauwerke, der Topografie und Morphologie der Stadt nachvollziehen.

<sup>5</sup> UNESCO: Decisions 36COM 7B.89 Historic Areas of Istanbul. (17.03.2013)

<sup>6</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.): Independent Assessment of the Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge on the World Heritage property „Historic Areas of Istanbul“, Aachen 2011.

<sup>7</sup> UNESCO (Hg.): Das Welterbe. Die Vollständige, von der UNESCO autorisierte Darstellung der außergewöhnlichen Stätten unserer Erde, München 2010, S. 226.

327–330 n. Chr. gab Kaiser Konstantin den Auftrag ein ‚Neues Rom‘ im Osten des Reiches zu errichten, Konstantinopel.<sup>8</sup> Es entstand ein neuer Mauerring, ein Großer Palast, die Bischofskirche Hagia Eirene sowie Repräsentationsbauten.<sup>9</sup> Das unter Konstantin auf der historischen Halbinsel neu gebaute Straßennetz mit Hauptstraße, Uferstraßen und den sich in der Stadtmitte gabelnden Nebenstraßen, ist in seiner Grundstruktur bis heute erhalten.<sup>10</sup> Konstantinopel erlangte als Hauptstadt den Vorrang vor Rom, wuchs kontinuierlich und gewann immer mehr an Bedeutung.<sup>11</sup> Zur Sicherung der Stadt ließ Theodosius II. (401–450 n. Chr.) ab 413 n. Chr. eine Landmauer<sup>12</sup> errichten. Die circa sieben Kilometer lange Mauer war das mächtigste Wehrsystem der Antike und des Mittelalters. Heute zählt sie zu einem der vier historischen Bereiche Istanbuls auf der Welterbeliste.<sup>13</sup> Die letzte große Bauphase, die das Bild der Stadt bis 1453 bestimmte, erfuhr Konstantinopel mit der Wiedererrichtung des durch Erdbeben und Brände zerstörten Stadtzentrums sowie dem Bau der Hagia Sophia<sup>14</sup> unter Justinian (527–565 n. Chr.). Mit seinem Tod 565 n. Chr. verfiel das Reich zusehends, es geriet in die Defensive und die Stadt wurde immer wieder Ziel von Angriffen. Erst mit der Regierungszeit Basileios I. (867–886) begann die Periode des Wiederaufschwungs. Byzanz wurde zur beherrschenden Macht im Osten und Konstantinopel erlebte eine Blütezeit. Sichtbar wird dies in der Christos-Pantokrator-Kirche, die heute Teil des Weltkulturerbes ist.<sup>15</sup> 1024 eroberten die Kreuzfahrer die Stadt<sup>16</sup> und sie war bis 1263 Hauptstadt eines lateinischen Kaiserreiches, in dem aus Geldnot zahlreiche Kirchen abgerissen oder dem Verfall überlassen wurden. Erst mit der Rückeroberung durch Kaiser Michael VIII. (1259–1282) setzten neue Bautätigkeiten ein. Paläste, Kirchen und Klöster wurden gesichert und wiederaufgebaut.<sup>17</sup> Kennzeichnend für die neue Hochphase der byzantinischen Kunst ist die Ausgestaltung des Chora-Klosters mit ihren Mosaiken und Fresken<sup>18</sup>, heute Teil des Weltkulturerbes Istan-

<sup>8</sup> ODAHL, Charles Matson: *Constantine and the Christian Empire*, New York 2004, S. 233. Eine erste bedeutende Siedlung entstand bereits um 685 v. Chr. auf der asiatischen Seite, Chalcedon. Die Siedlung auf europäischer Seite geht zurück auf eine von griechischen Siedlern begründete Kolonie namens Byzantion, deren Anfänge auf die Jahre um 660 v. Chr. datiert werden. MÜLLER-WIENER, Wolfgang: *Bildlexikon zur Topographie Istanbuls*, Tübingen 1977, S. 16.

<sup>9</sup> MÜLLER-WIENER, *Bildlexikon zur Topographie Istanbuls*, S. 19.

<sup>10</sup> KUBAT, Ayse Sema: *The Morphological History of Istanbul*, in: *Urban Morphology* 3 (I), Istanbul 1999, S. 28–41, S. 34.

<sup>11</sup> Das Ende des Weströmischen Reiches 476 n. Chr. war ein Grund dafür.

<sup>12</sup> ASUTAY-EFFENBERGER, Neslihan: *Die Landmauer von Konstantinopel-Istanbul*, Berlin 2007.

<sup>13</sup> UNESCO: *Advisory Body Evaluation* 356, 1985, S. 2.

<sup>14</sup> Ihre Bauweise ist eine Verschmelzung des basilikalen Kirchentyps mit dem aus dem Osten stammenden zentralen Kirchenbau. MÜLLER-WIENER, *Bildlexikon zur Topographie Istanbuls*, S. 22. Zur Hagia Sophia vgl. KLEINBAUER, Eugene/ WHITE, Antony/ MATTHEWS, Henry: *Hagia Sophia*, London 2004.

<sup>15</sup> UNESCO: *Advisory Body Evaluation* 356, S. 2f.

<sup>16</sup> SCHREINER, *Byzanz 565–1435*, München 2001, S. 22–34.

<sup>17</sup> MÜLLER-WIENER, *Bildlexikon zur Topographie in Istanbul*, S. 24ff.

<sup>18</sup> SCHREINER, *Byzanz 565–1435*, S. 118f.

bul.<sup>19</sup> Zur gleichen Zeit wuchs jedoch der politische Druck von außen. Das immer kleiner werdende Reichsgebiet stand dem rasch expandierenden Osmanischen Reich gegenüber. Am 29. Mai 1453 fällt Konstantinopel<sup>20</sup>, am 1. Juni 1453 zog Mehmed II., der Eroberer, in die Hagia Sophia, seine neue Hauptmoschee, ein. Damit endete die byzantinische Geschichte – das Oströmische Reich existierte nicht mehr.

Mit der Eroberung und ihrer Transformation in eine osmanische Stadt beginnt ein neuer, bedeutender Abschnitt in der Stadtgeschichte, die geprägt ist von Restauration und Modernisierung.<sup>21</sup> Der Sultan ließ Stadtmauern, Aquädukte und Monumente restaurieren und Kirchen erhalten. Einige von ihnen, wie die Hagia Sophia<sup>22</sup>, wurden fortan als Moscheen genutzt. Daneben begann Mehmed II. mit dem Bau des Topkapı-Palast<sup>23</sup>, heute als Teil des Archäologischen Parks auf der Welterbeliste. Sein bedeutendstes Bauwerk war die Mehmed-Fatih-Camii.<sup>24</sup> Ihr angegliedert waren eine Universität, eine Bücherei, ein Hospiz, ein Hospital, eine Karawanserei und eine Suppenküche. Die Moscheen wurden durch diesen Aufbau als „Küllüye“ Mittelpunkt neuer Stadtviertel.<sup>25</sup> Die größte Machtentfaltung erreichte das Osmanische Reich und Istanbul unter Sultan Süleyman I., dem Prächtigen, (1520–1566)<sup>26</sup>. In seiner Regierungszeit prägte er durch seine Bautätigkeiten das Stadtbild nachhaltig. Zu den von Baumeister Sinan<sup>27</sup> errichteten Meisterwerken gehört auch die von 1550–1570 entstandene Süleymaniye-Camii.<sup>28</sup>

<sup>19</sup> UNESCO, Advisory Body Evaluation 356, S. 3.

<sup>20</sup> JORGA, Nicolae: Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. 2: bis 1538, Frankfurt 1990, S. 3–38.

<sup>21</sup> GÜNTHER, Hubertus: Die osmanische Renaissance der Antike im Vergleich mit der italienischen Renaissance, in: ASUTAY-EFFENBERGER, Neslihan/ REHM, Ulrich (Hg.): Sultan Mehmed II. Eroberer Konstantinopels – Patron der Künste, Köln 2009, S. 93–138, S. 97.

<sup>22</sup> FREELY, John: A History of Ottoman Architecture, Southampton 2011, S. 100ff.

<sup>23</sup> FREELY, Ottoman Architecture, S. 139–182.

<sup>24</sup> GÜNTHER, Die osmanische Renaissance, S. 100f.

<sup>25</sup> KUBAT, Morphological History of Istanbul, S. 35.

<sup>26</sup> MATUZ, Josef: Süleyman der Prchtige (Soliman), in: FASSMANN, Kurt (Hg.): Die Großen der Weltgeschichte, Bd. 4, Zürich 1973, S. 961–977.

<sup>27</sup> GÜNAY, Reha: Sinan – the architect and his works, o. O. 2007.

<sup>28</sup> AKTUĞLU, Yesim/ ALTIN, Mujde/ TANAC, Mine u.a.: Suleymaniye Mosque of Mimar Sinan in Turkish Architectural Construction History, o. O. 2009.



Abb. 1: Die Süleymaniye-Moschee

Bis heute ist die Moschee in der Stadtsilhouette von großer Bedeutung und bildet mit ihrer Umgebung einen der vier historischen Bereiche des Weltkulturerbes.<sup>29</sup>

Die rege Bautätigkeit kam gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus finanziellen Gründen zum Erliegen. Eines der wenigen Großbauwerke dieser Zeit ist die zwischen 1609–1616 im Auftrag Sultan Ahmets I. (1603–1617) errichtete Sultan-Ahmet-Camii, auch ‚Blaue Moschee‘ genannt.<sup>30</sup> Gegenüber der Hagia Sophia gelegen, ist sie bis heute eine unverkennbare Landmarke in der Stadtsilhouette und als Bauwerk der historischen Halbinsel Teil des Istanbul Weltkulturerbes.<sup>31</sup> Bis in das 19. Jahrhundert hinein ist sie das letzte große Bauprojekt der Sultane, die die Stadt in ihrer Silhouette prägten.

Erst der Bau des Dolmabahçe-Palastes<sup>32</sup> und der Umzug der Regierung aus dem alten Topkapı-Palast in den neuen Palast (1856) ist symbolisch für eine neue Epoche in der

<sup>29</sup> UNESCO, Advisory Body Evaluation 356, S. 3.

<sup>30</sup> LANGMEAD, Donald/ GARNAUT, Christine: Encyclopaedia of architectural and engineering feats, Santa Barbara 2001, S. 322ff. Die Moschee ist einer der letzten Bauten, die in dieser klassischen Weise gebaut wurde, bevor sich im 18. Jahrhundert ein Stilwandel zum osmanischen Barock vollzog.

<sup>31</sup> UNESCO, Advisory Body Evaluation 356, S. 3.

<sup>32</sup> ÇELİK, Zeynep: The remaking of Istanbul, Berkley 1993, S. 130.

Stadtgeschichte, die Öffnung gen Westen.<sup>33</sup> Galata und Beyoğlu hatten durch ihre europäischen Standards eine Vorreiterrolle.<sup>34</sup> Galata wuchs als bedeutendes Handelszentrum heran, wodurch eine Verbindung zwischen Karaköy und Eminönü notwendig wurde. 1846 kam es zum Bau der ersten Galata-Brücke, die schnell zu einem öffentlichen Platz in der Stadt wurde, an dem sich das alltägliche Leben abspielte. Parallel zu den entstehenden Brücken wurden weitere Transportwege erschlossen. Gebaut wurden pferdegezogene Straßenbahnen, erste U-Bahnlinien und mit dem Bau des Sirekeci-Bahnhofs, der Endstation des Orientexpress, wurde Istanbul durch eine Zugverbindung an Westeuropa angeschlossen.<sup>35</sup>

Mit der Proklamation der Türkischen Republik am 29. Oktober 1923 durch Kemal Atatürk<sup>36</sup> und der Wahl Ankaras als Regierungssitz verfielen die Bauten der Osmanen in Istanbul.<sup>37</sup> Dies war Auslöser für Veränderungen im Stadtbild. Eine neue, öffentliche Verkehrsinfrastruktur, etwa eine Nord-Südverbindung mit dem Startpunkt Taksim-Platz, sollte bestehende strukturelle Probleme lösen. Eine Metrolinie sollte durch Pera und Galata verlaufen, um dann das Goldene Horn auf der Galata-Brücke zu überqueren und auf der historischen Halbinsel an der Hagia Sophia vorbei zum Beyazit-Platz zu fahren<sup>38</sup> – ohne dabei auf den bestehenden osmanischen Straßengrundriss Rücksicht zu nehmen.<sup>39</sup> Vergleicht man die damaligen mit den aktuellen Plänen der Golden Horn Metro Crossing Bridge wird deutlich, dass die Grundidee des heutigen Projekts auf die Pläne von damals zurückgehen.

1956 begann eine neue Phase in der Stadtentwicklung. Kernpunkte waren die Modernisierung und Restaurierung historischer Komplexe als auch die Entstehung eines autogerechten Stadtnetzes im Stadtgebiet. Eine immense Zerstörung historischer Gebäudekomplexe war die Folge.<sup>40</sup> In den kommenden Jahren wuchs Istanbul zu einer Megacity heran. So kam es in den 1980er Jahren nochmals zu einem neuen Verkehrskonzept<sup>41</sup>, dem entlang des Goldenen Horns zahlreiche historische Gebäude weichen mussten. In dieser Zeit entstanden die ersten Pläne zum Bau der Golden Horn Metro Crossing Bridge.

<sup>33</sup> ÇELİK, *The remaking of Istanbul*, S. 31ff.

<sup>34</sup> SEGER, Martin/ PALENCAR, Friedrich: *Istanbul, Metropole zwischen den Kontinenten*, Berlin 2006, S. 67f.

<sup>35</sup> ÇELİK, *The remaking of Istanbul*, S. 90ff.

<sup>36</sup> KREISER, Klaus: *Atatürk, Eine Biographie*, München 2008.

<sup>37</sup> BILSEL, Cänä: *Remodelling the Imperial Capital in the Early Republican Era: the Representation of History in Henri Prost's Planning of Istanbul*, in: OSMOND, Jonathan/ CIMDINA, Ausma (Hg.): *Power and culture: identity, ideology, representation*, Pisa 2007, S. 95–166, S. 101f.

<sup>38</sup> BILSEL, *Remodelling the Imperial Capital*, S. 104.

<sup>39</sup> KUBAT, *The Morphological History of Istanbul*, S. 36.

<sup>40</sup> Gleichzeitig kam es zur Ausweisung historischer Zonen beispielsweise am Bosphorus. SEGER/ PALENCAR, *Istanbul*, S. 89ff.

<sup>41</sup> Dazu gehörten die Errichtung einer neuen Galata-Brücke und der Beginn des U-Bahnbaus. SEGER/ PALENCAR, *Istanbul*, S. 103.

Trotz aller Baumaßnahmen ist die Stadtstruktur bis heute geprägt von römischen, byzantinischen und osmanischen Bauten, die der Stadt ihre Einzigartigkeit verleihen. Diese Tatsache trug dazu bei, dass die Historischen Bereiche Istanbul 1985 in die Welterbeliste aufgenommen wurden.<sup>42</sup> Die von der UNESCO 1972 verabschiedete Konvention „Zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt“ besagt „[...] that parts of the cultural or natural heritage are of outstanding interest and therefore need to be preserved as part of the world heritage of mankind as a whole.“<sup>43</sup> Was unter dem Begriff „außergewöhnlich“ verstanden wird, ist in den „Operational Guidelines for the World Heritage Committee“<sup>44</sup> definiert, die stetig modifiziert werden.<sup>45</sup> 1984 trat die zweite überarbeitete Version der Guidelines in Kraft, deren Kriterien bei der Evaluierung der Istanbul Nominierung anzuwenden waren.<sup>46</sup> Zu beachten ist hier, dass diese Guidelines weder die Festlegung von Pufferzonen und Sichtachsen noch einen Managementplan forderten. ICOMOS sprach sich für eine Aufnahme

Istanbuls in die Liste aus<sup>47</sup>, empfahl die Kriterien i, ii, iii und iv<sup>48</sup>, verwies aber auf die Problematik der Einschreibung einer Metropole wie Istanbul. Das ständige Bevölkerungswachstum, die unkontrollierbare Urbanisation sowie die Verschmutzung durch wachsende Industrie bedrohe die historische Altstadt und verändere die konservatorischen Gegebenheiten. Eine Aufnahme des gesamten Stadtkerns müsse, auch wegen der bereits zerstörten Strukturen, überdacht werden. Stattdessen empfahl ICOMOS die Einschreibung von vier historischen Bereichen: den Archäologischen Park an der Spitze der Halb-

<sup>42</sup> <http://whc.unesco.org/archive/1985/sc-85-conf008-4e.pdf> (04.06.2011).

<sup>43</sup> UNESCO: Convention Concerning the Protection of the World Cultural and Natural Heritage, Paris 1972, S. 2.

<sup>44</sup> UNESCO: Operational Guidelines for the World Heritage Committee, Paris 1977.

<sup>45</sup> Eine Auflistung aller Guidelines findet man unter: <http://whc.unesco.org/en/guidelines>

<sup>46</sup> UNESCO, Operational Guidelines 1984, S. 7f.: „(i) represent a unique artistic achievement, a masterpiece of the creative genius; or (ii) have exerted great influence, over a span of time or within a cultural area of the world, on developments in architecture, monumental arts or town-planning and landscaping; or (iii) bear a unique or at least exceptional testimony to a civilization which has disappeared; or (iv) be an outstanding example of a type of building or architectural ensemble which illustrates a significant stage in history; or (v) be an outstanding example of a traditional human settlement which is representative of a culture and which has become vulnerable under the impact of irreversible change; or (vi) be directly or tangibly associated with events or with ideas or beliefs of outstanding universal significance (the committee considers that this criterion should justify inclusion in the List only in exceptional circumstances or in conjunction with other criteria); And b) meet the test of authenticity in design, materials, workmanship or setting (the Committee stressed that reconstruction is only acceptable if it is carried out on the basis of complete and detailed documentation on the original and to no extent on conjecture).“

<sup>47</sup> „One cannot conceive of the World Heritage List without this city which was built at the crossroads of two countries which was successively the capital of the Eastern Roman Empire, the Byzantine Empire and the Ottoman Empire and which was constantly been associated with major events in the political history, religious history and art history of Europe and Asia for nearly twenty centuries.“ UNESCO, Advisory Body Evaluation 356, S. 1.

<sup>48</sup> UNESCO, Advisory Body Evaluation 356, S. 1.

insel, das Süleymaniye-Viertel, das Zeyrek-Viertel und den Bereich der historischen Stadtmauer. Anhand der ausgewählten Areale und der sich in diesen Territorien befindlichen Bauwerke, kann die Historie der Stadt illustriert und ihre Einmaligkeit dargestellt werden.<sup>49</sup>

In der Begründung wird eines der bedeutendsten Merkmale Istanbuls herausgehoben: die Interaktion verschiedener Kulturen und Epochen in den unterschiedlichen Stadtteilen. Dass die historische Bedeutung der Stadt, versinnbildlicht durch die prestigeträchtigen Monumente des jeweiligen Säkulums, sowie ihre kulturelle und religiöse Relevanz, die Intention hinter der Einschreibung war, zeigt sich im außergewöhnlich universellen Wert (OUV):

„Criterion I: the proposed cultural property includes unique monuments and masterpieces of universal architecture such as St. Sophia which was built by Anthemios of Tralles and Isidoros of Milet in 532–537 and the Süleymaniye mosque, a masterpiece of Sinan architecture.

Criterion II: throughout history, the monuments in the city’s centre have exerted considerable influence on the development of architecture, monumental arts and the organization of space, both in Europe and in Asia. Thus, the 6,650 meter terrestrial wall of Theodosius II with its second line of defences, created in 447, was one of the leading references for military architecture even before St. Sophia’s became a model for an entire family of churches and later mosques and before the mosaics of the palaces and churches of Constantinople influenced the Eastern and Western Christian Art.

Criterion III: Istanbul bears unique testimony to the Byzantine and Ottoman civilizations.

Criterion IV: The Palace of Topkapi and the Süleymaniye mosque with its annexes (Caravanserail, madrasa, medical school, library, hammam, hospice,

<sup>49</sup> “The ancient city and the capital of the Eastern Roman Empire are both represented by the hippodrome of Constantine (324) in the Archaeological Park, by the aqueduct of Valens (378) in the Süleymaniye quarter and by the ramparts built starting in 413 upon the order of Theodos II, located in the last of the four zones – The capital of the Byzantine Empire is highlighted by several major monuments: in the Archaeological Park there are the churches of St. Sophia and St. Irene which were built under the reign of Justinian (527–565); in the Zeyrek quarter there is the ancient Pantocrator Monastery which was founded under John II Comnène (118–1143) by the Empress Irene; in the zone of the ramparts there is the old church of the Holy Savior in Chora (presently Kahriye Camii) with its marvellous mosaics and paintings from the 14<sup>th</sup> and 15<sup>th</sup> centuries. Moreover, the current layout of the walls results from modifications performed in the 7<sup>th</sup> and 12<sup>th</sup> centuries to include the quarter and the palace of Blachernes. – The capital of the Ottoman Empire is represented by its most important monuments: Topkapi Saray and the Blue Mosque in the archaeological zone; the Sehzade and Süleymaniye mosques which are two of the architect Koca Sinan’s major works and which were constructed under Süleyman the Magnificent (1520–1566) in the Süleymaniye quarter; and also by the vernacular settlement vestiges of this very quarter (525 wooden houses which are listed and protected).” UNESCO, Advisory Body Evaluation 356, S. 2f.

cemetery etc.) provide the best examples of ensembles of palaces and religious complexes of the Ottoman period.”<sup>50</sup>

Durch die Aufnahme in die UNESCO-Welterbeliste wurden die historischen Bereiche Istanbuls als Kulturgut definiert, das „[...] der ganzen Menschheit erhalten werden müsse [...]“<sup>51</sup>. Die Türkei hat sich mit der Unterzeichnung des Übereinkommens zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt verpflichtet „[...] wirksame und tatkräftige Maßnahmen zum Schutz und zur Erhaltung [...]“ sowie „[...] rechtliche, wissenschaftliche, technische, Verwaltungs- und Finanzmaßnahmen zu treffen, die zur Erfassung, Schutz, Erhaltung in Bestand und Wertigkeit [...]“<sup>52</sup> notwendig sind. In Istanbul gelang dies nur bedingt. Als bevölkerungsreichste Stadt der Türkei kämpft Istanbul mit den Problemen einer Großstadt. Verkehr, Industrie und unkontrollierbare Urbanisierung gefährden das historische Erbe und haben Einfluss auf dessen Konservierung. Seit der Listeneintragung wurde eine immer größere Gefährdung, teilweise sogar Zerstörung des Kulturerbes festgestellt. So kam es beispielsweise zu einem teilweisen Abriss der für die ottomanische Periode typischen Holzhäuser.<sup>53</sup> Ferner führten städtebauliche Pläne zu Diskrepanzen zwischen den türkischen Verantwortlichen und dem Welterbekomitee. Die Planungen der Golden Horn Metro Crossing Bridge wurde vom Komitee kritisch beobachtet, auch weil die zuständigen Behörden das Komitee nicht, wie in den Operational Guidelines<sup>54</sup> vorgesehen, in der Planungsphase informiert hatte. Seitens des Welterbekomitees begann man über Konsequenzen zu beraten.<sup>55</sup> In den Jahren 2003–2007 wurden immer wieder mangelnde Zusammenarbeit, schlechter Informationsaustausch und nicht ausreichende konservatorische Maßnahmen beanstandet. 2003 forderte das Komitee erstmals einen Bericht über die Entwicklungen bis dahin beanstandeter Maßnahmen, auch im Hinblick einer möglichen Einschreibung in die Liste der gefährdeten Kulturgüter (Rote Liste)<sup>56</sup> – eine Konsequenz, die bis 2007 öfter in Betracht gezogen wurde. Daraufhin zeigte sich Istanbul kooperativ, sagte die Einrichtung einer World Heritage Unit im Ministerium für Kultur und Tourismus und eines Büros für die Überwachung und Verteilung von Mittel für den Schutz und die Konservierung der Bereiche in Istanbul zu.<sup>57</sup> 2006 wurde das Projekt Golden Horn

<sup>50</sup> UNESCO, Advisory Body Evaluation 356, S. 3f.

<sup>51</sup> UNESCO-Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt (offizielle deutsche Übersetzung aus dem Bundesgesetzblatt), 1977.

<sup>52</sup> UNESCO-Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt.

<sup>53</sup> UNESCO, Mission Report 2008, S. 7.

<sup>54</sup> „The World Heritage Committee invites the States Parties to the Convention Concerning the Protection of the World Cultural and Natural Heritage to inform the Committee [...] of their intention to undertake or to authorize in an area protected under the Convention major restorations or new constructions which may affect the World Heritage value of the Property. [...]”. UNESCO: Operational Guidelines for the Implementation of the World Heritage Convention, Paris 1999, S. 14.

<sup>55</sup> UNESCO: Report WHC-2000/CONF.204/21, Paris 2001, S. 132.

<sup>56</sup> UNESCO: Decision-27Com 7B.79 – Historic Areas of Istanbul; <http://whc.unesco.org/en/de>.

<sup>57</sup> UNESCO: Decision - 28COM 15B.80.

Metro Crossing Bridge erstmals zum Entscheidungsgegenstand im Welterbekomitee. Man ordnete eine Prüfung aller Infrastrukturprojekte, die die visuelle Integrität der historischen Halbinsel tangieren könnten an, darunter auch die geplante Brücke über das Goldene Horn.<sup>58</sup> Nachdem Istanbul den Aufforderungen nicht nachkam, wurde in der Welterbekomiteesitzung 2007 wiederholt die Einschreibung in die Rote Liste in Erwägung gezogen<sup>59</sup> – ohne Reaktion. 2009 forderte das Komitee Istanbul erneut auf, die Brückenpläne zu modifizieren und drohte abermals mit der Aufnahme in die Rote Liste.<sup>60</sup> Reklamiert wurden Alternativvorschläge und eine unabhängige Sichtfeldanalyse bevor irreversible Entscheidungen getroffen würden.<sup>61</sup> Nachdem auch 2010 Missstände in der Koordination festgestellt worden sind<sup>62</sup>, blieb das Komitee konsequent und entschied „[...] to inscribe the property on the List of World Heritage in Danger [...]“<sup>63</sup>. Um eine Eintragung 2011 zu verhindern, wurden Istanbul eine Reihe von Bedingungen auferlegt. Hierzu gehörte die Erstellung eines Managementplans, eine Sichtfeldanalyse und eine Alternative zur geplanten Brücke.<sup>64</sup> Das Komitee kritisierte die Pylonenhöhe, die die visuelle Integrität des Süleymaniye-Gebietes und der historischen Halbinsel unwiderruflich schädigen würden, das vertikale Brückendesign, da es in Konkurrenz zur Süleymaniye-Moschee trete und das massive Design der Metrostation, das zusätzliche Sichtbehinderungen mit sich bringe.<sup>65</sup> Ein ausführlicher Umsetzungsbericht sowie ein Alternativvorschlag seien bis zum 1. Februar 2011 beim Welterbezentrum einzureichen. Nur dann könne nach eingehender Prüfung eine Eintragung in die Rote Liste verhindert werden.<sup>66</sup>

Eben diese Forderungen sind Ausgangspunkt der „Independent Assessment of the Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge on the World Heritage property Historic Areas of Istanbul“. Es ist die Reaktion auf einen seit über vier Jahren wachsenden Konflikt um eine Brücke im Weltkulturerbe Istanbul und der letzte (oder auch erste) Versuch seitens der lokalen Autoritäten, eine erneute Eintragung in die Rote Liste oder gar Streichung zu verhindern. Obwohl die Operational Guidelines die Zusammenarbeit bei großen Bau- oder Restaurierungsarbeiten in durch die Konvention geschützten Territorien fordern,<sup>67</sup> wurden in Istanbul alle Entscheidungen – bewußt oder unbewußt – ohne das Welterbekomitee getroffen.

<sup>58</sup> UNESCO: Decision - 30Com7B.73 – State of Conservation (Historic Areas of Istanbul).

<sup>59</sup> UNESCO: Decision – 31COM 7B.89 – Historic Areas of Istanbul.

<sup>60</sup> UNESCO: Decision - 33COM 7B.124 – Historic Areas of Istanbul.

<sup>61</sup> UNESCO: Decision 1916.

<sup>62</sup> UNESCO: WHC-10/34.COM 7B, Paris 2010, S. 189.

<sup>63</sup> UNESCO, WHC-10/34.COM 7B, S. 193.

<sup>64</sup> UNESCO, WHC-10/34.COM 7B, S. 194.

<sup>65</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (HG), Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge, S. 84.

<sup>66</sup> UNESCO: WHC-10/34.COM 7B, Paris 2010, S. 194.

<sup>67</sup> UNESCO, Operational Guidelines 2005, S. 44, § 172.

### Das Bauprojekt „Golden Horn Metro Crossing Bridge“

Um eine Verbindung zwischen dem öffentlichen Verkehr der Ost-West- und Nord-Südachse der Stadt sowie zu dem Bauprojekt Marmaratunnel herzustellen, beabsichtigte Istanbul seit geraumer Zeit die Errichtung einer Metrobrücke über das Goldene Horn.<sup>68</sup> So würde ein miteinander verbundenes Metronetz geschaffen, das die Stadt bis dato nicht besaß. Mit einer Länge von 21 km und einer Kapazität von 732.000 Passagieren pro Tag soll die Brücke die Verkehrssituation der Stadt verbessern und die Umweltbelastung reduzieren.<sup>69</sup>

Das Projekt kann in drei Konstruktionsphasen aufgeteilt werden: die Strecke zwischen Yenikapi und dem Goldenen Horn, die Brücke selbst und der Abschnitt zwischen dem Goldenen Horn und dem Taksim-Platz. Nachdem die Bauarbeiten der Verbindungsstrecken 1992 und 1998 begonnen hatten, startete die Auswahl verschiedenster Brückentwürfe um im letzten Bauabschnitt die Verbindung über das Goldene Horn zu schaffen.<sup>70</sup> Zwölf Vorschläge wurden von dem zuständigen Gremium<sup>71</sup> abgelehnt. 2005 wurde ein Vorschlag eingereicht, der zwei Pylonen mit einer Spannweite von 180 m und einer Gesamthöhe von 82,50 m vorsah, an denen in einer Höhe von 63 m Stahlkabel angebracht waren und eine Metrostation in der Brückenmitte.<sup>72</sup> Im Laufe der weiteren Planungsprozesse kam es zu Modifikationen dieses Vorschlages, da das Welterbekomitee bei der Version 2005 mit der Einschreibung auf die Rote Liste drohte. 2010 wurde dem Komitee folgender Vorschlag eingereicht: Es handelt sich um eine 360 m lange Two-Span-Cable-Stayed-Bridge, an deren Tunnelausgängen an beiden Ufern des Goldenen Horns Talüberführungen zum eigentlichen Brückensegment führen. Das Hauptsegment zwischen den Pylonen hat eine Länge von 180 m. Die Pylonen haben eine Höhe von 65 m. In 55 m Höhe soll das letzte Drahtseil befestigt werden, 9 pro Seite, 18 pro Pylon. In diesem Segment ist der Bau einer überdachten Metrostation beabsichtigt. Darunter, auf beiden Seiten des Decks, befindet sich der Fußgängerweg. Die Brücke ist als Swingbridge angelegt, der Schwenkbereich des beweglichen Armes erreicht 90 Grad und kann innerhalb von 5 Minuten geöffnet werden.<sup>73</sup> Auch diese Alternative fand bei der UNESCO keine Zustimmung, die Baurbeiten hatten allerdings bereits begonnen. Ein Konflikt zwischen den Akteuren war nicht mehr zu umgehen.

Der Ausbau des öffentlichen Verkehrsmittelnetzes soll zur Verbesserung der Verkehrssituation beitragen und die Umweltbelastung reduzieren. Auch das Welterbekomitee

<sup>68</sup> UNESCO, Operational Guidelines 2005, S. 3.

<sup>69</sup> UNESCO, Operational Guidelines 2005, S. 1.

<sup>70</sup> Istanbul Metro System – Golden Horn Metro Crossing Bridge Project Background S. 5.

<sup>71</sup> Das Gremium setzt sich aus Experten der Bereiche Architektur, Stadtplanung, Kunstgeschichte, Archäologie und Denkmalschutz zusammen.

<sup>72</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (HG), Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge, S. 71.

<sup>73</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (HG), Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge, S. 74f.

ist sich der Notwendigkeit einer Metrolinie bewusst. Dennoch kam es bei deren Planung und Bau immer wieder zu Konflikten, die dazu führten, dass die historischen Bereiche Istanbuls nur knapp einer Streichung entgangen sind.

### UNESCO-Welterbe

1978 wurden die ersten zwölf Kultur- und Naturerbestätten in die von der UNESCO 1972 beschlossenen Welterbesliste aufgenommen. Seitdem hat sich die Liste stetig weiterentwickelt. Als Reaktion auf die fortschreitenden Entwicklungsprozesse und dem Versuch, die Balance zwischen Bewahren und Entwickeln zu erhalten, wurden die Auswahlkriterien als auch die Operational Guidelines immer wieder neu definiert<sup>74</sup> und ergänzende Programme ins Leben gerufen. Eines davon ist das 1996 instituierte Welterbestädteprogramm.<sup>75</sup> Mehr als 230 Welterbestätten sind historische Stadtzentren, fast 400 Welterbestätten befinden sich in städtischen Gebieten und alle müssen sich den Urbanisierungsprozessen stellen. Hochhäuser oder Brückenbauten können sich negativ auf bestehende Sichtbeziehungen auswirken, was zu einem Verlust der Integrität, aber auch der Einzigartigkeit der Stadtsilhouette führen kann. Um diesen Entwicklungen entgegenzuwirken ohne gleichzeitig eine Modernisierung zu verhindern, wurden 1996 von der UNESCO Zielvorstellungen definiert: Verträglichkeitsanalysen für zeitgenössische Stadtentwicklung innerhalb historischer Stadtzentren, Rehabilitierungsprojekte und Balance von Kontinuität und Veränderung, von Einheitlichkeit und Diversität.<sup>76</sup> Daneben soll eine beratende Teilnahme des Welterbezentrums, vertreten durch Experten von Partnerorganisationen, in den Projektkomitees der Städte tätig werden. Moderne Architektur und historische Stadtzentren müssen kein Gegensatz sein. Die UNESCO sieht in zukunftsorientierter Stadtgestaltung bei gleichzeitigem Schutz des historischen Erbes eine Herausforderung für Stadtplaner. Doch auch das Welterbestädteprogramm konnte nicht verhindern, dass es wiederholt zu Konflikten zwischen städteplanerischen Projekten und den Schutzziele der Konvention kam. Das Bauprojekt Wien-Mitte Urban Center sah beispielsweise vor, den Bahnhof Wien-Mitte als Verkehrsknotenpunkt auszubauen und mit Hochhäusern als Ensemble in Dialog mit dem historischen Stadtzentrum zu stellen.<sup>77</sup> Ebenfalls genannt werden kann der Fall Kölner Dom. Auch hier gab es die städteplanerische Idee, durch den Ausbau des Köln-Deutzer Bahnhofs einschließlich eines integrierten neuen Hochhausstandorts eine neue Landmarke zu setzen, direkt gegenüber dem Kölner Dom.<sup>78</sup>

Aus den Erfahrungen zog die Generalversammlung der Vertragsstaaten Konsequenzen und verabschiedete 2005 das ‚Wiener Memorandum‘ zur Erhaltung der historischen Stadt-

<sup>74</sup> ICOMOS (Hg.), What is OUV?.

<sup>75</sup> UNESCO: Declaration on the Conservation of Historic Urban Landscapes, Paris 2005.

<sup>76</sup> UNESCO, Declaration on the Conservation of Historic Urban Landscapes, S. 122.

<sup>77</sup> WEHDORN, Manfred: Wien, Das historische Zentrum: Weltkulturerbe UNESCO, Wien 2004.

<sup>78</sup> SCHWEITZER, Andreas: UNESCO-Welterbe, Motor oder Bremse der Stadtentwicklung Köln, Berlin 2007.

landschaft.<sup>79</sup> Es sei notwendig, moderne Architektur adäquat in historische Stadtlandschaften zu integrieren, indem man eine „Studie zur Analyse der Auswirkung auf die kulturellen, visuellen und anderen Werte heranzieht“<sup>80</sup>. In den 2005 überarbeiteten Guidelines wurden entsprechend die Schutzgebiete und -ziele definiert und der Managementplan als Bestandteil künftiger Bewerbung festgelegt.<sup>81</sup> Neben der Welterbestätte als Kerngebiet zählt die Pufferzone, die „[...] das unmittelbare Umfeld der angemeldeten Stätte, Sichtachsen und andere Gebiete oder Merkmale umfassen, die für den Schutz einer Welterbestätte [von Bedeutung] sind [...]“<sup>82</sup>, hinzu. Da die Pufferzone aufgrund ihres zweidimensionalen Charakters oft nicht ausreichend ist, wurden Sichtachsen, Silhouetten- und Panoramenschutz festgelegt.<sup>83</sup> In Städten sollen die Richtlinien dazu dienen, die historische Stadtsilhouette zu schützen und die vertikale Entwicklung von Städten, die oft als Symbol wirtschaftlichen Erfolges gilt, zu unterbinden. Dies gilt vor allem, wenn alternative Standortmöglichkeiten vorhanden sind. Durch die im Managementplan festzulegenden Planungs- und Handlungsgrundlagen soll sichergestellt werden, dass die Stadtplanung den Denkmalschutz miteinbezieht, die städtische Funktion wahrt ohne die ökonomische Weiterentwicklung der Stadt zu verhindern. Die historische Typologie und Morphologie soll durch eine Balance zwischen Erhaltung und Entwicklung bewahrt werden. Das Wiener Memorandum wurde als Konsensprogramm formuliert und appelliert auf moralisch-ethnischer Ebene an die Verantwortlichen. Dies bedeutet gleichsam, daß es „außer“ dem Verlust des Welterbetitels keine Sanktionsmöglichkeiten gibt. Wie wenig es wiederum als Strafe verstanden werden kann, wenn politische Konflikte mit Städtebauprojekten verbunden sind, zeigt das Beispiel Dresden.

Die Kulturlandschaft Dresdner Elbtal ist die erste Welterbestätte, die aufgrund mangelnder Kooperationsbereitschaft, aber hoher politischer Interessenkonflikte den Titel aberkannt bekam. Vorausgegangen ist eine langwierige, sehr komplexe Auseinandersetzung auf stadtpolitischer Ebene, in der schlußendlich und trotz vielseitiger Bemühungen verschiedenster Akteure, kein Konsens zwischen der Stadt und der UNESCO gefunden werden konnte.<sup>84</sup>

<sup>79</sup> MANZ, Kerstin: Welterbestädte-Programm, in: Welterbe-Manuel, Handbuch zur Umsetzung der Welterbekonvention in Deutschland, Luxemburg, Österreich und der Schweiz, Bonn 2009, S. 120–132, S. 129f.

<sup>80</sup> MANZ, Welterbestädte-Programm, S. 132.

<sup>81</sup> UNESCO, Operational Guidelines 2005, S. 25f.

<sup>82</sup> RINGBECK, Birgitta: Managementpläne für Welterbestätten, Ein Leitfaden für die Praxis, Bonn 2009, S. 30.

<sup>83</sup> MANZ, Welterbestädte-Programm, S. 129f.

<sup>84</sup> Den Konflikt ausführlich darzustellen ist wegen seiner Komplexität an dieser Stelle nicht möglich und wird deshalb nur in aller Kürze beschrieben. Eine detaillierte Darstellung findet sich in: Die Waldschlösschenbrücke, Eine Chronik von Planung und öffentlicher Auseinandersetzung, in: DRESDNER GESCHICHTSVEREIN E. V. (Hg.): Dresdner Hefte, Heft 94, 2/2008, S. 70–82.

2004 wurde das Dresdner Elbtal als Kulturlandschaft in die Welterbeliste eingeschrieben<sup>85</sup> und der einzigartige Zusammenklang von Stadt und Kulturlandschaft herausgehoben.<sup>86</sup> Dennoch kam es im gleichen Jahr zur Vergabe des Baurechts für die Brücke, die eben jene Kulturlandschaft zerschneiden würde. Das dabei kommunalpolitische Interessen im Vordergrund standen, wurde schnell deutlich: So verabschiedete der Stadtrat einen Beschluss zur Sperrung der Finanzmittel, der Oberbürgermeister hob diesen mit seinem Votum wieder auf. Auch ein durchgeführter Bürgerentscheid fiel für den Brückenbau aus.<sup>87</sup> Die Bauausschreibung folgte 2005. ICOMOS befürchtete eine beträchtliche Zerstörung des Welterbes und forderte Alternativen.<sup>88</sup> Die Stadt gab daraufhin ein Gutachten über die visuellen Auswirkungen in Auftrag.<sup>89</sup> Dies deklarierte die Brücke im Vergleich zu den bereits Bestehenden hinsichtlich ihrer Dimension, gestalterischen Anmutung und technischer Ausstattung als Sonderling, die untypisch für die Kultur der Dresdner Brücken sei. Ferner verstelle sie wichtige Blickbeziehungen auf die Stadt und das Elbtal und führe zu einer irreversiblen Zerschneidung des Elbbogens.<sup>90</sup> Das Gutachten wurde an das Welterbezentrum weitergeleitet, das Komitee beriet den Fall in der jährlichen Sitzung und entschied „[...] to inscribe the property on the List of World Heritage in Danger, with a view to considering delisting the property [...] in 2007, if the plans are carried out“<sup>91</sup>. Nur zwei Jahre nach der Einschreibung wurde die Kulturlandschaft auf die Rote Liste gesetzt. In Dresden folgte eine Kette politischer und juristischer Auseinandersetzungen, in deren Verlauf es offensichtlich wurde, dass das Projekt Waldschlösschenbrücke ein reines Politikum war. Nach einem Disput innerhalb der Kommunalpolitik setzte der Stadtrat im August 2006 den Bau aus, um mit der UNESCO zu verhandeln, worauf das Regierungspräsidium versuchte, den Baubeginn durch eine Ersatzvornahme auszulösen. Das durch einen Rechtsstreit eingeleitete Mediationsverfahren brachte keine Einigung.<sup>92</sup> Zwar wurden Alternativen<sup>93</sup> bei der UNESCO eingereicht und von ICOMOS evaluiert,<sup>94</sup> da aber parallel die Bauarbeiten nach den ursprünglichen Plänen begonnen hatten,<sup>95</sup> blieb das Elbtal auf

<sup>85</sup> UNESCO: Decision – 28COM 14B.40 – Nomination of Cultural Properties to the World Heritage List Dresden Elbe Valley.

<sup>86</sup> UNESCO, Advisory Body Evaluation No. 1156, S. 4.

<sup>87</sup> DRESDNER GESCHICHTSVEREIN E. V. (HG.), Eine Chronik von Planung und öffentlicher Auseinandersetzung, S. 76.

<sup>88</sup> ICOMOS, ICOMOS World Report 2006/2007 on monuments and sites in danger S. 64.

<sup>89</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (HG.): Gutachten zu den visuellen Auswirkungen des Verkehrszuges Waldschlösschenbrücke' auf das UNESCO-Weltkulturerbe ‚Elbtal Dresden‘, Aachen 2006.

<sup>90</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (HG.), Gutachten zu den visuellen Auswirkungen, S. 111.

<sup>91</sup> UNESCO, Decision – 30 COM 7B.77 – State of Conservation Dresden Elbe Valley.

<sup>92</sup> ZIMMERMANN, Harf: Weltkulturerbe Dresdner Elbtal, Berlin 2007, S. 123.

<sup>93</sup> Hierunter auch einen Tunnel, der bereits 2003 als Alternative gedacht war. <http://www.welterberhalten.de/der-tunnel-als-alternative> (16.07.2011)

<sup>94</sup> ICOMOS, World Report 2006/2007 on monuments and sites in danger, S. 70.

<sup>95</sup> UNESCO, WHC-08/32.COM/7A, S. 76.

der Roten Liste. Das Welterbekomitee hatte den Fall ausführlich diskutiert, Kompromisse und Lösungen seien ohne Erfolg eingefordert und auf die Bedenken des Komitees nicht reagiert worden. Die geheime Abstimmung über den Verbleib fiel mit der erforderlichen Zweidrittelmehrheit für die Streichung aus.<sup>96</sup> Am 25. Juni 2009 wurde Dresden von der Welterbeliste gestrichen.<sup>97</sup>

### Hintergrund und Beschreibung der Visual Impact Study

Brücken, Hochhäuser und andere Städtebauprojekte verändern das Bild einer Stadt, ihre Silhouette und oft auch ihre Fernwirkung. Gerade in flächenhaften Welterbestätten führen solche Veränderungen zu der Frage, ob der außergewöhnlich universelle Wert noch gegeben ist. Um die Auswirkungen von Bauprojekten innerhalb des Kernbereiches und der Pufferzone evaluieren zu können, wurden „Guidance on Heritage Impact Assessments for Cultural World Heritage Properties“<sup>98</sup> ausgearbeitet, die für künftige Sichtfeldanalysen einen allgemeingültigen Standard darstellen.<sup>99</sup>

Ausgangspunkt jeder Analyse ist der OUV, den es zu schützen gilt.<sup>100</sup> Bauliche Änderungen und Auswirkungen innerhalb einer Welterbestätte sind mittels des eingetragenen OUVs, der Authentizität und der Integrität zu bewerten<sup>101</sup> und bilden die Richtlinien, nach denen es zu urteilen gilt. Die Folgen für das Welterbe können so von Fall zu Fall unterschiedlich ausfallen.<sup>102</sup> Eine Differenzierung zwischen „direkten“ und „indirekten“ Auswirkungen auf die Welterbestätte ist daher erforderlich. Direkte Auswirkungen werden definiert als, „[...] arise as a primary consequence of the proposed development or change use“<sup>103</sup>. Indirekte Folgen sind „[...] secondary consequence of construction or operation of the development“ und äußern sich durch „[...] physical loss or change to the setting of an asset beyond the development footprint“<sup>104</sup>. Für die Experten der Studie bedeutet dies

<sup>96</sup> RINGBECK, Birgitta: Die Entscheidung zum Dresdner Elbtal, Ein Kurzbericht zur 33. Sitzung des UNESCO-Welterbekomitees vom 22. bis 30. Juni 2009 in Sevilla, Spanien. [http://www.unesco.de/uho\\_0609\\_dresden.html](http://www.unesco.de/uho_0609_dresden.html) (06.07.2011)

<sup>97</sup> UNESCO: Decision – 33COM7A.26 – Dresden Elbe Valley.

<sup>98</sup> ICOMOS: Guidance on Heritage Impact Assessments for Cultural World Heritage Properties, Draft 2010, Paris 2010.

<sup>99</sup> „This guidance sets out a methodology to allow HIA [Heritage Impact Assessments] to respond the need of World Heritage sites, though considering them as discrete entities and evaluating impact on the attributes of OUV in a systematic and coherent way.“ ICOMOS, Guidance on Heritage Impact Assessments, Purpose.

<sup>100</sup> “World Heritage properties need to be seen as single entities that manifest OUV. Their OUV is reflected in a range of attributes, and in order to sustain OUV it is those attributes that need to be protected. Thus the HIA [Heritage Impact Assessment] process needs to consider the impact of any proposed project or change on those attributes, individually and collectively, rather than on a standard range of receptors.“ ICOMOS, Guidance on Heritage Impact Assessments, S. 1.

<sup>101</sup> ICOMOS, Guidance on Heritage Impact Assessments, S. 3.

<sup>102</sup> ICOMOS, Guidance on Heritage Impact Assessments, S. 8.

<sup>103</sup> ICOMOS, Guidance on Heritage Impact Assessments, S. 8.

<sup>104</sup> ICOMOS, Guidance on Heritage Impact Assessments, S. 8.

herauszuarbeiten, welche direkten Auswirkungen das Bauprojekt auf die Istanbuler Stadtlandschaft im Allgemeinen und auf das Gebiete Süleymaniye im Besonderen hat.<sup>105</sup> Vorausgesetzt wird eine Recherche ortsbezogener Daten „[...] to check condition, authenticity and integrity, sensitive viewpoints and so on“<sup>106</sup>. Auch eine ausführliche Beschreibung der Welterbestätte wird gefordert sowie die Erstellung von Kartenmaterial und virtuellen 3D-Modellen.<sup>107</sup> Sämtliche Informationen dienen der Erörterung, ob und wie Auswirkungen vermieden, reduziert oder kompensiert werden können.<sup>108</sup> Schließlich wird anhand dieser Vorgaben eine Evaluierung erstellt, die dem Welterbekomitee, den beratenden Organen und den staatlichen Interessenvertretern bei der Entscheidungsfindung behilflich sein soll. Die Studie soll eine transparente und sachliche Lösungsfindung herbeiführen, bei der der OUV im Mittelpunkt steht. Um dies zu gewährleisten, müssen folgende Aspekte des Heritage Impact Assessments vorzufinden sein: eine ausführliche und vergleichende Beschreibung der Welterbestätte und des OUV, der Authentizität und Integrität sowie der Konditionen und der Kontext inklusive weiterer kultureller Attribute; eine Evaluierung der positiven als auch negativen Folgen für den OUV; klare Handlungsalternativen und Kompromißlösungen. Die Analyse soll zudem mit wissenschaftlichen Studien, Illustrationen und Fotografien unterlegt sein.<sup>109</sup> ICOMOS schuf mit der Einführung eine international gültige Grundlage zur Erstellung einer Sichtfeldanalyse. Basis ist die Berücksichtigung der enormen Diversität der Stätten bezüglich ihres OUV, was wiederum immense Möglichkeiten für potentielle Auswirkungen und Folgen aufgrund von Veränderungen mit sich bringen kann. Dennoch galt es Richtlinien zu finden, an denen sich jeder Vertragsstaat mit Welterbestätten – seien es Kulturerbe, Naturerbe oder Kulturlandschaften – zu orientieren hat, um trotz der Singularität der Einzelfälle auf eine homogene Entscheidungsgrundlage zurückgreifen zu können.

In Istanbul führte das 2005 begonnene Bauprojekt der Golden Horn Metro Crossing Bridge zur Erstellung einer Sichtfeldanalyse. Trotz mehrmaliger Hinweise, dass die Brücke eine irreversible Schädigung des Welterbebereiches Süleymaniye-Viertel bedeuten könne, wurden die Pläne nicht geändert. Im Gegenteil, man hatte bereits mit den Bauarbeiten begonnen. Die Tunnelöffnungen der Metrolinie waren auf beiden Seiten des Goldenen Horns fertig gestellt und auch die Stahlträger für die Brücke waren geliefert worden. Als Konsequenz wurde Istanbul 2010 auf die Rote Liste gesetzt. Um dies 2011 zu revidieren, forderte das Welterbekomitee eine Sichtfeldanalyse. Die Verantwortlichen in Istanbul beauftragten die RWTH Aachen, Institut für Städtebau und Landesplanung, die bereits

<sup>105</sup> Bauprojekte können auch positive Effekte auf Welterbestätte haben. In Istanbul könnte dies eine Verbesserung der Verkehrssituation sein. Eine Reduzierung der Abgase würde sich positive auf die Konservierung der Denkmäler auswirken. ICOMOS, *Guidance on Heritage Impact Assessments*, S. 8.

<sup>106</sup> ICOMOS, *Guidance on Heritage Impact Assessments*, S. 6.

<sup>107</sup> ICOMOS, *Guidance on Heritage Impact Assessments*, S. 6f.

<sup>108</sup> ICOMOS, *Guidance on Heritage Impact Assessments*, S. 10f.

<sup>109</sup> ICOMOS, *Guidance on Heritage Impact Assessments*, S. 11.

Sichtfeldanalysen für diverse Welterbestätten erarbeitet hatten. Zwischen September und November 2010 sammelten die Experten der RWTH Schlüsseldaten für eine Computersimulation. Dazu gehörte die digitale Dokumentation der Sichtachsen vor Ort. Das Ergebnis wurde in einer ersten Visualisierung präsentiert: Die geplante Brückenarchitektur hätte Auswirkungen auf die visuelle Integrität des Komplexes der Süleymaniye-Moschee, einem Kernbereich des Welterbes und von maßgeblicher Bedeutung in der Stadtsilhouette. Eine weitere Gefährdung wurde in der Metrostation mit ihrer massiven Dachkonstruktion gesehen. Diese Resultate, nebst der Forderung die Brückenpläne zu modifizieren oder auf sie zu verzichten, führte zu der Überarbeitung des Brückendesigns durch einen Experten für Brückenbau, Prof. Jörg Schlaich, in Zusammenarbeit mit zuständigen Architekturbüro in Istanbul.

### Struktur und Verlauf der Studie

Gegliedert ist die Studie für die Golden Horn Metro Crossing Bridge in fünf Teile: eine formale, mobile, inhaltliche und visuelle Analyse mit abschließendem Resümee und Empfehlung.<sup>110</sup> Die Ergebnisse der Teilanalysen werden zu Beginn der Arbeit aufgelistet. Sie bilden mit einer Kurzdarstellung des Ablaufs und den Konditionen zu Forschungsbeginn das Fundament der Studie.<sup>111</sup> Nach dem einleitenden Überblick werden die vier Teilaspekte der Untersuchung aufgeführt. Die formale Analyse bildet durch die Auswertung der formellen Kriterien die Grundlage. Die Kriterien der Einschreibung werden hier ebenso genannt wie die Beschreibung des OUV, die Authentizität und Integrität der Welterbestätte, die bei der Einschreibung in die Welterbeliste definiert wurden. Zudem wird das Brückenbauprojekt hinsichtlich seiner Auswirkungen auf die Verkehrssituation in der Stadt erläutert. Da die Brücke nicht nur Folgen für das Verkehrswesen, sondern auch für das Goldene Horn mit sich bringt, werden auch die ökologischen und geologischen Voraussetzungen des Haliç eruiert. Ziel dieses Teils ist „a definition of the study area, an analysis of the starting point and a more detailed definition of the task“<sup>112</sup>. Dem folgt die mobile Analyse. Vor Ort gewinnen die Experten einen Eindruck über Orientierungswerte, Attribute und räumliche Verbindungen der vier historischen Bereiche Istanbuls. Notwendig ist dies zur Definition der Sichtachsen und Aussichtspunkte, im Besonderen für die Süleymaniye-Moschee. „[A] documentation of important visual points and corridors in the study

<sup>110</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 41ff.

<sup>111</sup> „The general conditions of this investigation were unusual. After all, the tender procedure for the planned bridge had already been concluded and the construction work on the bridge had already commenced. By then, the foundations for the planned bridge were already partially laid and the tunnel tubes for the metro line connecting to the planned bridge had already been completely built.“ INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 8.

<sup>112</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 42.

area<sup>113</sup> bilden die Basis der Untersuchung. Die inhaltliche Analyse, die in eine kulturell-historische und eine Symbolic-Value-Analysis gegliedert ist, ist Inhalt des dritten Arbeitspassus. In der kulturell-historischen Analyse werden die natürlichen Gegebenheiten, die historische Entwicklung und die Planungsgeschichte des Goldenen Horns, der historischen Halbinsel sowie der für die Arbeit relevanten Stadtgebiete geschildert. Ergänzend wird auf die Geschichte, Typologie und Bedeutung der Brücken über das Goldene Horn eingegangen. Die Symbolic-Value-Analysis ist eine differenzierte Analyse der immateriellen, symbolischen Verbindungen des Goldenen Horns, der historischen Halbinsel sowie dem Quartier der Süleymaniye-Moschee anhand (kunst-) historischer Abbildungen. Durch die Auswertung von Gemälden, Illustrationen und Fotografien können historische Sichtachsen mit den heutigen verglichen, analysiert und so klassische Blickbeziehungen definiert werden. Dies dient zur „[...] definition of relevant visual points, corridors and connections with relevance to the OUV / Development of resilient evaluation criteria for the field of vision studies“<sup>114</sup>. Der vorletzte Teil der Arbeit ist die visuelle Analyse und Evaluation. Das geplante Brückendesign wird mithilfe eines 3D-Computermodells visualisiert. Das Brückenmodell wird in die definierten Sichtachsen eingefügt und deren Auswirkungen taxiert. Das in einem gesonderten Teil der Studie ausgearbeitete, alternative Brückendesign wird ebenfalls in die Sichtachsen eingefügt und dem ursprünglichen Design gegenübergestellt. Abschließend werden Empfehlungen für eine nachhaltige und langfristige Sicherung und Erhaltung der OUVs, der Authentizität sowie der Integrität für das Welterbe Istanbuls gegeben. Verviesen sei noch auf den Sonderteil innerhalb der visuellen Analyse, der die Grundlage für die Alternativvorschläge bildet. Es handelt sich um die Evaluation des Brückendesigns hinsichtlich Design, Brückentyp, Größe und der Metrostation.<sup>115</sup> Die Sichtfeldanalyse endet mit dem Kapitel Recommendations and Measures. Durch eine Reflexion der durchgeführten Analysen und deren Ergebnisse werden Schlußfolgerungen gezogen und Lösungsmöglichkeiten aufgezeigt.

### Formale Analyse

Basis dieser Analyse sind die Kriterien, mittels denen eine Stätte in die Welterbeliste eingeschrieben wurde. Bei der Eintragung Istanbuls 1985 wurde der OUV durch die „[...] necessity to meet the specified criteria and the test of authenticity [...]“<sup>116</sup> erfüllt. Von den

<sup>113</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge, S. 43.

<sup>114</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge, S. 44.

<sup>115</sup> SCHLAICH, Jörg: Evaluation of the cable stayed bridge design, contribution to the Visual Impact Assessment Report Halic Metro Crossing Bridge, Istanbul, Berlin 17.01.2011, in: INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), Independent Assessment of the Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge on the World Heritage property “Historic Areas of Istanbul”, Aachen 2001, S. 212–238.

<sup>116</sup> ICOMOS, What is OUV?, S. 14.

Autoren wurden neben der ICOMOS-Evaluierung die formalen Kriterien als Ansatz herangezogen.<sup>117</sup> Ausgehend von den vier eingetragenen historischen Bereichen werden die OUV's mithilfe signifikanter Bauwerke statuiert, die die wichtigsten Phasen der Stadtgeschichte illustrieren, wie für das Gebiet um die Süleymaniye-Moeschee:

„The Capital of the Ottoman Empire is represented by its most important monuments: [...] the Sehzade and Süleymaniye mosques which are two of the architect Koca Sinan's major works and which were constructed under Süleyman the Magnificent (1520–1566) in the Süleymaniye quarter; and also by vernacular settlement vestiges of this very quarter (525 wooden houses which are listed and protected).”<sup>118</sup>

Eingebunden wird dieser, für das Süleymaniye-Gebiet definierte OUV, in den außergewöhnlich universellen Wert des Welterbes im Generellen.<sup>119</sup> Zusätzlich zu der gebietsübergreifenden Definition müssen noch die Kriterien der Einschreibung hinzugezogen werden. Diese sind relevant, da Kriterium IV<sup>120</sup> durch das Gebiet der Süleymaniye-Moschee erfüllt wird.<sup>121</sup> Die Kriterien, durch die die OUV's für Istanbul im Allgemeinen und für das Süleymaniye-Gebiet im Speziellen bestimmt wurden, verdeutlichen die Signifikanz der einzelnen Stadtviertel mit ihren einzigartigen Monumenten. Zudem wird deutlich, dass die Interaktion der einzelnen Stadtgebiete zueinander von eminenter Wichtigkeit ist. Sollten diese wegen der geplanten Brücke zerstört werden, wäre das eine Destruktion des außergewöhnlich universellen Wertes. In dem insgesamt acht Kilometer langen Tal des Haliç ergeben sich diverse Sichtachsen zur Süleymaniye-Moschee, die durch den Bau der Brücke gefährdet sind. Aus all diesen Komponenten ergab sich für die Verfasser der Studie ein sehr weit abgestecktes Gebiet, in dem es mögliche Veränderungen oder Gefährdungen durch den Brückenbau zu untersuchen galt.<sup>122</sup>

Zur formalen Analyse gehören auch die Deskription des Brückendesigns und dessen Konsequenzen für das Ökosystem der Bucht. Es handelt sich um ein hoch sensibles Ökosystem, dessen Flora und Fauna durch ungefilterte Abwässer geschädigt ist. Dies muss be-

<sup>117</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 50.

<sup>118</sup> UNESCO, *Advisory Body Evaluation 356*, S. 3.

<sup>119</sup> With its strategic location on the Bosphorus peninsula between the Balkans, Anatolia, the Black Sea and the Mediterranean, Istanbul has been associated with the major political, religious and artistic events for more than 2,000 years [...].” UNESCO, *Description 356*.

<sup>120</sup> „be an outstanding example of a type of building or architectural ensemble which illustrates a significant stage in history”. UNESCO, *Operational Guidelines 1984*, S. 7. Die Guidelines von 1984 waren bei der Einschreibung Istanbuls 1985 in Kraft.

<sup>121</sup> “[...] the Süleymaniye mosque with its annexes (Caravanserail, madrasa, medical school, library, hammam, hospice, cemetery, etc.) provides the best examples of ensembles of [...] religious complexes of the Ottoman period.” UNESCO, *Advisory Evaluation Body 356*, S. 4.

<sup>122</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 55.

rücksichtigt werden, da sich daraus zu beachtende Konditionen für die Konstruktion ergeben. Die Verfasser der Analyse verweisen an dieser Stelle auf eine Studie der Yildiz Technical University,<sup>123</sup> die die Auswirkungen unterschiedlicher Brückenkonstruktionen hinsichtlich der Flora, Fauna und Wasserqualität für das Goldene Horn untersuchte. So konnten Brückentypen ausgeschlossen werden, die auf den ersten Blick als sinnvolle Alternative erschienen.<sup>124</sup> Auch die Tatsache, dass Istanbul auf einer stark gefährdeten Erdbebenzone liegt,<sup>125</sup> schließt bestimmte Brückenformen aus. Ein weiterer zu beachtender Faktor ist die geringe Abweichmöglichkeit vom geplanten Brückenstandort. Einerseits waren auf beiden Seiten des Goldenen Horns die Tunnelleingänge für die Metrolinie bereits fertig gestellt, andererseits befinden sich in unmittelbarer Umgebung der Tunnelöffnungen unter Schutz gestellte Gebäude wie die Mehmed-Paşa-Moschee. Unterhalb des Hügels der Süleymaniye-Moschee gibt es zudem noch im klassisch-osmanischen Holzhausstil errichtete Häuser, die durch Kriterium IV der Welterbeliste geschützt sind.<sup>126</sup> Eine Abweichung vom geplanten Streckenverlauf ist somit nicht möglich. Die Herausforderung wird sein, eine Lösung zu finden, die die Sichtbeziehungen nicht schädigt und kompatibel mit den ökologischen und geologischen Voraussetzungen ist.

### Inhaltliche Analyse

Neben der Stadtgeschichte liegt ein besonderes Augenmerk auf der historisch-kulturellen Entwicklung des Goldenen Horns. Ein Teilaspekt ist die Bedeutung der Brücken, die sich über das Haliç und den Bosphorus als verbindendes Element der Stadtbezirke spannen. In einem weiteren Kapitel werden die kunsthistorischen Darstellungen Istanbuls ausgewertet und die symbolische Bedeutung des Goldenen Horns sowie seiner Umgebung herausgearbeitet. Sie dienen als Grundlage zur Festlegung historischer und alltäglicher Sichtachsen. Denn „[...] in the case of Istanbul one aspect which plays a key role is the interrelationships between the city’s special natural and topographical setting and the way it has developed hand in hand with its culture.“<sup>127</sup> Solch eine Landmarke ist die Süleymaniye-Moschee. Das Hauptgebäude mit seiner 53 m hohen Kuppel ist bis heute eines der wichtigsten Gebäude in der Stadtsilhouette, vor allem vom Goldenen Horn aus gesehen. Die erste Atatürk-Brücke, sowie die Galata-Brücke spiegeln die Wechselwirkungen des Goldenen

<sup>123</sup> Yildiz Technical University, Faculty of Civil Engineering, Istanbul, Environmental Impact Evaluation Report, in: Institut für Städtebau und Landesplanung RWTH Aachen (Hg.), Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge, S. 62.

<sup>124</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge, S. 62.

<sup>125</sup> Innerhalb der nächsten 30 Jahre ist die Wahrscheinlichkeit für ein großes Beben, dessen Epizentrum nur um die 10 Kilometer von Istanbul entfernt liegt, sehr hoch. OECD (Hg.), OECD Territorial Reviews Istanbul, Turkey, Ort? 2008, S. 144.

<sup>126</sup> UNESCO, Advisory Evaluation Body 356, S. 4.

<sup>127</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge, S. 156.

Horns und der Süleymaniye-Moschee wider, wie bereits die ersten Brückenabbildungen zeigen.<sup>128</sup> „The bridges over the Golden Horn also provide these special visual relationship in everyday life in Istanbul.“<sup>129</sup> Gerade die Galata-Brücke mit ihren Restaurants illustriert, dass Brücken als öffentliche Plätze eine wichtige Funktion im Alltag einnehmen. Sie bilden die visuellen Verbindungen zu den Stadtvierteln und sind prägend für die Stadtwahrnehmung. Für die Evaluierung der Sichtkorridore liefern die Stadtilustrationen Ansatzpunkte zur Festlegung der zu untersuchenden Sichtachsen. Es wird evident, dass neben den klassischen Aussichtspunkten (Galataturm oder Süleymaniye-Moschee) auch Gebiete einbezogen werden müssen, die weiter entfernt liegen.



Abb. 2: Aussichtspunkt Galataturm

Die Blickbeziehungen von Üsküdar, Kadıköy oder Eyüp müssen ebenso berücksichtigt werden wie die Stadtansichten vom Wasser oder von den Brücken aus. Nur in ihrer Gesamtheit evaluiert kann ein exaktes Bild über eine Gefährdung der Sichtachsen zur Süleymaniye-Moschee erstellt werden. Welche Sichtkorridore oder Stadtansichten von besonde-

<sup>128</sup> ÇELİK, *The remaking of Istanbul*, S. 87.

<sup>129</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 146.

rer historischer oder alltäglicher Bedeutung sind und welche sich seit Jahrhunderten nicht verändert haben, soll mithilfe der kunsthistorischen Auswertung erörtert werden. Für die Analyse sind die angefertigten Kartografien, künstlerische Darstellungen, Fotografien oder moderne visuelle Medien Grundlage zur Bestimmung der Sichtkorridore. Für diese gilt es dann zu prüfen, inwieweit sie durch die Brücke verändert würden. Um die Vielzahl der Bilder einzugrenzen, wurden nur Darstellungen analysiert, die im historischen Kontext eine Schlüsselfunktion der urbanen Entwicklung einnehmen. Die Auswahl fiel auf Darstellungen, die zentrale Punkte der Stadtlandschaftsentwicklung beinhalten und gleichzeitig eine Aussage über die politische, sozio-ökonomische und geografische Situation treffen.<sup>130</sup> Es lässt sich feststellen, dass das Goldene Horn seit den ersten Illustrationen immer abgebildet wurde. Seit ihrer Erbauung gilt dies auch für die Süleymaniye-Moschee. Als eine Landmarke in der Topografie gehört sie zu den am häufigsten abgelichteten Motiven. Die Analyse zeigt die Bedeutung der visuellen Beziehungen zwischen dem Goldenen Horn und der Moschee für die kulturell-historische Entwicklung der Stadt. Zudem wird deutlich, dass sich über die Jahrhunderte vier klassische Lokationen herauskristallisierten, von deren Position aus Stadtansichten gefertigt wurden und werden: von Süden auf die historische Halbinsel blickend mit dem Marmarameer im Vordergrund; von der asiatischen Seite Richtung Goldenes Horn, links die historische Halbinsel, rechts Pera, direkt davor der Bosphorus; von Pera auf die historische Halbinsel mit dem Goldenen Horn blickend und von Eyüp das Goldene Horn überblickend, auf der Rechten die nördlichen Seite der historischen Halbinsel. Gleich welche der vier Ansichten man wählt, die Moscheenkomplexe sind immer zu sehen. Diese Sichtkorridore gilt es zu erhalten und die Auswirkungen der Brücke auf eben diese zu prüfen. Denn sie bilden zusammen mit den Kriterien der Welt-erbekvention den außergewöhnlich universellen Wert des Weltkulturerbes Istanbul.

### Visuelle Analyse

Die vorangegangenen Analysen liefern die Rahmenbedingungen für die visuelle Analyse und abschließende Beurteilung. Mittels der inhaltlichen Analyse haben sich die Experten auf drei Kategorien zur Untergliederung der Sichtachsen fokussiert: Visuelle Achsen, die von kunstgeschichtlicher, kultureller und historischer Bedeutung sind und einen Panoramablick ermöglichen; Sichtachsen von Brücken, Fähren und Küstenstreifen; Sichtkorridore und Aussichtspunkte, die im alltäglichen Leben eine Bedeutung haben. Innerhalb dieser wurden wiederum 13 Standorte bestimmt,<sup>131</sup> von denen aus die Sichtachsen dokumentiert wurden. Bei den Auto- und Fährfahrten wurden Dokumentationen in verschiedenen Entfernungen erstellt. Das 3D-Computermodell der Brücke wurde in die dokumentierten Sichtkorridore eingefügt und die Ansichten, mit und ohne Brücke, einander gegenüberge-

<sup>130</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 157.

<sup>131</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 182ff.

stellt. Es wurde eine Schilderung der gegenwärtigen örtlichen Gegebenheiten vorgenommen und mithilfe der Gegenüberstellung die Auswirkungen analysiert.<sup>132</sup> Abgebildet wurde beispielsweise der Blick vom Galataturm über die historische Halbinsel, da dieses Motiv seit Jahrhunderten dazu dient, die Stadtansicht abzubilden: Im Vordergrund das Goldene Horn, im Hintergrund die Moscheen, unter denen die Süleymaniye-Moschee besonders hervorsticht. Fazit:

„[...] the Golden Horn Metro Crossing Bridge is also clearly evident as a „new element“ within the Istanbul cityscape. It is also clear that the bridge has distinctly different typological features that its two neighbouring bridges. In addition to the structure of its frame, which is underscored by the two pylons, the foreland bridges in particular have a severe impact on the sensitive shorelines.”<sup>133</sup>

Die Bootsfahrt von Eyüp Richtung Atatürk-Brücke ist ebenfalls ein klassisches Exempel. Vom Goldenen Horn aus ist die nördliche Seite der historischen Halbinsel mit der im Vordergrund stehenden Süleymaniye-Moschee sichtbar. Für diese Evaluierung wurden die Sichtachsen in 2430, 1720 und 550 Metern dokumentiert. Diese Analyse zeigt, dass die geplante Brücke aus einer Entfernung von 2430 Metern nicht wahrgenommen wird. Aus der Nähe wird die Brücke von der alten Atatürk-Brücke verdeckt. Bezüglich der Süleymaniye-Moschee gewinnt die Brücke jedoch an Wirkung, da ihre Pylonen den Effekt der Minarette vermindert.<sup>134</sup> Die Beispiele zeigen, dass die Gefährdung der visuellen Integrität nach Standorten variiert: Die klassischen Panoramaansichten der Stadt sind nicht nachhaltig gefährdet. Im Gegensatz dazu werden die Sichtachsen von höher gelegenen Aussichtspunkten stark verändert. Von den unterschiedlichen Ufern aus hat die Brücke, hervorgerufen durch die Pylonenhöhe, Metrostation und Stahlseilkonstruktion, negative Effekte. Das geplante Brückendesign hat überwiegend an den Aussichtspunkten negative Auswirkungen, die einen direkten Blick auf die Süleymaniye-Moschee ermöglichen.<sup>135</sup> Dieses Resultat gilt es nun mit Hinblick auf den OUV auszuwerten und unter Berücksichtigung der Einschreibungskriterien zu interpretieren. Die Quintessenz aus diesem Verfahren bildet die Grundlage für weitere Entscheidungen. In der Summe kamen die Experten der RWTH Aachen zu dem Schluss, dass “[...] the visualisations demonstrated clearly that these effects impair the current cityscape more or less gravely across the entire heartland of the

<sup>132</sup> Exemplarisch sollen hier zwei Ansichten beschrieben werden.

<sup>133</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 193.

<sup>134</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 205.

<sup>135</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 210.

Golden Horn, i.e. the whole area between the Galata Bridge and the Unkapani/Atatürk Bridge as well as the bordering slopes of Beyoğlu/Galata and the Historic Peninsula<sup>136</sup>.

Der Bau dieser Brücke würde somit den Verlust des Welterbetitels bedeuten.

### **Der Alternativvorschlag und dessen Evaluierung**

Auf der Grundlage der Sichtfeldanalyse wurde ein international anerkannter Ingenieur gebeten, das geplante Design zu evaluieren und Alternativvorschläge auszuarbeiten. Dies geschah in Zusammenarbeit mit dem für den Brückenbau beauftragten Architekturbüro. Zu berücksichtigen waren die Ergebnisse der visuellen Analyse, die ökologischen und geologischen Gegebenheiten und die Tatsache, dass die Bauarbeiten für die Brücke schon im Gange waren. Diese Prämissen schlossen diverse Brückendesigns bereits im Vorfeld aus.

Die erarbeitete Empfehlung zeigt ein Brückendesign, das die Grundstruktur des Entwurfes von 2010 in groben Zügen beibehält. Auch die neue Brücke sollte eine Cable-Stayed-Bridge werden. Große Abweichungen in der Architektonik waren nicht möglich, da die Stützpfeiler bereits vor Ort installiert waren. Die Pylonenhöhe wurde wegen ihrer Konkurrenz zu den Minaretten der Süleymaniye-Moschee verringert. Die Stahlseile sollten durch eine alternative Stahlseilkonstruktion, die in ihrer Wirkung leichter erscheinen, ersetzt werden, so dass sie nur eine geringe Gefährdung der visuellen Integrität darstellen. Auch wurden die Brückenpfeiler aus diesem Grund verschmälert und die geplante Metrostation abgewandelt. Durch transparentes Material und ein einfahrbares Dach erhoffte man sich eine bessere Einpassung in die Umgebung. Die Brücke sollte weniger pompös und schwerfällig wirken.<sup>137</sup>

Im letzten Arbeitsschritt der Analyse wird der neu ausgearbeitete Brückenvorschlag dem ursprünglichen Entwurf gegenübergestellt. Dadurch werden die Auswirkungen beider Designs auf die Umgebung demonstriert und die Gefährdung der visuellen Integrität evaluiert. Um die divergenten Effekte aufzuzeigen, sind die ausgewählten Beispiele konform zu den Beispielen der visuellen Analyse.<sup>138</sup> Stellt man den Alternativvorschlag der originären Brücke gegenüber, kann festgestellt werden, dass sich die neue Konstruktion besser in die Umgebung einpasst. Das Gutachten der Experten der RWTH Aachen bestätigt dies:

„The comparative visualisations of the „current design“ and the „proposal new“ indicate that the modifications implemented over the course of the workshop process have minimised the negative effects of the Golden Horn Metro Crossing Bridge on the Outstanding Universal Value, the authentic and visual integrity of the World Heritage property “Historic Areas of Istan-

<sup>136</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 210.

<sup>137</sup> SCHLAICH, *Evaluation of the cable stayed bridge design*, S. 237.

<sup>138</sup> Da bei der visuellen Analyse bereits eine ausführliche Erörterung der Umgebung sowie der historischen Relevanz vorgenommen wurde, kann an dieser Stelle darauf verzichtet werden.

bul". However, they also underscore that there are still tasks to be tackled, such as the integration of the foreland bridges into the city structure, a topic which has not been covered to date."<sup>139</sup>

### Lösungen und Empfehlungen

Die abschließende Stellungnahme der Experten zeigt den Konflikt zwischen den bewahrenden Elementen einer historisch gewachsenen Stadt und einer wachsenden Metropole:

„While the planned construction of the bridge will result in serious interventions into the city's skyline, it is also of great importance for solving the current traffic problems in Istanbul, in particular on the Historic Peninsula. As a matter of principle, the effects of the Golden Horn Metro Crossing Bridge should therefore be considered in view of its relevance for the sustainable transportation infrastructure and urban development of Istanbul, most especially for the Historic Peninsula and as a result also for the World Heritage property "Historic Areas of Istanbul."<sup>140</sup>

Das Welterbekomitee stand folglich vor der Aufgabe zu entscheiden, in welchem Ausmaß der Brückenbau die historisch gewachsenen Sichtbeziehungen, die Typologie und Morphologie des traditionellen Istanbul zerstört und ob diese den Welterbetitel tangieren. Da Istanbul eine pulsierende Metropole ist, stellt sich die Frage, ob die Einschränkungen einiger Sichtbeziehungen im Vergleich zu einem kollabierenden Verkehrssystem, das durch seine Abgase konservatorische Folgen für das materielle Kulturerbe hat, nachhaltig nicht die geringeren Auswirkungen mit sich brächte. Die Balance von Erhaltung, Kontinuität und Veränderung in einer ständig wachsenden Großstadt musste hier gefunden werden. Nach Meinung der Autoren ist die seit Jahrhunderten fast unverfälschte historische Stadtlandschaft und -silhouette Istanbul ein einmaliger Schatz, den es zu bewahren gilt.<sup>141</sup> Zwar sind die vier historischen Bereiche geschützte Zonen, jedoch kommt vielen Stadtvierteln außerhalb dieser Schutzzone eine wichtige Rolle für den Erhalt der visuellen Integrität der Stadtsilhouette zu. Eben in diesen Distrikten kommt es häufig zu Hochhausplanungen, die negative Auswirkungen auf das Stadtpanorama haben. Die Experten raten

<sup>139</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 254.

<sup>140</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 263.

<sup>141</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 255.

auch diese Gebiete in die Statuten mit aufzunehmen,<sup>142</sup> die Pufferzone auszuweiten und in den Management Plan aufzunehmen.<sup>143</sup>

Ein weiterer Aspekt ist die Bedeutung der zahlreichen Ufer- und Küstengebiete der Stadt. Istanbuls historische Stadtlandschaft ergibt sich aus seiner einmaligen geografischen Lage an drei Gewässern. Das Goldene Horn und der Bosphorus verbinden die einzelnen Stadtgebiete und sind als Verkehrswege Teil des alltäglichen Lebens. Durch das ständige Wachstum der Stadt kommt es auch hier zu Veränderungen.

„It is therefore urgently recommended to include the relationships with the water as a key quality for the visual integrity of the historic urban landscape of Istanbul as a part of the Retrospective Draft Statement of Outstanding Universal Value.“<sup>144</sup>

Als dringend verbesserungswürdig wird zudem das Management der Welterbestätte erachtet, hauptsächlich im Bezug auf die Kommunikation.<sup>145</sup> Der Verlauf des Bauprojektes zeigt deutlich, dass eine Kommunikation auf vertikaler Ebene zwischen den Verantwortlichen in Istanbul und den UNESCO-Evaluierungsgremien kaum vorhanden war. Aber auch auf horizontaler Ebene, innerhalb der städtischen Verantwortungsbereiche, ist diese noch zu optimieren. Vorgeschlagen wird die Errichtung eines World Heritage Community and Visitor's Center, um die verschiedenen Kommunikationskanäle zu bündeln und auch den Stadtbewohnern die Möglichkeit zur Diskussion zu bieten. Zusätzlich könne es als Informationsforum und pädagogisches Institut genutzt werden, um Informationen zu vermitteln und dadurch das Bewusstsein für das kulturelle Erbe der Stadt zu schärfen.<sup>146</sup>

Die Sichtfeldanalyse der Golden Horn Metro Crossing Bridge wurde in Auftrag gegeben um Probleme zu eruieren und aus den Resultaten Verbesserungsvorschläge, Lösungsmöglichkeiten und Empfehlungen zur Konfliktvermeidung auszuarbeiten. Die Studie zeigt, dass sowohl das Welterbekomitee als auch die Autorisierten in Istanbul sich immer bewusst sein müssen, dass Istanbul eine Großstadt ist, die sowohl den Anforderungen des Weltkulturerbes aber auch denen einer wachsenden Metropole gerecht werden muss.

<sup>142</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 256.

<sup>143</sup> *Istanbul Historic Peninsula Site Management Plan Consultation Draft 2011*, S. 7.

<sup>144</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 258.

<sup>145</sup> „[...] the expert evaluators found themselves confronted with the realisation that the management of the World Heritage property [...] requires optimised communication structures. Numerous communication deficits surfaced.“ INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 259.

<sup>146</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), *Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge*, S. 259.

## Krisenmanagement, Prävention und Regulierungsinstrumentarien

### *Krisenmanagement*

In der jährlichen Sitzung des Welterbekomitees im Juni 2011 fiel im Fall Istanbul die Entscheidung: Die „neue“ Golden Horn Metro Crossing Bridge wurde akzeptiert, mit der Roten Liste nicht mehr gedroht. Eine Entscheidung, die nicht ohne Bedenken gefasst worden ist.<sup>147</sup>

Die, wenn auch späte, Bereitschaft einer Zusammenarbeit mit der UNESCO lässt jedoch darauf schließen, dass die Verantwortlichen des Istanbul Kulturerebes darauf bedacht waren, den Status des UNESCO-Weltkulturerbes nicht zu verlieren. Der erste Schritt war die Auftragsvergabe für eine Visual Impact Study. Dies signalisierte die Kooperationsbereitschaft der Verantwortlichen und zeigte letztlich doch noch die Bereitschaft zur Erfüllung der durch die Konvention vorgegebenen Denkmalschutzbestimmungen. Angemerkt werden muß jedoch, dass die Bauarbeiten bereits so weit vorangeschritten waren, dass der Brückenbau unumgänglich war. Bei negativer Einschätzung der Situation könnte man das Einlenken mehr als „Schadensbegrenzung“ verstehen statt als Wille zur Zusammenarbeit. Und vielleicht war genau dies auch das Kalkül der Stadt. Es könnte durchaus sein, dass man mit Hinblick auf die nur geringen Sanktionsmöglichkeiten darauf spekulierte, die Brücke bauen zu können ohne den Titel zu verlieren. Sollte dies der Fall gewesen sein, ist eine Kommunikation auf vertikaler Ebene im Voraus ausgeschlossen worden. Wie dem auch sei, die Umsetzung der Forderungen zeigt, dass es den Istanbul Verantwortlichen doch wichtig war den Titel „UNESCO-Weltkulturerbe“ zu behalten. Die Gründe dafür können vielfältig sein. Der Standortfaktor, die finanzielle Förderung sowie die touristische Bedeutung sind sicherlich einige der Beweggründe. Ein weiteres Motiv könnte in dem hohen Ansehen des Welterbeprogramms liegen. Das Konzept sieht eine Kooperation über Staats- und Kulturgrenzen hinweg vor. Die damit verbundene kulturelle Bildung fördert nicht nur das Bewusstsein der eigenen Identität, sondern ermöglicht sich fremden Kulturen zu nähern und schafft Wege zum Dialog. Als eines der wenigen funktionierenden interkulturellen und internationalen Kooperationsprojekte bietet die Konvention den Staaten die Option, die eigene nationale Identität zu bewahren und zu fördern, sie aber gleichzeitig in einen internationalen Kontext zu stellen. Aus politischer Sicht kann dies von großer Bedeutung sein. Ein Staat wie die Türkei, der die Anlehnung an die westliche Staatengemeinschaft sucht, kann durch die Realisierung allgemeingültiger Denkmalschutzideen seine Intentionen der Annäherung unterstreichen, ohne dabei den Verlust der eigenen kulturellen und historischen Werte befürchten zu müssen. Durch die Kooperationsbereitschaft mit der internationalen Staatenwelt und der Umsetzung ihrer

<sup>147</sup> „[...] that the bridge, even if amended as proposed, would nevertheless still have an overall negative impact on the Outstanding Universal value of the Property.“ UNESCO, WHC-11/35.COM/20, S. 143ff.

Konventionen zeigt der Staat die Disposition, sich in transnationale Zusammenschlüsse einzufügen und international anerkannte Vorgaben in staatliche zu transformieren. Aus politischer Sicht setzt die Türkei damit ein Zeichen in Richtung westlicher Staatengemeinschaft und offeriert ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit in den unterschiedlichen Sektoren.

### *Prävention und Regulierungsinstrumentarien*

Das Fallbeispiel Istanbul zeigt, dass sich im Bereich historischer Stadtlandschaften die Problemfälle oft aus den natürlichen Gegebenheiten, der Einbettung in einen städtischen Zusammenhang oder der geografischen Lage ergeben. Da gerade Städte einem enormen Entwicklungsdruck ausgesetzt sind, steht dieser oft im Gegensatz zu den „natürlichen Gegebenheiten“ der Stadt, die die historische Entwicklung mit einbinden. Dies gilt für alle Welterbestätten und ist nicht länderspezifisch.<sup>148</sup> Für Istanbul kann festgestellt werden, dass trotz Verankerung des Denkmalschutzes in der Verfassung sowie weiterführende Resolutionen und Richtlinien<sup>149</sup> eine Gefährdung der Welterbestätte vorhanden ist. Um diese frühzeitig zu erkennen, entgegenzuwirken und Konfliktpotenzial zu minimieren, bedarf es zweier grundlegender Voraussetzungen: der Bereitschaft zur Kommunikation, Absprache und Kompromissfindung sowie dem Bewusstsein aller Beteiligten über die besondere Bedeutung von Kulturerbe. Nur wenn sich alle über die Bedürfnisse, Anforderungen und der Verantwortung einer Welterbestätte im Klaren sind, können Konflikte vermieden werden. Dieses Wissen bildet die Grundlage für eine Kommunikation sowohl auf vertikaler als auch auf horizontaler Ebene. Was Christina Hotz für die deutschen Welterbestätten feststellte, gilt auch für Istanbul: „Die Konfliktursache liegt [...] nicht in dem Fehlen weitgehender Vorschriften, sondern vielmehr in dem durch die Denkmalschutzgesetze garantierten Entscheidungsspielraum [...]“<sup>150</sup>

Dass es in vielerlei Hinsicht Defizite im Wissen um die Bedeutung des Welterbes gibt, verdeutlicht das Beispiel Golden Horn Metro Crossing Bridge. Hier müssen Regulierungsinstrumentarien geschaffen werden, die das Bewusstsein für Denkmalschutz allgemein und im Speziellen für die Bedeutung eines Weltkulturerbes schärfen. Dies gilt sowohl für die Öffentlichkeit als auch für die politisch Verantwortlichen. Denn wie soll die Bevölkerung ein Gespür für die Bedeutung eines kulturellen Erbes von außergewöhnlich universellem Wert entwickeln, wenn gerade die Verantwortlichen, die diesen Schutz gewährleisten sollen, sich nicht dementsprechend verhalten? Eine Sensibilisierung für die Bedeutung des Konzeptes Welterbe kann nur erreicht werden, indem städtische und staatliche Behörden dies selbst vorleben. Aktionen wie die des Direktors des Topkapi-Serail-

<sup>148</sup> Dieses Phänomen ist auch in anderen Ländern zu finden. Für die deutschen Welterbestätten wurde es von Christina HOTZ ‚Deutsche Städte und UNESCO-Welterbe‘ erarbeitet.

<sup>149</sup> Zum Beispiel das „Law on the Conservation of Cultural and Natural Assets“ von 1983 oder das „Law for the Preservation and Utilization of Deteriorated Historic and Cultural Assets“ von 2005.

<sup>150</sup> HOTZ, Deutsche Welterbestätten, S. 200.

Museums, der den Thron Sultan Selim III. ohne Schutz im Regen in sein Privathaus transportieren ließ,<sup>151</sup> sind dabei eher kontraproduktiv. Auch wenn es sich um einen Einzelfall handeln sollte, ist es doch Sinnbild für das vorherrschende Denkmalverständnis, dem, beeinflusst durch die schiere Anzahl vorhandener historischer Objekte, der Blick für die Bedeutung einzelner Stücke und den Gesamtzusammenhang fehlt. Das Verständnis für Denkmalschutz ist, im Vergleich zum westlichen Europa, vielfach noch ein anderes. Mit Hinblick auf das Konzept des UNESCO-Welterbes besteht an dieser Stelle Handlungsbedarf. Für künftige Kunsthistoriker und Denkmalpfleger sollte ein Ausbildungssystem geschaffen werden, in dem das Bewusstsein für die einzelnen Objekte und Stätten geschärft wird. Der Mentalität des „Wir haben so viel davon, da kommt es auf das Eine nicht an“ gilt es entgegenzutreten und zu verdeutlichen, dass historisches Erbe in seiner Gesamtheit von Bedeutung ist. Geschehen kann dies indem die Verantwortlichen die Besonderheit und den Wert des Konzeptes Welterbe für die Bevölkerung sichtbar präsentieren. Dies gelingt nur, wenn man bereits in der Ausbildung dafür sensibilisiert wurde.

Das Bewusstsein über die Bedeutung einer Welterbestätte sowie das Wissen über die Konsequenzen, die ein Welterbetitel mit sich bringt, ist die Grundlage für Kommunikation und Koordination verschiedenster Kommunikationskanäle, deren es bedarf, um das historische Erbe nachhaltig zu schützen. Ein städtisches Welterbebüro als Koordinationsstelle kann dabei hilfreich sein. Gerade bei großflächigen Welterbestätten mit hoher Komplexität ist die Errichtung einer Stabsstelle mit einem Koordinator als Ansprechpartner sinnvoll.<sup>152</sup>

In Istanbul gibt es zwar das Istanbul Heritage Committee,<sup>153</sup> zu dem die Institutionen Site Management, Directorate of Historical Sites Protection und KUDEB für Restaurierungsaufgaben gehören, die Aufgaben eines städtischen Welterbebüros als Koordinationsstelle der vertikalen und horizontalen Kommunikation spielen hier jedoch keine Rolle. Deutlich wird dies in der Tatsache, dass die Verfasser der Sichtfeldanalyse eine „numerous of communication deficits“<sup>154</sup> während ihrer Arbeit feststellten. Aber auch der Zeitpunkt, zu dem die Studie in Auftrag gegeben wurde, zeigt, dass bei einer frühzeitigen und koordinierten Kommunikation zwischen städtischer Politik, Denkmalschutz und UNESCO viele Konflikte hätten vermieden werden können. Im Idealfall kann eine solche Studie als Entscheidungsgrundlage aller Beteiligten gelten, vor allem dann, wenn sie zu Beginn eines Planungsverfahrens erstellt wird und man sich anhand ihrer Ergebnisse auf eine gemeinsame, für alle akzeptable Lösung einigt. Ziel muss es sein, einen konfliktfreien Umgang mit dem Welterbe zu schaffen. Für Städte unter Welterbeschutz stellt dies eine besondere

<sup>151</sup> FAZ-ARTIKEL vom 15. Juli 2001, Einmal Sultan sein, <http://www.faz.net/artikel/C30351/schoener-wohnen-einmal-sultan-sein-30463616.html> (04.08.2011).

<sup>152</sup> RINGBECK, Managementpläne für Welterbestätten, S. 33.

<sup>153</sup> <http://www.istanbulheritagecommittee.com/> (04.08.2011).

<sup>154</sup> INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG RWTH AACHEN (Hg.), Visual Impact of the Golden Horn Metro Crossing Bridge, S. 259.

Herausforderung dar, da oft mehrere Stadtteile betroffen sind, was Denkmalschutz und Stadtentwicklung zu einer komplexen Angelegenheit werden lässt. Eine zentrale Koordinationsstelle, die für alle gleichermaßen Anlaufstelle ist, könnte dienlich sein. Für Betroffene und Interessenvertreter wäre es möglich eventuelle Konfliktpotenziale frühzeitig zu erkennen und entgegenzuwirken. Im Falle Istanbuls hätten die Bedenken des Welterbekomitees über die geplante Brücke, die Planungsgrundlagen sowie erste Designvorschläge zu Beginn der Planungsphase zusammengeführt werden können. Die unterschiedlichen Interessen wären sichtbar geworden, man hätte durch interdisziplinäre Beratung alle Akteure auf den unterschiedlichsten Ebenen einbinden und frühzeitig einen gemeinsamen Lösungsweg finden können.

Aus Sicht des Welterbezentrums und des Komitees ist eine zentrale Koordinationsstelle für eine Welterbestätte von Bedeutung, da es einen eindeutigen Ansprechpartner gibt, an den sich im Zweifelsfall gewandt werden kann. Die Aufgabe der Koordinationsstelle als lokales Regulativ wäre für Einhaltung und Umsetzung der Konventionen und Richtlinien zu sorgen und die unteren Behörden zu informieren sowie zu sensibilisieren. Auch dies hätte im Falle Istanbuls zu einem frühzeitigen Erkennen des Konfliktpotenzials der geplanten Brücke geführt. 2005, zur gleichen Zeit als die Generalversammlung der Vertragsstaaten der Welterbekonvention die Erklärung zum Erhalt historischer Stadtlandschaften verabschiedete, begann in Istanbul die letzte Phase des Brückenprojekts. Die Kommunikation der Inhalte des Wiener Memorandums, die Erhaltung historisch gewachsener Sichtachsen und Blickkorridore hätten besser kommuniziert werden können. Ebenso wäre eine zentrale Koordinationsstelle Anlaufpunkt für alle Nichtregierungsorgane und Interessengruppen gewesen, die sich mit dem Schutz des Welterbes auseinandersetzen. In der Funktion als Informations- und Kommunikationszentrum hätten gezielt Probleme, Lösungen, Informationen und Ergebnisse ausgetauscht werden können, die an einer Stelle gebündelt zusammengetragen, aufgearbeitet und evaluiert würden. Bei interdisziplinären Projekten wie der Golden Horn Metro Crossing Bridge, hätten durch die Koordinationsstelle die verschiedenen Kommissionen und Evaluierungsorgane zusammengebracht werden können, um im Vorhinein Verfahren für die Umsetzung eines allgemein anerkannten Vorschlages zu entwickeln. Auch im Bereich der öffentlichen Kommunikation ist eine zentrale Koordinationsstelle sinnvoll. Denn auch hier gilt, dass ein langfristiger Schutz des historischen Erbes nur gewährleistet werden kann, wenn eine allgemeine Akzeptanz und Bereitschaft zum Schutz des Kulturgutes gegeben ist. Dazu ist es wichtig, dass sich auch die Bevölkerung der Bedeutung einer Welterbestätte bewusst ist. Es ist notwendig den Bürgern die Besonderheiten, Chancen, Konsequenzen aber auch die Probleme einer Stadt unter Welterbestatus näher zu bringen. Nur so kann die Bevölkerung einen aktiven Beitrag zum Erhalt des Welterbes leisten. Eine zentrale Koordinationsstelle könnte neben allgemeinen Informationen zudem über aktuelle Projekte wie Ausstellungen, Veranstaltungen, über Modifikationen im Stadtbild und Baumaßnahmen informieren, deren Vor- und Nachteile aufzeigen und so eine breit angelegte Diskussion ermöglichen. Im Falle Istanbuls war diese Gelegenheit nicht gegeben, so dass die Meinung der Istanbuler Stadtbewohner nicht

zum Tragen kam. Gerade aber bei so wichtigen und nachhaltigen Veränderungen kann es von Bedeutung sein, die öffentliche Meinung nicht ungehört zu lassen. Sowohl in Wien als auch in Dresden hat sich gezeigt, dass die Haltung der Bevölkerung von enormer Bedeutung ist und die Zustimmung oder Ablehnung für ein Projekt weitreichende Folgen haben kann. Auch hier gilt es die verschiedenen Standpunkte zentral zu bündeln, um effektiv und im Sinne des Welterbes eine Entscheidung zu treffen. Verstanden als Informations-, Bildungs- und Koordinationszentrum ist die Koordinationsstelle Anlaufpunkt für Informationsaustausch der breiten Masse mit den Experten, aber auch der Experten untereinander. Sie schafft eine Kooperation auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren und ist damit unumgänglich, um ein Welterbe in einer lebendigen Stadt zu erhalten.

### Fazit

Istanbul, eine Großstadt zwischen bewahrenden Elementen und wachsender Metropole, eine Stadt, die über ein historisches Erbe verfügt, das so außergewöhnlich ist, dass ICOMOS die Meinung vertritt „One cannot conceive of the World Heritage List without this city [...]“<sup>155</sup>. Aber auch eine Stadt, die sich mit den Problemen einer Metropole auseinandersetzen muss. An diesem Punkt treffen Stadtentwicklung und Denkmalschutz aufeinander, führen zu Konflikten und das kann, wie in Dresden, auch in der Aberkennung des Titels enden. Dabei müssen sich Stadtentwicklung und Denkmalschutz nicht gegenseitig ausschließen. In keiner der internationalen Konventionen zum Denkmalschutz wird die Musealisierung von Städten mit historischen Stadtkernen gefordert oder erwartet. Auch die UNESCO begrüßt zeitgenössische Architektur und versteht sie als Fortführung der kulturellen Entwicklung. Angestrebt wird eine Balance zwischen Erhaltung, Transformation, Modernisierung und nachhaltiger Entwicklung, die den Denkmalschutz und die Stadtplanungskonzepte miteinschließt. Voraussetzung ist allerdings eine Zusammenarbeit aller Beteiligten: Politik, Stadtplanung und Denkmalschutz bzw. Welterbekomitee. Istanbul hat sich, wenn auch spät, für die Zusammenarbeit entschieden. Die ursprünglich geplante Golden Horn Metro Crossing Bridge, deren Größe die historischen Sichtachsen zur Süleymaniye-Moschee beeinträchtigt hätte, wurde anhand einer Visual Impact Study evaluiert und deren Ergebnisse als Entscheidungsgrundlage für die Ausarbeitung eines Alternativvorschlages herangezogen. Die Arbeit zeigt allerdings auch, dass es erst gar nicht zu diesem Konflikt hätte kommen müssen, wenn von Planungsbeginn an eine Kommunikation auf allen Ebenen stattgefunden hätte. Informationsaustausch und Projektkoordinierung hätten frühzeitig Probleme aufzeigen und einvernehmliche Kompromisslösungen hervorbringen können. Gerade in flächenmäßigen Welterbestätten mit hoher Komplexität ist dies von immenser Wichtigkeit. Um Streitigkeiten bereits im Vorfeld beilegen zu können, ist es daher sinnvoll eine Koordinationsstelle mit einem Ansprechpartner einzurichten, so

<sup>155</sup> UNESCO, Advisory Body Evaluation 356, S. 1.

die verschiedenen Interessen und Meinungen zu bündeln und die Leitung im Konfliktmanagement zu übernehmen. Dies ist nicht nur wichtig für die Koordination des Informationsaustausches zwischen der UNESCO und den städtischen Verantwortlichen, sondern auch auf vertikaler Ebene. Städtische Großbauprojekte sind häufig Prestigeobjekte einzelner Parteien oder Politiker. Denn wie Jobst Siedler bereits sagte: „Tatsächlich ist die Stadtbaukunst die politischste aller Künste [...]“<sup>156</sup>.

Das Fallbeispiel Istanbul lässt dies offensichtlich werden. Hier gilt es künftig, das Bewusstsein für das historisch-kulturelle Erbe und dessen Bedeutung zu schärfen. Nur wenn sich alle Parteien über die Einzigartigkeit, die Verantwortung aber auch möglichen Probleme und Konsequenzen eines UNESCO-Welterbetitels im Klaren sind, kann ein gezielter Schutz stattfinden, der Hand in Hand mit modernem Städtebau geht. Eine Modernisierung der Städte ganz im Sinne unserer täglichen, aber auch zukünftigen Bedürfnisse ohne dabei historische Bauten, Stadtstrukturen und Sichtachsen zu gefährden oder gar zu zerstören, ist erstrebenswert. Dies kann als Einschränkung, aber auch als Herausforderung interpretiert werden. Für Stadtplaner und Denkmalschützer stellt dies wahrscheinlich bereits heute eine der anspruchsvollsten dynamischen Aufgaben ihrer Arbeit dar. In Zukunft wird es dies mit Sicherheit sein.

<sup>156</sup> Zeit-online; SIEDLER, Jobst: Stadtbaukunst – politische Kunst, 1980/23. <http://www.zeit.de/1980/23/stadtbaukunst-politische-kunst> (05.08.2011).

## Der Komponist Peter Cornelius (1824-1874) in Berlin und Westfalen

*von Dieter und Gisela Riesenberger*

Der „Wort- und Tondichter“ Peter Cornelius, wie ihn sein Sohn Carl Maria Cornelius bezeichnete – er selbst wählte den Ausdruck „Dichtermusiker“ – ist heute zu Unrecht weitgehend vergessen. Von seinen zahlreichen Kunstliedern werden fast nur noch sechs „Weihnachtslieder“ (Op. 8, 1856) gesungen und daraus wiederum am häufigsten das Lied „Die Könige“ („Drei Könige wandern aus Morgenland;/[...]“). Der Paderborner Theologe und Musikwissenschaftler Johannes Hatzfeld hat den Zyklus 1920 in seine Sammlung „Susani. Ein Hausbuch weihnachtlicher Musik“ aufgenommen.<sup>1</sup> Den Reigen der Lieder eröffnet dabei Cornelius „Zu uns komme dein Reich“ aus seinem „Vater unser-Zyklus“ (Op. 2, 1854/55). Das einzige größere Werk, das sich behaupten konnte, die komische Oper „Der Barbier von Bagdad“ nach der gleichnamigen Erzählung aus „Tausendundeine Nacht“, deren Libretto Peter Cornelius selbst verfasste und die Franz Liszt am 15. Dezember 1858 in Weimar erstmals aufführte, wurde 1974 in einem Opernführer als „locker und unsentimental, zärtlich und von feiner Drastik“<sup>2</sup> vorgestellt und ist in Knaurs Großem Opernführer von 1999 nicht einmal mehr erwähnt. Man kann sie etwa in einer Rundfunkaufnahme von 1974 (Kölner Rundfunk-Sinfonieorchester & Kölner Rundfunkchor, unter Ferdinand Leitner) hören; in der Spielzeit 2013 wurde sie – als Beitrag zum Wagner-Jahr – im Landestheater Coburg aufgeführt.

Peter Carl August Cornelius war das fünfte von sieben Kindern des seit 1820 an den vereinigten Bühnen Mainz/Wiesbaden tätigen Schauspielerehepaars Carl Joseph Gerhard (1793–1843) und Friederike Cornelius, geb. Schwadtke (1789–1867). Sein Geburtshaus stand nahe beim kurfürstlichen Schloss, an der Ecke Schießgartenstraße/Mittlere Bleiche,

<sup>1</sup> Johannes Hatzfeld (Benolpe/ Kirchhundem 1882 – Paderborn 1953), war v. a. Sammler und Bearbeiter regionaler und überregionaler Volkslieder sowie Erneuerer der katholischen Kirchenmusik. In München studierte er Musikwissenschaft bei Adolf Sandberger, dem ersten Biographen von Peter Cornelius, der 1887 mit „Leben und Werke des Dichtermusikers Peter Cornelius“ promoviert hatte. 1907 in Paderborn zum Priester geweiht, war Hatzfeld von 1914 bis 1924 als Religionslehrer an der privaten katholischen „Höheren Töchterschule“ von Johanna Pelizaeus (1824–1912) tätig – und nicht am St.-Michaelskloster, wie Klaus Zacharias in der Kurzbiographie „Monsignore Johannes Hatzfeld“ in der Reihe „Westfälische Biographien“ angibt. 1917 veröffentlichte er die Volksliedsammlung „Tandaradei“, 1921 die Weihnachtsliedersammlung „Susani“, 1925 die Sammlung geistlicher Volkslieder „Resonet“. Ab 1924 Kulturreferent im „Volksverein für das katholische Deutschland“, gab er u. a. die beiden Reihen „Musik im Haus“ (Bd. 6/1922: „Heiße der Mai. Ein Kränzlein Lieder aus Pelizäus Singebüchlein für 3 u. 4stimmigen Frauenchor“) und „Musica orans“ heraus. Von 1932 bis 1953 fungierte er als Schriftleiter des Paderborner Bistumsblattes „Leo“, ab 1946 „Der Dom“. 1931 wurde er zum Ehrendoktor der Universität München, 1952 zum Ehrenbürger der Stadt Paderborn ernannt.

<sup>2</sup> STEGER, Hellmuth/ HOWE, Karl: Opernführer. Von Monteverdi bis Hindemith, Frankfurt/ Hamburg 1954, S. 34.

in unmittelbarer Nähe zum damaligen Theater, heute Teil des Landesmuseums. Peter Cornelius wurde am 24. Dezember 1824, um 10 Uhr abends, geboren, ein Datum, auf das er immer besonderen Wert legte: „Also war ich gerade das Christgeschenk meiner Mutter.“<sup>3</sup> Nach Auflösung der Bühnengemeinschaft im Jahre 1839 spielte Carl Cornelius am Wiesbadener Hoftheater, und die Familie zog nach Wiesbaden um. Der Vater machte seinen jüngsten Sohn früh mit der deutschen Klassik sowie den großen Dramen der Weltliteratur vertraut und sah in ihm einen künftigen Schauspieler, der die Familientradition fortsetzen würde. Schon Ignaz Cornelius, Peters Großvater, hatte seinen ursprünglichen Beruf als Maler und Kupferstecher aufgegeben, um Schauspieler zu werden, und hatte als Mitglied der Dietrichschen Gesellschaft, die „von 1796 an, die Bühnen von Westfalen beherrscht“ hat. So war Münster „das Feld der Tätigkeit von Ignaz Cornelius.“<sup>4</sup> Der junge Peter Cornelius liebte die Sprache, liebte Vers und Prosa. Neben Goethe und besonders dessen „Torquato Tasso“ die Lyrik eines August Graf von Platen, die Phantastereien von E. T. A. Hoffmann und die heitere bis humorig-skurrile Metaphernsprache von Jean Paul. Als junger Statist war er bald mit den Bühnenbrettern vertraut, und es war sein Wunsch, Schauspieler, eventuell Bühnensänger zu werden. Durch seine musikalische Begabung, bekam der Liebhaber klassischer Musik – Mozart, Beethoven, Haydn und Gluck – schon früh Klavier- und Gesangunterricht; später kamen Geige und Musiktheorie hinzu. Im Herbst 1838 nahm Carl Cornelius den fast Vierzehnjährigen von der Bürgerschule, um seine Ausbildung selbst in die Hand zu nehmen. Er bereitete sich konsequent sowohl auf das Schauspiel als auch auf den Musikerberuf vor. Er studierte mit ihm vor allem humoristische Charakterrollen ein, wie sie ihm selbst lagen. Von 1841, als Peter Cornelius erster Geiger im Mainzer Theater wurde, erhielt er bis zum Sommer 1843 durch Vermittlung von Carl Hestermann, einem Logenbruder seines Vaters und dessen bester Freund, Kompositionsunterricht. Er komponierte 1843, nach zwei Jugendwerken für Instrumentalmusik, mehrere Lieder sowohl für einen vierstimmigen Männerchor a cappella als auch für einen gemischten Chor einstimmige Lieder, die zumeist erhalten sind. Es fehlte ihm jedoch, wie er rückblickend um 1847 selbst feststellt, an einem „gründlichen Elementarunterricht“: Auf dem Klavier hatte er „keine Idee von Anschlag, auf der Geige keine feste Bogenführung [...] In der Komposition kam ich von System zu System, ohne eine durchgreifende einheitliche Leitung zu genießen.“<sup>5</sup> Von Offenherzigkeit, Toleranz, Empfindsamkeit und Redlichkeit seines Elternhauses geprägt, gründete Peter Cornelius 1837 mit

<sup>3</sup> So etwa in der Vorrede zu seiner autobiographischen Skizze, 2. Fassung (1837) in: CORNELIUS, Peter: Gesammelte Aufsätze. Gedanken über Musik und Theater, Poesie und Bildende Kunst. Hrsg. von WAGNER, Günter/ ANDREW, James Deaville (Beiträge zur Mittelrheinischen Musikgeschichte 38), Mainz/ London u. a. 2004, Nr. 1b, S. 67–70, hier S. 67.

<sup>4</sup> CORNELIUS, Carl Maria: Peter Cornelius. Der Wort- und Tondichter, Bd. 1 (Deutsche Musikbücherei 46), Regensburg 1925, S. 18f.

<sup>5</sup> CORNELIUS, Peter: Autobiographische Skizze, in: ISTELE, Edgar (Hg.): Peter Cornelius, Aufsätze über Musik und Kunst, Leipzig 1904, S. 1–15, hier S. 3. Erneut abgedruckt als „Autobiographisches“ in: CORNELIUS, Peter: Gesammelte Aufsätze, Nr. 70, S. 580–586, hier S. 582.

seinen Schulkameraden im freiheitlich gesinnten Mainz einen „Verein für die Republik“. Vom 17. März bis zum 23. Juli 1793, unter dem Einfluss der französischen Revolution, war die Stadt Mainz schon einmal eine Republik gewesen, mit einem demokratisch gewählten Parlament. Er empörte sich über die Behandlung der Göttinger Sieben (1837) – eine Gruppe von Professoren, darunter Wilhelm und Jacob Grimm, die 1837 gegen die Aufhebung der Verfassung durch den König von Hannover protestierten, daraufhin entlassen und teilweise des Landes verwiesen wurden –, und er bekannte: „Mein Herz gehört immer und überall den Republikanern.“<sup>6</sup> Andererseits stand der tiefreligiöse Heranwachsende, der aus einer Mischehe stammte, die zwar durch seinen rheinischen Vater katholisch, aber nicht streng orthodox ausgerichtet war, während der „Kölner Wirren“ in der Mischehenfrage, d. h. dem Konflikt um die Kindererziehung in gemischtkonfessionellen Ehen, bedingungslos auf Seiten des ultramontan gesinnten Erzbischofs Droste-Vischering. Im Gegensatz zur preußischen Regierung und den Liberalen trat er dafür ein, dass die Kinder aus einer Mischehe katholisch erzogen werden sollten, zumal er stark unter dem Einfluss seines ältesten Bruders Carl stand, der im streng katholischen Milieu aufgewachsen war. Im Hause Cornelius wurden die Feste, christliche wie weltliche, liebevoll mit Musizieren und Rezitieren gefeiert, was sicherlich zum starken Zusammenhalt der Familie über die Jahrzehnte hinweg beigetragen hat. Peter Cornelius liebte die Familientraditionen, er war gern katholisch und war angetan von schönen Kirchen und prunkvollen Zeremonien. Er war sehr fromm, entwickelte aber schon früh kritische Distanz.

Nach dem frühen Tod des Vaters am 11. Oktober 1843 wandte sich Carl Cornelius Mitte November an den Maler Peter von Cornelius (1783–1867; geadelt 1825), Cousin des Vaters, mit der Bitte, sein Patenkind nach Berlin zu holen und ihm finanzielle und praktische Unterstützung während einer gründlichen Ausbildung als Musiker zukommen zu lassen, da er befürchtete, sein Bruder werde sich in der Doppelgleisigkeit nur verzetteln, weil er von dessen Neigung und Talent zur Musik überzeugt war. Peter von Cornelius galt als Großmeister des deutsch-römischen Künstlerkreises der Nazarener und seit seiner Berufung 1819 nach München als Repräsentant der Münchner Historischen Schule. Im Jahre 1841 nach Berlin berufen, führte er, besonders nachdem er im Frühjahr 1846 in den Seitenbau des Palais Raczyński am Königsplatz umgezogen war, ein offenes Haus, in dem die vornehme Künstler- und Gelehrtenwelt, wie Moses Mendelssohn, Friedrich Rückert, Alexander von Humboldt, die Gebrüder Grimm, Ignaz von Olfers, Generaldirektor der königlichen Museen in Berlin, und der Geheimrat Theodor Brüggemann, ein und aus ging. Peter Cornelius trat seine erst kürzlich angetretene feste Anstellung als Schauspieler am Wiesbadener Hoftheater an, wo er nur kleinere Rollen hatte, um sich, nun geradezu erleichtert, ganz der Musik zu widmen. Nach längerem Zögern erklärte sich „der große Vetter“ bereit, gemeinsam mit dem Referenten im preußischen Kultusministerium und katho-

<sup>6</sup> CORNELIUS, C. M.: Peter Cornelius. Der Wort- und Tondichter, Bd. 1, S. 51. Zum leichteren Lesen werden Orthographie und Interpunktion, vor allem die Kommasetzung, in Peter Cornelius' Briefen der heute gängigen Schreibweise angepasst.

lischen Politiker Theodor Brüggemann während einer zweijährigen Lehrzeit zum Lebensunterhalt und zu den Ausbildungskosten Geld und Sachmittel beizusteuern. Dieser war mit Elisabeth, einer Schwester des „großen Ohms“ verheiratet. Das kinderlose Ehepaar hatte schon früh die Erziehung und Ausbildung von Carl übernommen.

Anfang September 1844 brach Peter Cornelius nach Berlin auf mit einem Umweg über Soest, der Heimat von „Onkel Brüggemann“, um dort eine ihm bis dahin noch unbekannt weitläufige Verwandte zu besuchen. Er nahm an einer großen westfälischen Hochzeit teil. Seiner Schwester Susanne berichtet er nach den Feierlichkeiten: „Ich habe drei Wochen lang Lebensfesttage in Soest gefeiert, zum ersten Male eine Hochzeit mitgefeiert, die bis zu meiner eignen und der Deinigen wohl die schönste sein wird, die ich je erlebte. Wahrlich, ich muss mich vor Jean Paulschen Umschreibungen, vor Überschwänglichkeit im Ausdruck hüten, wenn ich von Soest spreche, kurz ich bin glücklich da gewesen [...]“ bei den „Dir noch unbekannt Menschen, die ich dort innig liebgewonnen habe.“<sup>7</sup> Die siebenundzwanzigjährige Dora war die Witwe des kurz zuvor verstorbenen Soester Gerichtsrats Heinrich Dreckmann (1795–1841), eines unermüdlichen Sammlers von Dokumenten für das Gemeinwesen der Stadt<sup>8</sup>. Im Jahre 1849 schreibt Peter Cornelius rückblickend über die junge Witwe an seine Mutter: „Dora ist eine edle exzentrische Natur. Sie heiratete [...] als junges Mädchen einen alten Mann und verdarb es mit ihrem Schicksal im entscheidenden Moment. Seitdem hat sie eine ewig unbefriedigte Sehnsucht in sich [...] So verliebte sie sich schwärmerisch in den 19-jährigen Peter, nannte es natürlich platonische Liebe, erhabene Freundschaft“.<sup>9</sup> In der ersten Berliner Zeit schickte der Frischverliebte ihr mehrere Gedichte, darunter das später vertonte „Denkst du an mich?“ (Op. 1, Nr. 6; 1853).

Am 17. September 1844 traf Peter Cornelius in Berlin ein, wo er acht Jahre verbringen sollte. Onkel und Tante Brüggemann empfingen ihn sehr freundlich, und „Bei Onkel Peter wurde ich sehr herzlich aufgenommen, und mit der verschrienen Marie [dessen erwachsene Tochter] hoffe ich ganz gut fertig zu werden. Tante Tutta [Gertrude, ital. Geltruda] Cornelius ist eine so gute Frau, von der man alles haben kann, wenn man es recht anfängt. [...] Onkel Peter küsste mich mehrmals herzlich; alle nennen mich freundlich Du.“<sup>10</sup> Nach kurzem Unterschlupf bei einem alten Freund bezog Peter Cornelius eine bescheidene Studierstube, zunächst in der Mittelstraße, bald aber in der Hirschelstraße, heute Stresemannstraße. Die Berliner Verwandtschaft versorgte ihn mit Möbeln, Kohle,

<sup>7</sup> CORNELIUS, Peter: *Ausgewählte Briefe nebst Tagebuchblättern und Gelegenheitsgedichten*. Hrsg. von seinem Sohne Carl Maria CORNELIUS (*Literarische Werke*. Erste Gesamtausgabe im Auftrage seiner Familie gesammelt und hrsg., Bd. 1), Leipzig 1904: Peter Cornelius an seine Schwester Susanne, Berlin 24.9.1844, Nr. 17, S. 57.

<sup>8</sup> Nekrolog Heinrich Dreckmann, in: *Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde* 10 (1847), S. 281–284.

<sup>9</sup> Peter Cornelius an seine Mutter, Berlin 17.6.1849, in: CORNELIUS, *Ausgewählte Briefe*, Nr. 29, S. 97.

<sup>10</sup> Peter Cornelius an seine Schwester Susanne, Berlin 24.9.1844, in: CORNELIUS, *Ausgewählte Briefe*, Nr. 17, S. 57f.

Kleidung und Wäsche. Bei den beiden Familien nahm er abwechselnd das Mittagessen ein und verband damit den Musikunterricht für Marie und den kleinen Gabriel. Durch Vermittlung seines „großen Veters“ erhielt er von Herbst 1844 bis August 1846 und – mit einer Unterbrechung – von Mitte August 1847 bis Mitte Februar 1849 Unterricht bei dem bekannten Musiktheoretiker und Kontrapunktlehrer Siegfried Wilhelm Dehn (1799–1858), seit 1842 Kustos der Musikalien in der Königlichen Bibliothek. Bei ihm lernte er in der ersten Phase noch einmal gründlich Harmonielehre und dann Kontrapunkt; er komponierte Sonaten, Trios, Kanons und Chöre für seine Privatschüler und für familiäre Gelegenheiten. Als ein echter „*Studiosus musicae*“ erarbeitete er sich die Musikgeschichte, darüber hinaus aber auch die romanischen Sprachen, sogar das Altfranzösische, um über einen Shakespeare hinaus fremdsprachige Libretti bzw. Dichtung lesen zu können. So studierte der Autodidakt im Jahre 1850 „*Louis XIV*“ von Dumas, die „*Storia d’Italia*“ von Francesco Guicciardini oder die „*Novelas ejemplares*“ von Cervantes. Mit Freunden und Bekannten gründete er einen Trio- und einen Gesangsquartettverein. Durch Meyerbeers Bemühungen erhielt er Freikarten für die Oper, und er wurde nichtzahlendes Mitglied der Singakademie. Schließlich ermöglichte ihm sein Bruder Carl auch wieder Geigenunterricht, bei dem Komponisten und Ballettregisseur Wenzel Gährich, am Königlichen Opernhaus, der ihn auch beim Instrumentieren seiner Arbeiten beriet. Nach seiner Ankunft in Berlin verkehrte er in der Familie eines von Westfalen übergewanderten Justizrats Arndts, wo er sich unter gleichgesinnten Liebhabern der Musik heimisch fühlte, verliebte sich in die Tochter Lina und verlobte sich im Frühjahr 1847, als er nach Beendigung seiner offiziellen ersten Lehrzeit bei Dehn eine gesicherte Zukunft auf sich zukommen sah. Aufgrund des Standesunterschiedes verboten ihre Eltern jede weitere Beziehung: Schließlich musste der „Musikant“ seine erste große Liebe aufgeben. „Ohne alle Umschreibung gesagt: Leidenschaftliche Liebe ergriff und erschütterte mich im Innersten [...] Und ich, der ich bis jetzt nur höchst dürftige Ansätze zu subjektiver Lyrik gemacht, dagegen doch so viele Tonstudien in mannigfachen Formen getrieben hatte, ich komponierte keine verzweifelnden Sarabanden, keine rastlosen Giguen in Moll, keine weltschmerzlichen Scherzos – ich schrieb eine Fülle einfacher deutscher Gedichte, zu sagen, was ich litt. Von jetzt an war ich Lyriker.“<sup>11</sup> Durch seinen Liebeskummer zunächst wie gelähmt, verfasste er bis Frühjahr 1850 weit über hundert gemütvollere Liebesgedichte, so das lyrische Gedicht „Ich ging hinaus, um dich zu sehn/ [...]“, und im Herbst 1848 das inzwischen launig-distanzierte „Vor Zeiten“, dessen zweiter Teil lautet: „Zu bald nur sah die Mutter ein,/ Wie es mit uns sah aus,/ Und nun hieß es nicht mehr: Herein!/ Es hieß: Hinaus, hinaus! – ‚Sie sind als Mensch zwar ganz charmant/ Mir angenehm durchaus,/ Doch sind Sie nur ein Musikant,/ Darum: Hinaus, Hinaus! – Wär’n Sie Assessor, Rat in spe,/ Das sah’ noch anders aus,/ Doch Musikant – ojemine!/ Hinaus, hinaus, hinaus!“ Fortan drehte sich sein Leben um die beiden Pole Musik und Dichtung, um Wort und Ton. Mit seiner Doppelbegabung

<sup>11</sup> CORNELIUS, Autobiographisches, S. 584.

führte er Lyrik und Musik zusammen und komponierte zwischen 1853 und 1856 weit über 40 zarte Lieder zu eigenen Texten, worin er zumeist persönliche Erlebnisse seit seinem Fortgang aus Mainz verarbeitete. Stolz formuliert er rückblickend: „[...] da kam aber nun das Glückskind [...] Der Dichter in mir war geboren. Das war der Dichter-Musiker. Mein Op. 1 war da.“<sup>12</sup> Und bald schon folgte, geradezu als elegisches Pendant, der Liederzyklus „Trauer und Trost“ (Op. 3, 1854).

Nach der erzwungenen Trennung von Lina Arndts lebte Peter Cornelius, zunächst zusammen mit seiner Mutter und bald auch mit seiner Schwester Auguste<sup>13</sup>, einer angehenden Sängerin, von Oktober 1847 bis zum 13. Dezember 1848 in einer kleinen Mietwohnung in der Luisenstraße. Nach dem Tod ihres Mannes hatte Friederike Cornelius zunächst bei ihrer Tochter Elise und ihrem Schwiegersohn Franz Schily<sup>14</sup> gelebt. Als dieser eine Stelle in der Berliner Maschinenbauanstalt Borsig annahm, die damals vorrangig Dampflokomotiven baute, zog sie auf Anraten von Carl bei Peter ein, um ihm Gesellschaft zu leisten, denn ihm fehlte anregende „Mitarbeiterschaft“. Da aber Elise ihr zweites Kind erwartete, zog sie zu Schilys, während Auguste mit Peter zusammen blieb, um von seinem vielseitigen Wissen und Können zu lernen. In Freundeskreisen trugen die Geschwister Peters Kompositionen vor, etwa die Vertonungen von Gedichten seines Freundes Paul Heyse oder Peters eigene Duette, so auch im Hause Brüggemann und im Hause Cornelius. Nach Wiederaufnahme der Studien bei Dehn befasste sich Peter Cornelius – für die damalige Zeit außergewöhnlich – intensiv mit dem doppelten Kontrapunkt und mühte sich etwa mit einer Fuge zu vier Themen ab. Er überarbeitete sich und erkrankte wiederholt an einem „Brustfieber“. Als erste größere kirchenmusikalische Arbeit war Mitte 1846 die 4-stimmige Vertonung a cappella des 51. Psalms („Miserere mei, Deus“) fertig geworden, daneben ein Magnifikat; beide Werke sind nur teilweise erhalten. Vollständig erhalten ist dagegen ein Stabat Mater in a-Moll als zehnsätzige Kantate für Soli, Chor und Orchester vom Sommer 1848, die Abschlussarbeit seiner Studien bei Dehn, die der Lehrer sehr lobte und die als Cornelius' bedeutendstes Werk aus der Berliner Jahre gilt.<sup>15</sup> Peter Cornelius komponierte dann seine erste Messe, in d-Moll, für zweistimmigen Frauenchor, Sopran- und Alt-Solo, mit Klavier oder Orgelbegleitung sowie Streicher ad lib., und zwar für die Borromäerinnen in Berlin, die am 15. August 1849, an Mariä Himmelfahrt, in der

<sup>12</sup> CORNELIUS, Autobiographisches, S. 584, 586.

<sup>13</sup> Auguste Cornelius (1826-1890), die eine Bühnenlaufbahn einschlagen wollte, fand in dem Opernkomponisten Giacomo Meyerbeer einen Förderer, der ihr auch ein Stipendium von Friedrich Wilhelm IV. vermittelte. Als sie nach kurzen Engagements ab 1852 dann erkrankte und ihre ausdrucksstarke Stimme verlor, wurde sie 1866, teils unter dem Pseudonym „Paul Dido“, als Schriftstellerin und Übersetzerin vor allem von Molière-Komödien tätig.

<sup>14</sup> Otto Schily (geb. 1932 in Bochum), von 1998 bis 2005 Bundesminister des Innern, entstammt dieser Familie.

<sup>15</sup> SEIDEL, Elmar: Zur Kirchenmusik von Peter Cornelius, in: FEDERHOFER, Hellmut/ OEHL, Kurt (Hg.): Peter Cornelius als Komponist, Dichter, Kritiker und Essayist (Studien zur Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts 48), Regensburg 1977, S. 179–193, hier S. 180.

Kapelle der „Barmherzigen Schwestern“ uraufgeführt wurde. Sie ist als Manuskript überliefert und wird mitunter in der Neubearbeitung des verstorbenen Chorleiters Wilfried Schmitz aus dem Jahre 2001 als „Dionysius-Messe“ aufgeführt. Eine zweite Messe, für 4 unbegleitete Männerstimmen, ist verschollen. In einem langen Brief zu Weihnachten 1849 berichtet Peter Cornelius seinem väterlichen Freund Carl Hestermann – die Familie Hestermann besaß in Mainz die Weinhandlung „Dupré und Comp.“: „Ich habe keinen Weg gescheut, um während meinen Studien und nach denselben Urteile von Meistern über meine Arbeiten zu erhalten, und ich besitze solche von Mendelssohn, Meyerbeer, Taubert, Nicolai und zuletzt von Friedrich Schneider, dem Komponisten des Weltgerichts<sup>16</sup>. Während ich von allen Obengenannten bei manchem Guten, das sie mir sagten, immer meist Oberflächliches und Gewöhnliches hörte, hat mir dagegen der brave alte Schneider die Ehre angetan, meine Sachen, die ich ihm selbst dieses Frühjahr nach Dessau brachte, einer gründlichen Durchsicht zu würdigen. Er hat mir einen rechtschaffenen Lehrbrief darüber geschrieben, der in kurzen diktatorischen Ausdrücken Nüsse enthält, an denen ich noch manche Jahre werde zu knacken haben, der mir ganz als das erschien, was der strebende Jünger von dem Meister zu fordern hat in Anerkennung, Tadel und Zurechtweisung. Dieser Brief mit der Adresse an den Tonkünstler Peter Cornelius in Berlin ist aber auch das einzige, womit ich mich als Musiker legitimieren kann.“<sup>17</sup> Wilhelm Taubert, Komponist und zweiter Hofkapellmeister in Berlin, war nach Durchsicht der vorgelegten Kompositionen von Peter Cornelius zu dem Urteil gekommen, dass die an Gesang gebundenen die besten seien, und hatte ihm als Tätigkeitsfeld Gesangunterricht und -komposition empfohlen. Und da Peter aus der finanziellen Abhängigkeit in Berlin heraus wollte, fasste der „Luftschlossbaumeister“ den Plan, bei dem spanischen Musikpädagogen Manuel García (Zafra 1805–London 1906) am Pariser Konservatorium mit Auguste einen Gesangkurs zu machen, um später in Deutschland nach dessen Schule zu unterrichten – leider fand er für sein Vorhaben keine Gönner.

Anfang April 1849 bezog Peter Cornelius ein preiswerteres Quartier, dessen Fenster auf den Potsdamer Bahnhof ging. Während er seinen Lebensunterhalt mit mühsamem Unterrichten bestritt und kleine Gelegenheitsarbeiten komponierte – auch den von Ohm Cornelius nun wieder erhöhten monatlichen Zuschuss von zehn Talern musste er mit täglichem Unterrichten von Marie Cornelius abarbeiten – konnte sich der ältere Bruder Carl 1851 an der Universität Münster habilitieren. Er hatte u. a. bei dem Historiker Leopold von Ranke studiert, an den Gymnasien in Emmerich und Koblenz unterrichtet und war von 1846 bis 1849 Dozent für Geschichte und Literatur am Lyzeum Hosianum in

<sup>16</sup> Johann Christian Friedrich Schneider (1786–1853) war ein deutscher Komponist und Organist. Während seiner Tätigkeit als Herzoglich-Anhalt-Dessauscher Hofkapellmeister schrieb er neben Sinfonien und Ouvertüren bevorzugt Oratorien und Kantaten, dazu Hymnen und Psalmen für Männerchor. Als sein berühmtestes Werk gilt das Oratorium „Das Weltgericht“ (1821).

<sup>17</sup> Peter Cornelius an Carl Hestermann, Berlin 25.12.1849, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 30, S. 107f.

Braunsberg, nach Königsberg die bedeutendste Hochschule in Ostpreuße (Fürstbistum Ermland), mit einer theologischen und einer philosophischen Fakultät. Für den Landkreis Braunsberg wurde er in die Frankfurter Paulskirche gewählt; er war 1848/49 Abgeordneter in der konstituierenden Nationalversammlung als Mitglied der „Casino-Partei“, die zum rechten, gemäßigt liberalen Zentrum zählte, sowie Ende 1848 dann der Gruppierung „Pariser Hof“, ihrerseits wiederum eine Gruppierung großdeutsch gesinnter Abgeordneter der Casino-Partei.<sup>18</sup> Nach dem Scheitern der Paulskirche begann 1852 über die Stationen Breslau und Bonn seine beeindruckende Karriere als Historiker; in München wurde er Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und später als Nachfolger Heinrich von Sybels Sekretär der Kommission.<sup>19</sup> Carl Cornelius hatte seinen Bruder – wohl schon um des lieben Friedens mit den Verwandten in Berlin willen – von Frankfurt aus, allerdings vergebens, davor gewarnt, sich an Auseinandersetzungen in der preußischen Hauptstadt, die am 18. März 1848 mit dem sog. Barrikadenaufstand die Märzrevolution auslösten, zu beteiligen. Nachdem am 12. Dezember 1848 in der Paulskirche die Diskussion über das künftige Reichsoberhaupt begann und dabei auch erkennbar wurde, dass die Entscheidung für den preußischen König fallen werde, schrieb Peter am Heiligen Abend an Carl Cornelius, er befürchte, dass es „mit unsrer deutschen Einheit in der nächsten Zukunft scheu aussehen wird. Wollte Gott, der König von Preußen täte einmal einen ernsten Schritt aus seinem ganzen bisherigen schwankenden Treiben heraus, nähme die Kaiserkrone ohne Rückhalt und ohne Koketterie in die Hand [...], wollte Gott, dass er dann als Kaiser durch die Wahl eines großen Volkes anders aufträte wie als König von Gottes Gnaden. Er ist der einzige der jetzt lebenden Fürsten, der trotz alledem und alledem noch berufen wäre, Deutschlands Heil zu fördern. – Aber ich fürchte – er wird es nicht – er wird das von Gottes Gnaden der andern Herrscher zu sehr in Ehren halten, um sie nötigenfalls zum Teufel zu jagen – er wird schwanken und schwanken, bis das Volk gezwungen ist, in einer großen allgemeinen Revolution sein Heil zu versuchen.“ In jugendlichem Überschwang erklärt der junge Mann, falls eine linke Mehrheit für die Revolution stimme, werde er offen und frei seine Meinung äußern und sie, „wenn es gilt, mit meinem Blute [...] bekräftigen.“ Andererseits – und damit zeigt er eine erstaunliche politische Reife – halte er es für seine Pflicht, eine „rechte“ Mehrheit anzuerkennen, obwohl sein Herz „immer auf der linken Seite“ schlagen werde. Es gehe darum, der Mehrheit des Volkes zu folgen, wenn „Einheit entstehen soll. Wählt Ihr also den König von Preußen zum deutschen Kaiser, so huldige ich ihm, aber in der deutschen Kammer wähle ich meinen Kandidaten zur Linken, und meine Zukunft heißt: Republik.“<sup>20</sup>

<sup>18</sup> SCHOLLER, Heinrich (Hg.): Die Grundrechtsdiskussion in der Paulskirche. Eine Dokumentation, Darmstadt<sup>2</sup> 1982, S. 16.

<sup>19</sup> ‚Carl Adolph Cornelius‘, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 3, Berlin 1957, S. 363.

<sup>20</sup> Peter Cornelius an seinen Bruder Carl, Berlin 24.12.1848, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 26, S. 81f.

Nachdem der preußische König die Kaiserkrone abgelehnt hatte, die Frankfurter Verfassungspolitik gescheitert war und als schließlich preußische Truppen radikal-demokratische Kräfte in Süddeutschland niederschlugen, änderte Peter Cornelius seine gemäßigte Haltung. Mitte Juni 1849 schrieb er seiner Mutter: „[...] es wird wohl in diesen Tagen dem letzten Restchen Demokratie dort [in Frankfurt] der Garaus gemacht werden. Nun, dann werden wir wohl noch eine Reihe von Jahren den Segen geordneter, von Gott eingesetzter Regierungen genießen, und die Zeit des vollständigen Sieges der Reaktion wird schlimmer und drückender für uns sein, als sie je vorher gewesen ist“. Da er als Republikaner bekannt sei, werde es jetzt für ihn als Künstler schwer werden; er weigere sich aber, vor den Götzen dieser Zeit seine Knie zu beugen, denn „Götzen sind es, plumpe Götzen, ihre Könige und ihre Götter, und sie führen den Namen Gott und König nur im Munde, um sich gegenseitig etwas weiszumachen. [...] Pfui und tausendmal pfui über alle Pfaffen und Jesuiten mit ihrem ganzen Anhang, mit ihrem Glauben und ihrem Gott und ihrer ewigen Seligkeit und ihrer christlichen Demut, und dahinter all der Ehrgeiz und all der Eigennutz, all der gute Wein und all der gute Braten! Aber solange noch ein Mensch auf der Kanzel steht und uns einen Gott wie einen drohenden Popanz hinstellen darf und uns mit dem ewigen Feuer drohen darf [...], so lange kann es trotz aller äußeren Revolutionen und Veränderungen nicht anders werden. Solange wir noch Seelsorger brauchen und nicht jeder zu seinem eignen Seelsorger erzogen wird, so lange wird's auch nicht besser.“<sup>21</sup> Im weiteren Verlauf des Briefes teilt Peter seiner Mutter mit, dass Bekannte und Verwandte versucht haben, ihn und seine Schwester Auguste politisch oder auch religiös zu bekehren; so hat „Onkel Brüggemann“ kürzlich mit ihm ein langes Gespräch geführt. Theodor Brüggemann (1796 Soest–1866 Berlin) war seit 1843 im preußischen Kultusministerium als Vortragender Rat zuständig für die katholischen Universitäten und Schulen. In seiner Stellung als Schuldezernent im preußischen Kultusministerium war er eng verbunden mit dem Kultusminister Eichhorn und dem Fürsten Radziwill, beide Anhänger des katholischen Lagers um den reaktionären Friedrich Wilhelm IV., die mit dessen Thronbesteigung die Chance sahen, dem Katholizismus in Preußen aufzuhelfen. Der streng kirchengläubige Brüggemann musste schon von Berufs wegen daran interessiert sein, junge Menschen für die „katholische Sache“, d. h. für die Erneuerung des Katholizismus, zu gewinnen, die in Deutschland durch den 1. Katholikentag (3. bis 6. Okt. 1848) sowie durch die erste Bischofskonferenz in Würzburg (21. Okt. bis 16. Nov. 1848) angestoßen wurde. Onkel Brüggemann suchte also Peter Cornelius auf, um ihn „mit dem ganzen Schatz seines Wissens, seines Verstandes, seiner Erfahrung zu belehren“, und sprach dabei auch von der „Möglichkeit einer Versorgung in Münster, die aber bei meiner politischen und religiösen Meinung zur Unmöglichkeit würde!“ Aus dem weiteren Verlauf dieses Briefes schält sich der Anlass für die Erregung des Schreibers heraus: „Nun aber kommt das Letzte und Neueste. Es ist dies ein ganzes Bekehrungskomplott, bestehend aus Carl, Dora und einem

<sup>21</sup> Peter Cornelius an seine Mutter, Berlin 10.6.1849, in: CORNELIUS, *Ausgewählte Briefe*, Nr. 29, S. 94f.

gewissen Vikarius Beykirch. – Dieser Vikarius rückte uns bei Gelegenheit einer Durchreise hier auf die Bude [...], um [...] zwei verlorenen Schafe wieder einzufangen [...] – Dies alles hängt mit meiner Stelle in Münster zusammen, Carl und Dora haben viel darüber korrespondiert, sie wollen uns in enge katholische, gute Kreise haben, Auguste soll nicht zum Theater versorgt werden, alles recht schön und – auch gut gemeint sans doute, aber was ist das Ganze? Nichts als ein Ringelchen und wieder ein Ringelchen an der langen unendlichen Kette, mit der die nach Freiheit lechzende Menschheit – festgeknebelt wird an den Boden. Wer schmiedet diese Kette, wer fügt Ring an Ring? – Wir wissen es nicht – ein Ring weiß nichts vom andern, und die Kette weiß nicht, welcher Arm sie regiert. Es ist abgeschmackt, heutzutage von Jesuiten zu reden, und noch viel abgeschmackter, vom Teufel mit seinem Klumpfuß – und doch, liebe Mutter, das Ding mit der Kette hat sein Wahres.“ In seinem Widerwillen klingt antijesuitische Propaganda an, wie sie damals geläufig war. Peter Cornelius kommt auch auf die Begegnung mit Dora in Soest zu sprechen: „So verliebte sie sich schwärmerisch in den 19-jährigen Peter, nannte es natürlich platonische Liebe, erhabene Freundschaft – so verliebt sie sich nun in den Vikarius Beykirch, mit dem sie für erhabene kirchliche Dinge schwärmt, verlorene Seelen retten will und dergleichen mehr. – Und Beykirch ist eben auch ein edler Schwärmer, denn für einen feilen Jesuiten mag ich ihn nicht halten. Er ist eine edle, gefühlvolle Seele, hat gedichtet, Romane geschrieben, war schön, in Gesellschaft hoch verehrt – wurde durch Krankheit und Unglück hässlich – und bildete sich zuletzt ein, durch Gott selbst erleuchtet zu sein. Er hat uns ein Werk von seiner Hand hinterlassen, ein Buch Prophezeiungen, woran Dora mitgearbeitet haben soll, ein Buch, welches dem unverdorbenen gesunden Verstand so abgeschmackt erscheint, dass man nicht weiß, soll man es für lächerlich oder schlecht halten, wenn ein vernünftiger Mann, der noch dazu mit der ungeheuren Fülle seiner Tätigkeit prahlt, seine Zeit mit solchen Possen verdirbt.<sup>22</sup> Aber schlimmer noch, wenn man es nicht für lächerlich hält, wenn man denkt, dass sie damit unerzogenen Menschen den Kopf vollpfropfen wollen, dass sie den Wald vor Bäumen nicht mehr sehen sollen, wenn man denken müsste, dass talentvolle und eines bessern Zieles würdige Menschen sich von dem ewigen Jesuiten<sup>23</sup> für seine Kette gebrauchen ließen. O die Kette!“<sup>24</sup> Diese bildhaften und kraftvollen Formulierungen zeigen einen freigeistigen, entrüsteten, ja revoltierenden Peter Cornelius aus der Zeit der Märzrevolution, der sich gegen die Verführungen der jesuitischen Orthodoxie mit einem fast blasphemischen Vergleich wehrt und sich auf die personale Eigenverantwortung: „Christus hat vierzig Tage in der Wüste gefastet, und der Satan trat zu ihm und

<sup>22</sup> Vgl. BEYKIRCH, Theodor: Prophetenstimmen mit Erläuterungen. Sammlung von Prophezeiungen. Ein Kalender für unsere verhängnisvolle Zeit, Paderborn 1849. Er greift etwa eine alte Prophezeiung über Münster aus dem Volksmund auf oder er zitiert „Eine Prophezeiung vom Jahre 1622 auf bestimmte Monate eines ungenannten wichtigen Jahres“: (Androhung eines baldigen Strafgerichtes bei weiterer Sittenlosigkeit, danach rettende „Wunderdinge“).

<sup>23</sup> Das Wortspiel mit dem „ewigen Juden“ ist auffällig.

<sup>24</sup> Peter Cornelius an seine Mutter, 17.6.1849, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 29, S. 95ff.

sagte: ‚Bete mich an, so soll dieser Stein Brot sein und dich sättigen.‘ – Nun, ich sitze jetzt hier auch in einer Wüste, schmachte umsonst nach dem Kuss der Liebe und nach rheinischer Luft, und mein Onkel, der Geheimrat, ist kein Satan, und ich, der Musikant, bin kein Christus, aber er hat doch zu mir gesagt: Stelle in Münster, 100 Taler – 300 Taler – 500 Taler – aber orthodox, hyperorthodox, aber konservativ, hyperkonservativ. – Und siehst Du, liebe Mutter, das ist es, was sie haben wollen. Talente gehören auch dazu. Die Träne der Empfindung, die ein schönes Lied bei einer gefühlvollen Seele hervorruft, die Begeisterung des Enthusiasmus, der ihrer Richtung huldigt, das sind Waffen in ihrer Hand – das sind Mittel zu ihrem Zwecke.<sup>25</sup> Wie schön könnte ich mit pomphaft enthusiastischen Phrasen den alten Kirchengesang lehren und verdolmetschen, und so guter Republikaner und Atheist oder wie Du’s nennen willst, wenn Du vor dem Namen erschrickst, ich jetzt bin, ebenso glühend würde ich Katholik, Jesuit, Reaktionär sein. – Aber wo Onkel B. seine Religion aufhört, da fängt meine an. Was soll ich Dir den Kopf vollreden von meinen Gedanken über Gott, Ewigkeit – Seligkeit – das alles gehört nicht zur Sache – jeder denke darüber, wie er mag, wie sein Herz es ihn lehrt, wie es ihm vorleuchtet in erhobenen und erhebenden Stunden. Aber das sage ich Dir: Ich weiß von keinem Gott, den die Menschen nicht müde werden uns als einen Popanz hinzustellen, der uns straft, wenn wir böse sind, und uns belohnt, wenn wir’s gut machen. Ich bete zu keinem Gott, dass er mir helfe, wenn mir’s schlecht geht, – denn er hat seiner Natur ihre ewigen Gesetze vorgeschrieben. Aber sieh um Dich, hier, dort – Wesen, die Du lieben kannst – wirf Dich an ihre Brust – jede Stunde bringt eine Gelegenheit, Deinen Egoismus zu überwinden – überwinde ihn – werde in Deinem Kreise, auf Deiner lieben Erde, was Du werden kannst, liebe, liebe die Menschen, und mag dann ein ewiges Leben Dein Teil sein oder mag nur diese Spanne Zeit Deinem Geiste zugemessen sein, Du hast das Deinige getan, und wenn Du längst vergessen bist, wo ein guter Mensch geatmet hat, flüstern sich’s die Lüfte noch Jahrtausende zu. [...] Und ich denke, wer sich im letzten Augenblicke sagen kann: Du hast festgehalten an dem, was Dein Innerstes Dich in Deinen besten Stunden als das Wahre lehrte – der kann ohne letzte Ölung abfahren – er hat gelebt. [...] – O dass diese Stelle in Münster mit so fatalen Bedingungen begleitet ist, wie gern würde ich mit vollen Händen zu greifen, um mir einen sicheren Wirkungskreis zu schaffen und etwas von dem, was in mir ist, praktisch zu betätigen. Denke Dir, ich könnte ja in zwei bis drei Jahren so weit sein und meine Existenz dort (mit allen Berliner Erfahrungen versehen) so sicher gründen, dass ich dann Lina und Dich zu mir holen könnte. O Mutter! – Auch gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, die besagte Stellung aufs geradehin ohne die verhassten Bedingungen, die mich von vornherein zum Apostaten stempeln würden, zu erhalten, und bereite mich vor, der

<sup>25</sup> Auch hier wieder der Anklang an das Jesuitentum, das durch Förderung von Kunst und Kultur, zum Beispiel von Theateraufführungen in den Jesuitenkollegs, wie auch durch prunkvolle Zeremonien in den Kirchen die Jugend gewinnen wollte.

Stelle in artistischer Hinsicht gewachsen zu sein, indem ich die Lehre des gregorianischen Kirchengesanges studiere.“<sup>26</sup>

Wieder mit seiner Mutter zusammen, führte der hochsensible Peter Cornelius um die Jahreswende 1849/50, durch Unterernährung und wiederholte Krankheit geschwächt, ein ärmliches und ziemlich isoliertes Leben: Auguste versuchte sich bei Carl in Bonn in der Haushaltsführung, sein Freundeskreis hatte sich aufgelöst, und Brüggemann war ihm gegenüber kalt und abweisend wegen seiner politischen und religiösen Einstellung in jüngerer Zeit. Da sein Klavierspiel vor allem mangels mechanischer Fingerübungen mittelmäßig war, hatte er auch nicht unbedingt die besten Schüler; entsprechend fiel die Bezahlung aus. In einem Brief vom 25. Dezember 1849 an Hestermann macht er genaue Angaben über seine finanziellen Verhältnisse als privater Musiklehrer, spricht verächtlich über das Gebaren der „hohen Kreise“, kritisiert recht empfindlich aber auch das würdelose Verhalten der „Schmarotzer“: „Wenn Sie nun fragen, wie es denn jetzt mit mir steht, so kann ich Ihnen eben nichts andres sagen als: Ich bin ein armer Berliner Musiklehrer, bekomme einen halben Taler für die Stunde und stehe mich bei der steten Ebbe und Flut, der meine Einnahme ausgesetzt ist, auf zirka zwischen 25 und 30 Taler monatlich; ich bin dabei Proletarier, so gut wie einer, denn ich lebe von der Hand in den Mund und komme nie dazu, einmal 5 oder 10 Taler zu haben, die ich ruhig im Schrank liegen lassen könnte. [...] Nun ist dies Stundengeben überhaupt ein ziemlich elendes Brot: in einer so großen Stadt wie Berlin von einem Ende ans andre zu laufen, um ein paar Stunden zu geben, viele Herren zu haben, wo man mit einem einzelnen viel besser daran wäre, und dann meistens wohlhabende Bourgeois, die immer Wunder was zu tun glauben, wenn sie dem armen Musikanten so einen Brocken zuwerfen! Da wird man denn von einer Stunde zur andern rekommandiert, ist immer dem viel Dank schuldig, der einen da rekommandiert, und wieder dem, der einen da rekommandiert, wobei die Leute manchmal noch mehr Dank oder einen andern Dank fordern, als man ihnen geben kann. Oft betrachten sie die Stunde als Nebensache, nur um einen Musiker im Hause zu haben, den man hie und da zur Gesellschaft einladen kann, was er doch wohl anstandshalber nicht gut abschlagen darf. Und es ist eine schmerzliche Täuschung, die ich noch neulich und hoffentlich zum letzten Mal durchgemacht, sich in einer Familie als Mensch geachtet zu glauben und dann einzusehen, dass es der Fräulein Tochter doch nur um das bisschen Klimpern zu tun war, damit sie krähen konnte. Dass die Leute am Ende gern ein bisschen Musik hören und deswegen allerdings dem Musiker den Vorzug vor manchem andern geben, ist ja natürlich, [...] – aber, lieber Herr Hestermann, Sie glauben es nicht, dass es Leute in hohen Kreisen gibt, die sich ihre Schmarotzer und Spaßmacher halten: Hunde, die sich treten lassen und doch mit dem Schwanz wedeln; Sie glauben es nicht, dass es Leute gibt, die mit Aufopferung ihres besseren Selbst den Leuten in Gesellschaft Komödien vorspielen und mit allem Aufwand von Gesichts- und Gemütsverzerrungen für ein bisschen Eiskonfitüren, einen Löffel Suppe,

<sup>26</sup> Peter Cornelius an seine Mutter, Berlin 10.6.1849, in: CORNELIUS, *Ausgewählte Briefe*, Nr. 29, S. 98ff.

ein belegte Butterbrot Spaß vormachen! Aber das hilft, lieber Herr Hestermann, das hilft – das verschafft Stunden, Schüler! [...] Die Leute wissen es, und wer es nicht weiß, der mag es erfahren, dass ich mir aus ihrem Butterbrot oder aus ihrer Gänseleberpastete nichts mache, sie wissen, dass ich keins von jenen eisfressenden, schwanzwedelnden Tieren bin, die hier vom Geheimrat bis zum Schuhputzer in Menge herumlaufen. Ich bin König, König in meinen vier Pfählen, und wären sie noch so kahl!<sup>27</sup> Am Vortage seines 21. Geburtstages zieht er Bilanz gegenüber seinem väterlichen Freund: „Ich darf sagen, dass ich, wie ich jetzt dastehe, Musikant bin, mit Leib und Seele, [...] ich bin bis jetzt noch nicht dazu gekommen, irgendetwas zu veröffentlichen, mögen nun die Zeiten zu schlecht sein oder mag ich die Wege nicht recht kennen oder mag auch meine Indolenz daran schuld sein oder ein gerechtes Misstrauen in den Wert meiner Arbeiten. Wenn ich Ihnen selbst ein Urteil über mich geben soll, so wäre es das: dass ich ein ziemlich gutes Talent zur Komposition habe, ohne dass mir allerdings die Natur jenen unversiegbaren Quell der Erfindung gegeben hätte, der eben einen Mozart, einen Rossini macht [...] In der schönen Zeit meiner Liebe hat sich dem Komponieren ganz wie von selbst das Dichten gesellt, ich habe oft ein kleines Gedicht lange im Gefühl herumgetragen, und es ist mir hier und da gelungen, so einem Ding, wenn es aufs Papier kam, eine prägnante, knappe Form zu geben, und einige Freunde, mit denen ich in poetischem, literarischem Verkehr stand, haben mir das angenehme Lob gespendet, dass solchen Liedern ein gewisses Gepräge des Charakters aufgedrückt wäre. Schon vor einigen Jahren hatte ich mir auch mehrere Opersujets im Komischen entworfen, aber das Gefühl, nicht stark genug dazu zu sein, hielt mich wieder ab, und ich kehrte zu den rein theoretischen Studien zurück. Nun aber habe ich mir eine kleine inaktive Oper [verschollen] gedichtet und hoffe, sie während dem Frühjahr zu beenden, da die Musik dazu natürlich nichts Besonderes, Studiertes enthalten soll, sondern frei und ungezwungen herausfließen muss.“<sup>28</sup> Zorn und Empörung sind aus diesem Brief immer noch herauszulesen, aber nicht mehr in der aggressiven Form wie noch um die Mitte des Jahres 1849. Mit der Zeit schwand seine radikale Kritik an den gesellschaftlichen Institutionen; er zog sich auf sich selbst zurück, behielt aber eine liberale Grundhaltung bei und lehnte dogmatische Einengungen und religiöse Intoleranz weiterhin ab. Diese „inneren Übergänge“<sup>29</sup> – so bezeichnet er den Prozess im Jahre 1852 – begründete er damit, dass „wir [...] alle Kinder unsrer Zeit“ seien; wer „sich auf seinem Wege zu veredeln und zu vervollkommen sucht, der wird überall auf seinem Platz stehen [...], ohne deswegen gewisse

<sup>27</sup> Peter Cornelius an Carl Hestermann, Berlin 25.12.1849, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 30, S. 104ff.

<sup>28</sup> Peter Cornelius an Carl Hestermann, Berlin 25.12.1849, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 30, S. 107ff.

<sup>29</sup> Peter Cornelius an seinen Bruder Carl, Bernhardshütte 20.8.1852, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 39, S. 134.

Sätze von vornherein unterschreiben zu müssen, die ihn, das Individuum, mit allem, was an und in ihm ist, binden und beengen.“<sup>30</sup>

Den Winter 1849/50 über hatte Peter Cornelius, durch Krankheit und Unterernährung geschwächt, fleißig gearbeitet; im August 1850 konnte er sich in Begleitung seiner Mutter endlich von seiner Erschöpfung in Tegel erholen, auf dem Landsitz der Familie Egells, den Besitzern der großen privaten Berliner Maschinenbauanstalt mit einer Eisengießerei, in der Johann August Borsig, der Gründer der Borsigwerke, bis 1836 gearbeitet hatte. Peter ging schon seit längerer Zeit in ihrem gastlichen Haus ein und aus und gab den Kindern Unterricht. In der preußischen Hauptstadt fühlte sich Peter Cornelius nun zunehmend wohler, zumal seine Musikstunden gefragt waren und auch mehr eintrugen. Er erteilte Unterricht in der Kadettenanstalt und leitete wieder einen kleinen Chor. Seine Monateinnahmen lagen für 32 Stunden schließlich bei gut 40 Talern. Mit seinen Musikkollegen traf er sich beim Montagsquartett, besuchte die populären klassischen Konzerte des Konzertmeisters Karl Liebig vorm Oranienburger Tor und die Symphoniesoireen der Königlichen Kapelle, für die ihm der Kapellmeister Wilhelm Taubert Freikarten besorgte. In den Salons knüpfte er interessante gesellschaftliche Beziehungen, so zu dem Maler Wilhelm von Kaulbach. Er hatte Kontakt mit dem Musikverleger Schlesinger, dem Journalisten, dem Musikkritiker und Dichter Ludwig Rellstab, dem Kritiker und Herausgeber Ernst Kossak, dem Schauspieler Döring, wurde wohl auch mit Bettina von Arnim bekannt und lernte noch 1851, kurz bevor er Berlin verließ, Josef von Eichendorff kennen. Im Jahre 1851 stieg Peter Cornelius in den Journalismus ein und schrieb hauptsächlich für die Berliner Musikzeitung „Echo“ und für den „Modespiegel“ kunstvolle freimütige Opernfeuilletons sowie musikalische Reiseberichte, die ihm ein gutes Zubrot einbrachten. Durch seine Besprechung von Liszts Chopin-Buch Ende Februar wurde dieser aufmerksam auf den jugendlichen Verehrer von Chopin. Aus einem Brief an seinen Bruder Carl Ende 1851 geht hervor, dass er sich nun doch auf eine Anstellung in Münster einstellte und sich mit der Erneuerung des katholischen Kirchengesangs auf der Grundlage der Gregorianik befasste. Er ließ sich von Dora aus Soest eine lateinische Grammatik schicken und beschäftigte sich gründlich mit dem strengen Kontrapunktstil Palestrinas. Er studierte schließlich das „Archäologisch Lehrbuch des gregorianischen Kirchengesanges mit vorzüglicher Rücksicht auf die Römischen, Münsterschen und Erzstift Kölnischen Kirchengesangsweisen“ (1829)<sup>31</sup> des Münsteraners Franz Joseph Aloys Antony (1790–1837), Kirchenmusiker und Organist am St.-Paulus-Dom in Münster.

Anlässlich der Geburt eines dritten Kindes bei Schwester Elise und Schwager Franz Schily begleitete Peter Cornelius Anfang März 1852 seine Mutter nach Bernhardshütte bei Sonneberg (Thüringer Wald), wo sie, wie bei den beiden ersten Geburten auch, ihrer

<sup>30</sup> Peter Cornelius an seinen Bruder Carl, Berlin 24.10.1851, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 31, S. 115.

<sup>31</sup> Fotomechanischer Neudruck: Leipzig, Zentralantiquariat der DDR 1976.

Tochter im Haushalt beistehen wollte. Franz Schily arbeitete seit kurzem als Ingenieur im dortigen Eisenwalzwerk. Peter nutzte diese Gelegenheit, um mit einer Empfehlung seines Onkels Peter von Cornelius, der dem Klaviervirtuosen Liszt bei seinem Aufenthalt im Winter 1841/1842 in Berlin ein Fest gegeben hatte, in Weimar vorzusprechen. Peter Cornelius wollte ihm als neutralem Gutachter seine Kompositionen vorlegen und ihn um eine Beurteilung bitten. Liszt hatte 1834 den fragmentarischen Essay „Über zukünftige Kirchenmusik“ verfasst mit dem Anliegen einer „Veredelung der Kirchenmusik“. Bei ihrer ersten Begegnung am 20. April erinnerte sich Liszt mit anerkennenden Worten an den Artikel des jungen Musikkritikers über sein Chopin-Buch. Im Brief vom 30. März, in dem Peter Cornelius seinen Bruder Carl um umgehende Zusendung von 5 Talern für die Fahrt zu Schilys bittet, teilt er ihm mit, dass er nach Berlin zurückkehren werde, weil er sich dort doch nur verrenken oder zerteilen würde. Was Liszt und Weimar angeht, heißt es: „Liszt hat meinen Arbeiten anhaltende und tief eingehende Aufmerksamkeit geschenkt, hat sie mit seinen musikalischen Freunden zu wiederholten Malen exekutiert usw. usw. – Sein Endurteil und Rat war, dass ich mich mit aller Entschiedenheit auf die Kirchenmusik zu werfen habe. – Zuerst also Messe.“<sup>32</sup> Dieser Rat war schon deshalb nicht erstaunlich, weil unter den vorgelegten Kompositionen vor allem die kirchenmusikalischen Arbeiten ein eigenständiges Profil aufwiesen. Da Liszt eine Erneuerung der katholischen Kirchenmusik anstrebte, sah er in Cornelius einen möglichen Helfer, ja einen „Mitbegleiter“. Damit waren die Voraussetzungen gegeben, erneut über eine Bewerbung um eine kirchenmusikalische Stelle in Münster nachzudenken, zumal Carl Cornelius im Jahr zuvor eine Habilitationsschrift über „Die Münsterschen Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation“ veröffentlicht hatte und sich für seinen Bruder verwenden konnte. Als der zweiwöchige Aufenthalt in Weimar die Reisekasse aufgezehrt hatte, zog sich Peter Cornelius nach Bernhardshütte zurück, um, auf Liszts Rat hin, eine fünfsätzige Chormesse für vier Männerstimmen ohne Begleitung zu komponieren, und hatte damit „wieder ein Stück von mir selbst schwarz auf weiß vor mir liegen und einen Schritt vorwärts getan. Kann ich doch nun schon mit der Messe im Notfall nach Münster reisen und den Bischof um die Aufführung bitten.“ Er bewertete diese „Weimarer“ Messe als „den ersten kräftigen Schritt [...] auf der neubetretenen Bahn“ als Kirchenkomponist<sup>33</sup> und reichte sie zu einem Wettbewerb in Wien, später auch in London ein. Weiter entstanden in Bernhardshütte das Offertorium „Tu es Petrus“ für gemischten Chor und, für Männerchor a cappella, die Motette „Domine, salvum fac regem“, die er für einen weiteren Wettbewerb nach Liegnitz schickte, und ein geistliches Lied über „Die Seligkeiten“ nach dem Matthäus-Evangelium, acht Vierzeiler, die er seinem Ohm Peter von Cornelius widmete (8. Strophe: „Selig ist auch Dein Beruf,/ [...]“); die Musik zu den „Seligkeiten“ ist allerdings verschollen. Im Spät-

<sup>32</sup> Peter Cornelius an seinen Bruder Carl, Weimar „Zur goldenen Sonne“, 30.3.[1852], in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 34, S. 122.

<sup>33</sup> Peter Cornelius an seinen Bruder Carl, Bernhardshütte 12.5.1852, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 35, S. 123.

sommer komponierte ein großes „Domine“ („Domine, salvum fac regem“) für Tenor-Solo, gemischten Chor und Orchester. Er trainierte fleißig seine Finger auf dem Klavier und übte sich, mit Blick auf das praktische Orgelspielen im Falle einer Anstellung, in der freien Improvisation. Im Juli 1852 schrieb er an seinen Bruder Carl nach Soest: „Ich habe für Doras Schwester eine kirchliche Feier komponiert, über einen Cantus firmus aus dem Graduale romanum [verschollen], dieselbe aber nicht abgeschickt, weil es zu kurz vor der Hochzeit war, ich auch zweifelte, ob so was in Soest gut und schnell einstudiert werden konnte.“<sup>34</sup> Im Spätsommer entstand die Motette „Absolve, Domine“ für 4-stimmigen Männerchor a cappella, die er Friedrich Wilhelm IV. zum Geburtstag am 15. Oktober übergeben lassen wollte, eventuell auch in Weimar, Münster oder Breslau zur Aufführung bringen wollte – in Breslau deshalb, weil sein Bruder gerade einen Ruf als Dozent für Geschichte von der dortigen Universität erhalten hatte. Er studierte die „Missa assumpta est“ von Palestrina, befasste sich mit Dante und mit den Präludien von Chopin.

Kurz zuvor, Mitte August 1852, hatte Peter Cornelius, nach Beratung mit seinem Bruder, sich entschlossen, nach Münster zu fahren, wo am 7. September die 6. Generalversammlung des Katholischen Vereins Deutschlands stattfinden sollte, und er erkundigte sich bei Dora, sie auch dorthin komme. Der Katholische Verein, die Vorform der deutschen Katholikentage, war im Jahre 1848 als Zusammenschluss der zahlreichen katholischen Wahlvereine „für katholische Freiheit“ entstanden; er trat ein für die Freiheit des Unterrichts und der Erziehung sowie für die „geistige und sittliche Erziehung des Volkes.“<sup>35</sup> Peter Cornelius begründete seinen Wunsch, sich in Münster niederzulassen, damit, dass er „nun einmal mit allem, was in mir ist, auf das eine Feld – Kirchenmusik hinarbeiten muss. Der Aufschwung der katholischen Verhältnisse in Leben und Kunst, der beabsichtigt ist, wird doch Leute brauchen, die mit Leib und Seele dieses Ziel verfolgen helfen, und es ist gar nicht vorabzusehen, wie gedeihlich mir der dortige Boden und wie ergiebig mein Hineinwachsen in denselben sein wird. [...] Nun ich [...] auf naturgemäßem Wege [...] auf den Punkt gelangt bin, nun begehre ich mit aller Macht, wohin gestellt zu werden, wo ich in meiner gewonnenen Richtung mich betätigen kann.“<sup>36</sup> Die Hoffnung auf eine Anstellung verband sich mit dem Wunsch, eine Familie zu gründen und damit einen festen Halt zu finden: „Sollte es mir dort gut gehen, so hoffe und wünsche ich, mich bald zu verheiraten. Dafür wird sich sorgen lassen. Mein ganzes Wesen fordert dies. Nicht die zügellose Prosa des umherschweifenden Lebens taugt für mich, sondern die gebundene Rede, die züchtigen Jamben einer deutschen Haushaltung. Übrigens fuße ich nicht halsstarrig

<sup>34</sup> Peter Cornelius an seinen Bruder Carl, Bernhardshütte 1.7.1852, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 37, S. 127.

<sup>35</sup> Satzung des Katholischen Vereins Deutschlands vom 6.10.1848, in: HEINEN, Ernst: Dokumente des politischen Katholizismus von seinen Anfängen bis 1876 (Staatliche Macht und Katholizismus in Deutschland, Bd. 1), Paderborn 1969, Nr. 28, S. 123.

<sup>36</sup> Peter Cornelius an seinen Bruder Carl, Bernhardshütte 20.8.1852, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 39, S. 133.

auf Münster, jede katholische Stadt, wie Soest – Paderborn – wird mir recht sein. Nur zieht es mich am meisten nach der westfälischen Hauptstadt, nach dem Sitz des Bischofs<sup>37</sup>, dessen Vergangenheit mir jetzt schon aus Deinem Buche<sup>38</sup> lieb geworden ist. Dort ist Dein Name bekannt, und manche Freunde werden mich, den Suchenden und nach geistiger Umgebung Verlangenden, liebevoll aufnehmen. Wenn ich dort erst mit ganzer Seele in katholisches Leben eingelebt, wird Geist und Herz die Blüten treiben, die einst der Knabe erwachen ließ und die jetzt von dem Jüngling gefordert werden.<sup>39</sup>

Während Peter Cornelius in Bernhardshütte weilte, traf Carl Cornelius mit Liszt in Weimar zusammen, um sich mit ihm über eine Bewerbung seines Bruders auf dem Gebiet der katholischen Kirchenmusik zu beraten. Anfang September unterrichtet Franz Liszt diesen persönlich in einem in Französisch verfassten Brief von der Unterredung über seine „Berufung als Komponist religiös-katholischer Musik“. Liszt ermutigt ihn: Die Kirchenmusik sei für ihn persönlich ein „wunderbares Gebiet“, dem sich Peter Cornelius mehrere Jahre „mit Liebe und Unverzagtheit“ widmen solle. Er hielt ihn durchaus für fähig, sich im religiösen Stil hervorzutun und einen Wandel herbeizuführen, „wie ihn heutzutage unser geschärfter Verstand und die gegenüber früheren Zeiten erhöhte Erregbarkeit unseres Gemüts fordern“. Er solle sich gründlich mit Bach und Palestrina befassen – und dann lassen Sie Ihr Herz sprechen.“ In Münster, Köln und Breslau bestünden die wenigsten Hindernisse für ihn, sich einen Ruf zu erwerben und in Stellung zu kommen; Carl werde ihn dabei unterstützen. Tatsächlich waren die Bischöfe dieser Diözesen, Bischof Müller, Kardinal von Geissel und Kardinal Diepenbrock, seit der 1. Bischofskonferenz in Würzburg im Jahre 1848 und der damit einsetzenden Reformbewegung um die Erneuerung der Musica Sacra bemüht. Schließlich lädt Liszt ihn noch vor seinem Fortgang nach Weimar auf die Altenburg ein, um bei ihm privat zu wohnen und als „Bewohner der Altenburg“ mit den Hausbewohnern zu speisen.<sup>40</sup> Die Hoffnung auf eine Anstellung in Münster erfüllte sich allerdings nicht, was Peter Cornelius schon im Herbst 1851 befürchtet hatte.

Mitte September fuhr Peter Cornelius nach Weimar, um Liszt seine verschiedenen Thüringer Kompositionen vorzulegen, und er erhielt Lob für seine greifbaren. Er blieb dort zwei Wochen lang im Kreise von Franz Liszt und dessen Freundin, der Fürstin Wittgenstein, dem Pianisten Hans von Bülow und seiner Frau Franziska, dem Violinisten Joseph Joachim, dazu der verwitweten Schriftstellerin Bettina von Arnim, geb. Brentano, mit ihren Töchtern Armgart und Gisela. Während versuchte, ihn für Berlin zurückzugewin-

<sup>37</sup> Franz von Waldeck (um1491–1553).

<sup>38</sup> CORNELIUS, Carl Adolf: Die Münsterischen Humanisten und die Reformation. Ein historischer Versuch, Münster 1851.

<sup>39</sup> Peter Cornelius an seinen Bruder Carl, Bernhardshütte 20.8.1852, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 30, S. 134.

<sup>40</sup> Franz Liszt an Peter Cornelius, Weimar 4.9.1852, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, S. 134ff., hier S. 135: „Als Aufruf und Aufmunterung zur Kirchenmusik schreibt Liszt an Cornelius“, Weimar 4.9.1852 (nach Nr. 39).

nen, traf er sich mit seinem Bruder im Hause von Berta im „versonnenen“ Soest, wo er diesmal ein halbes Jahr verbringen sollte. Die enge Verbindung zwischen dem berühmten Franz Liszt und dem unbekannteren Peter Cornelius sowie das gemeinsame Interesse an einer Erneuerung der katholischen Kirchenmusik versucht Carl Maria Cornelius, ein Sohn von Peter Cornelius, in seiner Biographie über seinen Vater 1925 zu erklären: „Zum Katholizismus gehören Jugenderinnerungen,“ bekennt Liszt einmal, und solche waren es auch bei Peter. Sie errangen neue Macht und haben diese auch im späteren Leben nie ganz eingebüßt. Für ihn war es hoch bedeutungsvoll, dass er in der Zeit, als er seinen Kinderglauben wieder neu gewonnen hatte, Liszt begegnete und in ihm einen Gesinnungsgenossen fand, sowohl in Fragen der Kunst als auch ganz besonders in denen der Religion. Liszt und Cornelius suchten damals einen und denselben Weg. Es erklärt sich daraus, ganz abgesehen von gewissen Wahlverwandtschaften, ihr rascher und inniger Zusammenschluss. Es erklärt sich daraus auch Liszts Ratschluss, dass Cornelius sich ganz und gar auf die Kirchenmusik zu werfen und alle anderen Richtungen abzuschwören habe. Es steckt darin ein gutes Stück Kunstpolitik im edlen Sinne des Wortes. [...] Liszt war glücklich, in Cornelius einen Helfer zu haben, der sich nicht nur als schaffensfreudig, sondern auch als gläubenseifrig bewährte. Alles musste getan werden, den neuen Jünger für seine Bestimmung zu stärken. Es war Liszt weniger darum zu tun, ihn in der Nähe zu haben, als ihn auf einen Posten zu stellen, wo er inmitten gleichgesinnter Männer wirken könne. Deshalb die den andern unverständliche Verbannung nach Soest, wo er zu lauter Leuten kam, die nichts anders im Kopf hatten als katholische Interessen.“<sup>41</sup>

In Soest waren durchaus die Voraussetzungen gegeben für einen Ausgangspunkt der von Franz Liszt und Peter Cornelius angestrebten Erneuerung der katholischen Kirchenmusik. Soest am Schnittpunkt des Hellwegs mit der Nord-Süd-Richtung war für solche Zwecke ideal gelegen, und zwar am Schnittpunkt der West-Ost-Linie (Köln, „Rom des Nordens“, und Paderborn, 1821 wiedererrichtete Bischofsstadt), mit der Nord-Süd-Linie (Münster/Osnabrück, mit jeweiligem Bischofssitz, und das katholische Sauerland). Die Stadt Soest selbst, in der fruchtbaren Börde gelegen, im Mittelalter die bedeutendste Hansestadt in Westfalen und geradezu zweite Hauptstadt des Erzbistums Köln, jedoch aus kirchen- bzw. machtpolitischen Gründen seitens der Kölner Erzbischöfe eine ‚verhinderte‘ Bischofsstadt, war – nach der „Soester Fehde“ von 1444 bis 1449, in der sie sich erfolgreich von der Landesherrschaft Erzkölns befreit hatte<sup>42</sup> – um 1850 nun eine gemischt-konfessionelle große Ackerbürgerstadt im Bistum Paderborn. Denkt man an die Gründung der sog. „Soester Konferenzen“ durch den Soester Kreis um Georg und Hermann von Mallinckrodt, Alfred Hüffer, Freiherr Wilderich von Ketteler und Freiherr Heinrich

<sup>41</sup> CORNELIUS, Peter Cornelius, Bd. 1, S. 138f.

<sup>42</sup> In der „Soester Fehde“ unterstellte sich Soest dem Schutz des Herzogs von Kleve, sodass es geradezu eine Enklave im Herzogtum Westfalen wurde. 1531 führte die Stadt die Reformation ein, die der Kirchenpolitiker Johannes Gropper mit Hilfe der Jesuiten während des Augsburger Interims 1548 bis 1551 nur mit mäßigem Erfolg zurückdrängte. 1609 kam sie an Brandenburg, damit 1701 an Preußen.

von Droste zu Hülshoff, Friedrich Wilhelm Weber und Eduard Klein, der 1864, 1865 und 1866 zusammenkam und aus dem in Weiterentwicklung des politischen Katholizismus 1870 mit dem Soester Programm hervorging<sup>43</sup>, dann wird die Bedeutung von Soest als westfälische Wiege der Zentrumspartei schlagartig deutlich.

Wenn Peter Cornelius sich auf Anraten seines Bruders Carl und Franz Liszts nach Soest begab, dann nicht zuletzt deshalb, weil er in seiner „Seelenfreundin“ Dora Dreckmann, der Witwe des angesehenen Soester Gerichtsrates, eine wichtige Unterstützerin wusste. Sie lud maßgebliche Persönlichkeiten in ihr Haus ein, sie begleitete ihn bei seiner Fahrt zu dem mit ihr befreundeten Bischof Johann Georg Müller in Münster, der kurzzeitig auch fraktionsloser Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung war. Die „Rätin“ wollte ihn – in welcher Form auch immer – für die Jesuiten gewinnen, und Peter Cornelius nahm tatsächlich an einer Jesuitenmission teil, wie sie von den deutschen Bischöfen in den Hochburgen des Katholizismus gefördert wurden. Peter Cornelius hielt sich von Mitte Oktober 1852 bis Anfang März 1853 in Soest auf, wo er sich – wie schon bei seinem ersten Besuch 1844 – zunächst recht wohl fühlte. Auf Liszts Anraten hin studierte er fleißig die alten Meister. Dazu konnte er jederzeit Orgel üben, wohl auf der Barockorgel in St. Maria zur Höhe („Hohnekirche“), vielleicht auch auf der bedeutenden und gepflegten Orgel im St. Patrokli-Dom (Stiftskirche des Kanonikerstifts St. Patrokli), der im Jahre 1823 dem Bistum Paderborn zugeordneten katholischen Pfarrkirche, weniger wahrscheinlich in den evangelischen romanischen Kirchen St. Petri und St. Pauli.<sup>44</sup> Er vollendete eine in Bernhardshütte begonnene Choralmesse in A-Dur für vier bis sechsstimmigen gemischten Chor (verschollen), komponierte das „Requiem aeternam dona eis Domine“ für 4-stimmiger Männerchor a cappella, die Motette „Absolve, Domine“ für vierstimmigen Männerchor a cappella und das geistliche Lied „Tu es Petrus“.

Schon im Dezember 1851 schrieb Peter Cornelius jedoch an seine Mutter: „Ich habe mich hier in Soest stellenweise an der Kleinstädterei geärgert“; vor allem aber habe er eingesehen, dass er sein „musikalisches Wirken auf breiter Grundlage fortsetzen muss.“<sup>45</sup> Damit war das Anliegen von Franz Liszt, von der geschichtsträchtigen Stadt Soest aus eine Reform der katholischen Kirchenmusik voranzutreiben, gescheitert, auch wenn Peter Cornelius der Sache selbst noch treu blieb.

<sup>43</sup> Die neun Soester Konferenzen, zu denen sich 1864-1866 rund hundert katholische Politiker in wechselnden Zusammensetzungen und unter Ausschluss der Öffentlichkeit trafen, trugen wesentlich zur programmatischen Klärung innerhalb des politischen Katholizismus bei. Vgl. HOHMANN, Friedrich Gerhard: Die Soester Konferenzen 1864–1866. Zur Vorgeschichte der Zentrumspartei in Westfalen, in: Westfälische Zeitschrift – Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 114 (1964), S. 293–342.

<sup>44</sup> „In Soest geboren ist auch der berühmteste Orgelbauer Westfalens Johann Patroklos Möller, der u. a. der schönen Orgel in St. Maria zur Höhe ein Rückpositiv anfügte. Auf dieser Orgel hat wahrscheinlich schon Peter Cornelius [...] gespielt.“ <http://www.uni-protokolle.de/Lexikon/Soest/Material.html> – Zu den Orgelbauern und Orgeln in Soest s. REUTER, Hannelore: Historische Orgeln in Soest, Münster 2009.

<sup>45</sup> Peter Cornelius an seine Mutter, Soest 27.12.1852, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 42, S. 138.

Mit einer Empfehlung von Onkel Brüggemann hatte er sich inzwischen um die vakante Stelle des Domkapellmeisters in Breslau beworben; doch als ob er es ahnte, schreibt er im Weihnachtsbrief 1852 an seine Mutter: „Setze nicht zu große Hoffnung auf den Erfolg. Ich muss von jetzt an fortwährend wie ein brüllender Löwe hinter solchen Stellen herjagen.“<sup>46</sup> Seine Skepsis wurde bestätigt: Er kam nicht einmal in die engere Wahl.<sup>47</sup> Peter Cornelius erwähnt am Schluss des Briefes eine Einladung nach Paderborn – allerdings ohne nähere Angaben<sup>48</sup>. Anzumerken ist noch, dass er in Soest Gisberta Freiligrath, Schwester des Dichters Ferdinand Freiligrath, die 1852 noch bei ihrer Mutter Wilhelmine Am Steingraben lebte, Kompositionsunterricht erteilte – 1853 wurde Gisberta in Weimar, wo ihr Vater lebte, wieder seine Schülerin. Als Peter Cornelius am 3. März 1853 Soest verlässt, benutzt der begeisterte Bahnfahrer die Eisenbahn, um, statt in das „liebe, leidige“ Berlin, zu seinen Freunden in Weimar zurückzukehren.

Wohl auf Anregung von Liszt bzw. Berlioz bewarb sich Peter Cornelius „mit guten Empfehlungen“<sup>49</sup> bei dem belgischen Jesuitenpater Louis Lambillotte (1797–1855), der als Komponist, Musikwissenschaftler und Kapellmeister bis 1854 noch im Jesuitenkolleg von Brugelette (Bez. Ath, Hennegau) lebte und nach dessen Auflösung noch ein Jahr lang am Collège Vaugirard in Paris unterrichtete, um eine Anstellung. Lambillotte bemühte sich um die Erneuerung der katholischen Kirchenmusik auf der Grundlage des gregorianischen Chorals.<sup>50</sup> Damit unterstützte er den um die Jahrhundertmitte von der Benediktinerabtei Solesmes unter ihrem ersten Abt Dom Prosper Guéranger ausgehenden Impuls zur Erneuerung des französischen Katholizismus durch eine liturgische Bewegung zur Verbreitung der lateinischen Liturgie gegenüber den Diözesanliturgien<sup>51</sup>. Das Streben nach einer Erneuerung der katholischen Kirchenmusik war somit Bestandteil dieser Liturgiereform, die sich bald in ganz Europa durchsetzte. Neben einer Reihe theoretischer Arbeiten<sup>52</sup> lie-

<sup>46</sup> Peter Cornelius an seine Mutter, Soest 27.12.1852, in: CORNELIUS, *Ausgewählte Briefe*, Nr. 42, S. 138.

<sup>47</sup> MATYSIAK, Waldemar: *Breslauer Domkapellmeister von 1831–1925* (Phil. Diss. Breslau 1934), Düsseldorf 1934, S. 30.

<sup>48</sup> Peter Cornelius an seine Mutter, Soest 27.12.1852, in: CORNELIUS, *Ausgewählte Briefe*, Nr. 42, S. 139. Im Paderborner Erzbischöflichen Archiv liegen keine Unterlagen vor.

<sup>49</sup> Peter Cornelius an seine Mutter, in: CORNELIUS, *Ausgewählte Briefe*, Auf der Altenburg, Weimar 12.3.1853, Nr. 43, S. 139.

<sup>50</sup> In Deutschland fand die Verbreitung der römischen Liturgie ihren Abschluss im Jahre 1884 mit dem Erscheinen des „Meßbuchs der heiligen Kirche“ („Missale Romanum“), kurz „Schott“ genannt nach seinem Herausgeber, dem Benediktinerpater Anselm Schott (1843–1896), der nach Auflösung des Klosters Beuron von 1876 bis 1881 Subprior im belgischen Benediktinerkloster Maredsous bei Dinant tätig war.

<sup>51</sup> Siehe etwa: Dom Prosper Guéranger, *Institutions liturgiques*, 1840–1851 (3 Bde., 1840–1851) und *L'Année liturgique* (15 Bde., 1840–1866).

<sup>52</sup> Auf der Suche nach alten Neumenhandschriften entdeckte Père Lambillotte in Sankt Gallen das „Cantatorium 350“ (ca. 922–925) mit den Gradualien, Allelujas und Litaneien des ganzen Kirchenjahres („Antiphonaire de Saint-Grégoire“, Faksimile der Handschrift Paris 1851). Zu seinen Arbeiten über die Gregorianik zählen „Clef des mélodies grégoriennes“ (1851), „Quelques mots sur la restauration du chant liturgique“ und „Esthétique, théorie et pratique du chant Grégorien“ (beide 1855) sowie

gen von Lambillotte vier Messen, verschiedene Motetten, Kantaten und Kirchenlieder vor. Mit seinem kirchenmusikalischen Reformanliegen war er der ideale Ansprechpartner für Peter Cornelius und dessen Förderer Franz Liszt, sodass Cornelius' Erwartung nicht ganz unbegründet war: „Wenn es glücklich geht, so erlange ich entweder eine Stellung als Dirigent an irgendeiner Kathedrale Frankreichs oder Belgiens oder doch wenigstens ein feste Stellung als Musiklehrer an irgendeinem Jesuiten-Kollegium.“<sup>53</sup> Als jedoch im Dezember 1853 die ernüchternde Absage eintrifft, atmet er, nachdem er sich gerade in Weimar niedergelassen hat, wie befreit auf: „Wie froh bin ich, dass mich die Jesuiten im Stich gelassen haben und dass mir ein Wirkungskreis ohne Augenverdreherei und ohne die liebe Geistlichkeit ermöglicht wird. Ich habe die schwarzen Herren ganz gern und mehrere sehr lebenswürdige, achtungswerte Menschen unter ihnen kennengelernt. Aber ich halte es für eine schiefe Idee, sich das liebe Himmelreich mit Beten und Kasteien erwerben zu wollen. Ich bin aus ganzer Seele überzeugt, dass dem lieben Gott ein freies, fröhliches Menschenleben am besten gefällt, das sich durch Ach und Weh des Lebens fidel hält und sich zum Himmel durchschlägt.“<sup>54</sup>

Fortan schrieb Peter Cornelius keine Kirchenmusik mehr, komponierte aber weiterhin geistliche Musik, so den „Vater unser“-Zyklus (1854/55) oder die „Sechs Weihnachtslieder“ (1756). In seinen letzten Jahren schuf er noch einige Chöre, die zum Besten gehören, was er komponiert hat, so das Requiem „Seele, vergiss sie nicht“ nach einem Text von Friedrich Hebbel (1872). Die Beschäftigung mit der Kirchenmusik war jedoch keineswegs Zeitverschwendung gewesen, da er gerade in der Auseinandersetzung mit der Gregorianik zu seinem eigenen Stil gefunden hat, zu einer für ihn typischen Verbindung von sprachlicher und musikalischer Melodieführung. Eine Erneuerung der Kirchenmusik hielt er erst dann für möglich, wenn man sich von der „Schreckensherrschaft der gelehrten Musik“ befreit habe, wenn man in den Konzerten nicht mehr „den in Spiritus aufgehobenen Pulsschlag einer früheren Zeit“, sondern den Pulsschlag der eigenen Zeit sprechen lasse. Diese neue Ära der Kirchenmusik werde aber erst nach „gewaltigen Stürmen aus einer seligen Ruhe erblühen können, und ich werde sie nicht mehr erleben.“<sup>55</sup>

Peter Cornelius starb in München als enger Freund und Mitarbeiter, als „Seitenmensch“ von Richard Wagner, der ihm 1864 eine Professur an der Königlichen Musikschule vermittelte. Nach der erfolgreichen komischen Oper „Der Barbier von Bagdad“

1856 sein „Graduel“ und sein „Vespéral“. 1864 kam in Solesmes das erste Choralbuch nach der Aufwertung der Neumen heraus, das neue „Directorium Chori“.

<sup>53</sup> Peter Cornelius an seine Mutter, Auf der Altenburg, Weimar 12.3.1853, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 43, S. 139. – Schon S. W. Dehn hatte in einem Schreiben an Carl vorgeschlagen, Peter solle sich an der Wiederherstellung des gregorianischen Kirchengesangs beteiligen (in: CORNELIUS, C. M., Peter Cornelius, Bd. 1, S. 118).

<sup>54</sup> Peter Cornelius an seinen Schwager Schily, Weimar 12.12.1853, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Nr. 49, S. 152.

<sup>55</sup> Peter Cornelius an seinen Bruder Carl, München am Ostermontag 1871, in: CORNELIUS, Ausgewählte Briefe, Bd. 2, Leipzig 1905, Nr. 645, S. 662.

komponierte er die Oper „El Cid“ (1864), die nur wenige Aufführungen erlebte, und schließlich die Oper „Gunlod“ (1869–1874; nach der „Edda“), die unvollendet blieb.

## Exkursion des VfG nach Breslau/Wrocław, Polen 2012

*von Odilo Gudorf*

Nach Breslau (pol. Wrocław) sollte die Exkursion des Vereins für Geschichte gehen, die der VfG in Zusammenarbeit mit der Sprachwerkstatt im August 2012 anbot.

Für diejenigen, die die Zeit des Kalten Krieges, die Unmöglichkeit freien Reisens über Jahrzehnte, die Schikanen an den Grenzübergängen zum Ostblock erlebt und in Erinnerung haben, ist eine Fahrt in die Staaten des ehemaligen Warschauer Paktes ohne Visumantrag und Genehmigungsverfahren auch über zwanzig Jahre nach dem Mauerfall noch eine aufregende Erfahrung.

Hinzu kommt das Erlebnis, in diesem Teil Polens auch einer jahrhundertlangen deutschen und konfliktbeladenen deutsch-polnischen Geschichte zu begegnen, die erst nach dem 2. Weltkrieg mit der Zuordnung der deutschen Ostgebiete zu Polen durch die Siegermächte faktisch und mit der deutschen Wiedervereinigung 1990 völkerrechtlich ihren Abschluss fand.

Am Grenzübergang zur Neiße bei Görlitz müssen Reisende aus dem Schengen-Raum nicht einmal mehr haltmachen. Stattdessen reizt das im Krieg kaum zerstörte Görlitz zur Visite. Wer diese von mittelalterlichen Kirchen und von prächtigen Renaissance- und Barockbauten geprägte Stadt kurz nach der Wende im Zustand des Verfalls gesehen hat, trifft jetzt auf eine wiedererstandene Pracht, dank internationaler, nationaler und privater Initiative. Görlitz gehört zum Weltkultur-Erbe und wird als eine der schönsten Städte Deutschlands angesehen, deren Wiedererstehen unter dem Zeichen des Denkmalschutzes steht. Doch die Hoffnungen, die sich mit der Öffnung der „innerstädtischen“ Landesgrenze nach Zgorzelec hin für den polnisch-deutschen Austausch verbunden haben, sind bisher nur teilweise erfüllt worden. Görlitz fehlt der Anreiz, der z. B. in Frankfurt/Oder von der europäischen Universität Viadrina ausgeht.



Abb. 1: Stadtpanorama Breslau

In Breslau, am späten Nachmittag des ersten Tages, fuhr uns der Bus in eine der engen Straßen der Altstadt, wo wir direkt vor unserem angenehmen Hotel „Sofitel“ aussteigen konnten und erfreut feststellten, dass wir nur wenige Schritte vom Ring, poln. Rynek, dem Marktplatz um das berühmte historische Rathaus Breslaus entfernt wohnen sollten. Schon der erste Eindruck an diesem sommerlichen Abend war überwältigend: ein von reichgeschmückten historischen Bauten umschlossenes Rechteck von 205 mal 175 Metern um ein in der Mitte stehendes Ensemble aus dem gotischen Rathaus samt Marktgebäuden, Hallen und Arkaden, überall Verkaufsläden und gut besuchte Restaurants, Kleinkünstler und Flaneure, eine Fülle von Menschen in heiterer Stimmung. Der Markt um die Tuchhallen von Krakau mag in Polen unübertroffen sein, aber auch der Breslauer Ring gehört sicher zu den schönsten Plätzen Europas. Polen hat schon Mitte der fünfziger Jahre damit begonnen, die Kriegszerstörungen v. a. in Warschau, Danzig und Breslau, das zu über 70 Prozent zerstört war, durch penible Restaurationsarbeiten zu beheben und seinen Stolz darzulegen, die Kriegsspuren, soweit möglich, zu tilgen. Für Breslau bedeutete das eine spezielle Aufgabe, denn man rekonstruierte die alte Bebauung der deutschen Siedler seit dem 13. Jahrhundert nach Flucht und Vertreibung der Deutschen für eine andere vertriebene Bewohnerschaft v. a. aus dem sowjetisch okkupierten Ostpolen, wobei speziell die Vertriebenen aus Lemberg in Breslau angesiedelt wurden. Damit einher ging eine Propaganda, die in den folgenden vierzig Jahren allein das polnische historische Recht auf diese Region kannte. Heute ist Breslau mit 630 000 Einwohnern größer denn je und, so scheint es, der Stolz seiner Bewohner, vor allem auch der das Altstädter Stadtleben beherrschenden Ju-

gend. Ebenso scheinen sich die vielen deutschen Touristen, darunter auch manche alte Breslauer, hier (wieder) wohlfühlen.

Für den Verfasser, der im Jahr 2012 das vielfältige Gedenken an den 300. Geburtstag des Preußenkönigs Friedrich II. und seine „Großtat“ der kriegerischen Einverleibung Schlesiens im Ohr hatte, war es eine etwas überraschende Wahrnehmung, dass und wie sehr das Stadtbild Breslaus durch seine historisch überkommenen Bauten habsburgisch – und nicht etwa preußisch – geprägt ist.



Abb. 2: Marktplatz auf dem Ring

Als zum Programmstart am nächsten Morgen unsere polnische Stadtführerin sich uns zugesellte, zeigte sich bald, dass die Organisatoren der Fahrt mit ihr einen Glücksgriff getan hatten: Renata Bardzik-Milosz erwies sich nicht nur als überaus kompetent, was die notwendigen Erläuterungen zum Stadtbild und zur Stadtgeschichte angeht, sondern auch so flexibel und offen, dass sie bei vielen Fragen, die die deutsche Vergangenheit betrafen, sowohl auf den politischen als auch den intellektuellen Umgang damit in Polen einging und über aktuelle Entwicklungen in der polnischen Rezeption der Nachbarschaftsgeschichte informierte.

Dass das ansonsten gute Sommerwetter am ersten Morgen sich regnerisch präsentierte, hatte den Vorteil, dass unsere Stadtführerin statt des vorgesehenen Stadtgangs sich für den

Bus entschied und uns auch in entferntere Stadtregionen gelangen ließ. So kamen wir zu der architektur-historisch berühmten „Jahrhunderthalle“, die 1913 zur hundertjährigen Erinnerung an die Befreiungskriege gegen Napoleon errichtet wurde und im Krieg unzerstört blieb und wegen ihrer avantgardistischen Stahlbetonbauweise der 65 Meter Spannweite messenden Kuppel auch zum Weltkulturerbe zählt.

Über die Dominsel und die Universität führte uns der Weg wieder zur Innenstadt. Ostrow Tumski, die Dominsel, bildet den historischen Kern und das kirchliche Zentrum der Stadt, deren ältestes Dokument eine Burggründung unter Wratyslaw, dem Namensgeber der Stadt, belegt. Im Jahre 1000 kam die Gründung des Bistums unter dem Protektorat Kaiser Ottos III. zustande, womit diese Neugründung sowohl slawische als deutsche Ursprungslinien aufweist.

Von den sieben Kirchen auf der Dominsel konnten wir in der begrenzten Zeit leider nur die dem Stadtpatron Johannes dem Täufer geweihte gotische Domkirche mit ihren reichgeschmückten barocken Nebenkappen besichtigen.

Die Universität am Oderufer ist ein besonders markantes Baudenkmal österreichisch-böhmischen Barockstils. Die von Kaiser Leopold I. 1702 begründete Universität wurde aber erst fertig als Schlesien bereits unter preußische Herrschaft geraten war. Die große Zeit der Breslauer Uni begann erst im 19. Jahrhundert und brachte eine Reihe bedeutender Forscher und mehrere Nobelpreisträger hervor. Die Kriegswirren haben v. a. die prächtige „Aula Leopoldina“ verschont, sodass sie in alter Tradition als festlicher Raum für viele akademische und sonstige Veranstaltungen zur Verfügung steht, wie auch uns Touristen zur Besichtigung. Heute hat die Universität mit ihren klassischen Fakultäten ca. 40 000 Studenten, Breslau insgesamt mit seinen 12 Hochschulen ca. 130 000 Studierende, deren Präsenz dem Besucher überall begegnet.



Abb. 3: Universität am Oderufer

Für den dritten Tag war eine Fahrt durch Niederschlesien nach Schweidnitz und Kreisau angekündigt. Der Weg westwärts aus der Großstadt führte zunächst kilometerlang durch eine anscheinend „blühende Landschaft“ im Sinne prosperierender Gewerbegebiete.

Eine besondere Erinnerungsstätte preußisch-deutscher Geschichte begegnete uns nach kurzer Fahrt mit dem Schloss Kriebelowice. Im Jahre 1814 schenkte der preußische Staat das Gut Krieblowitz und weitere elf Güter nach seinem Sieg bei Waterloo dem Feldmarschall Blücher, der in das um 1570 errichtete barocke Schloss einzog und hier seine letzten Jahre verlebte und auch sein Grab fand. Auch hier gibt es Zeichen für das neue deutsch-polnische Zusammenleben: 1996 wurde das verwüstete Gelände der Grabstätte in gemeinsamer Arbeit der Bundeswehr und des Polnischen Heeres in Ordnung gebracht.

Die nächste Station war die imponierende protestantische Friedenskirche von Schweidnitz.

Während der nach dem 30-jährigen Krieg betriebenen Gegenreformation waren alle in den habsburgischen schlesischen Erbfürstentümern von den evangelischen Einwohnern bisher genutzten Kirchen durch einen kaiserlichen Befehl den Katholiken zurückgegeben und die evangelischen Geistlichen vertrieben worden. Im Westfälischen Frieden von 1648 wurde allerdings ein kaiserliches Zugeständnis festgeschrieben, dass nämlich den Protestanten in Schweidnitz, Jauer und Glogau je eine „Friedenskirche“ zu bauen erlaubt wurde,

als Holzfachwerkbau ohne Turm und Glocken. Die Friedenskirchen wurden so zu einer Bastion für die Anhänger des lutherischen Glaubens.

Die imposante Schweidnitzer Friedenskirche ‚Zur Heiligen Dreifaltigkeit‘ hat, wie die in Jauer, die Zeiten und den 2. Weltkrieg überstanden. Beide sind ins Weltkulturerbe aufgenommen. Man kann sich in dem 1657 fertiggestellten, auf 3.000 Sitzplätze, dazu 4.500 Stehplätze ausgelegten Kirchenraum mit seinen drei Gallerierängen, Querschiffen, Aufgängen und dem mächtigen Altar in Zimmermanns- und Schnitzarbeit nicht sattsehen, so vielfältig, ja überwältigend ist der Raumeindruck. Hinzu kommt die hochgepriesene Akustik, die uns durch ein zufällig für den Abend dort probendes Kammerensemble demonstriert wurde. (Auch ein Männerquintett aus unserer Reisegesellschaft hatte sich darauf vorbereitet.)



Abb. 4: Schweidnitzer Friedenskirche

Kreisau, zehn Kilometer südlich von Schweidnitz gelegen, war ein besonderer, auch emotional anrührender Höhepunkt dieser Reise. Der Ort, nach dem der ‚Kreisauer Kreis‘ benannt ist, der unter seinem intellektuellen Kopf Helmuth James Graf von Moltke die Möglichkeiten des Widerstandes gegen die Nazi-Herrschaft und die Grundsätze für eine zukünftige Neugestaltung Deutschlands durchdacht hat, ist heute Museum, Gedenkstätte

und eine internationale Jugendbegegnungsstätte. Bundeskanzler Kohl und der erste frei gewählte polnische Ministerpräsident Mazowiecki haben im November 1989, in den Tagen des Mauerfalls, den Anstoß dazu gegeben.

Das auf einem großen Areal fast quadratisch gestaltete ehemalige Anwesen der Moltkes enthält in seinem Herrenhaus eine Dokumentation, die die Erwartungen des deutschen Besuchers, der hier primär die Darstellung des deutschen Widerstandes vermutet, zunächst enttäuscht. Hier waren die Erläuterungen unserer polnischen Reiseleiterin wichtig: Man könne in Polen schlecht das Bild eines von nur wenigen getragenen deutschen Widerstandes zeichnen, der, wie es eine deutsche historische Rezeption gerne erscheinen lässt, die tatsächliche Wirklichkeit der NS-Herrschaft nachträglich überstrahlt, der zumindest als moralische Entlastung empfunden wird.

Für die Polen gelte Widerstand als selbstverständliche, patriotisch verpflichtende Grundhaltung in den Zeiten der Fremdherrschaft, nicht nur des nationalsozialistischen Deutschland, sondern auch des folgenden vierzigjährigen Sowjetkommunismus. Die Dokumentation in der Begegnungsstätte Kreisau ist so gestaltet, dass sie den Ort zum Anlass nimmt, den Widerstand gegen Diktaturen generell zu behandeln und die Bedeutung der Zivilcourage herauszustellen, einschließlich Dissidenz in der Sowjetunion und im kommunistischen Polen bis zur Zeit der Solidarnocz, den Leipziger Demonstrationen 1989 und zum Fall der Mauer und in dieser Anordnung dem Wirken des Kreisauer Kreises Platz gibt. Dies geschieht in Gestalt eindrucksvoller Zitate, die v. a. die Verpflichtung von Staat und Gesellschaft zu Recht und Humanität im Grundsätzlichen formulieren und diese der NS-Staatlichkeit entgegenstellen.



Abb. 5: Begegnungsstätte Kreisau

Einen bewegenden Eindruck von der konkreten konspirativen Arbeit der ‚Kreisauer‘ gewannen wir dann noch beim Besuch des abseits gelegenen Privathauses des Ehepaars Moltke einige hundert Meter entfernt von dem Gutsgelände. Dort traf man sich, um vor Überwachung und Nachstellungen eher geschützt zu sein.

Wie die Rezeption des deutschen Widerstands in der polnischen Öffentlichkeit seit einigen Jahren mehr und mehr Beachtung gewinnt, zeigt in Breslau auch ein Denkmal auf dem Kirchplatz der zentral gelegenen Elisabethkirche, das den dort geborenen Dietrich Bonhoeffer darstellt.

Zurück in Breslau führte unsere Reiseführerin uns dann zu einer Stätte, in der polnisches Nationalbewusstsein allein den Maßstab gesetzt hatte, nämlich in dem Panoramagemälde von Raclawice. Es stellt auf einer Rundfläche von 114 mal 15 Metern eine historische Schlacht dar, die ob des polnischen Sieges über Russland in der Schlacht bei Raclawice 1794, unter Führung des polnischen Generals Kosciuszko, im Bewusstsein eines Polen offenbar unauslöschlich verankert ist. Dieses Historiengemälde von pathetischem Realismus auf über 1.700 Quadratmetern hat ursprünglich in Lemberg gestanden, von wo viele Nachkriegsbreslauer stammen, und ist nach Restaurationsarbeiten seit 1986 in Breslau zu bewundern.



Abb. 6: Gedenktafel Katyn

Der letzte Abend versammelte unsere Reisegesellschaft noch einmal in gemütlicher Runde in einem der vielen Restaurants auf dem Rynek. Der Zeitplan für die Rückfahrt am Sonntag gab noch Gelegenheit, die nahe gelegene Elisabethkirche zu besuchen und neben dem Gottesdienst auch auf deren besondere Ausgestaltung zu achten, in der sich die gesamte historische Problematik versammelt, die uns auf dieser Reise begegnet ist: In preußischer Zeit zur evangelischen Hauptkirche Breslaus gemacht, gaben die Kommunisten sie den Katholiken als Garnisonskirche zurück. Nun sind in ihr Gedenktafeln und Dokumente ausgestellt, die an Unterdrückungsmaßnahmen und Widerstandsakte sowie die Opfer der fremdbestimmten Diktaturen des 20. Jahrhunderts erinnern, wobei das Schutzdach der Kirche für die Polen sowohl eine symbolische als auch eine faktische Bedeutung hatte.

Auf der Rückfahrt konnte u. a. dieses Thema noch vertieft werden, indem der spezielle Zusammenhang von Kirche und Nation Erläuterung fand: Über die Jahrhunderte fehlender Selbstbestimmung der Polen war es die Kirche, die nie mit der fremden Macht, sondern immer im Bund mit dem Volk agierte und an der Grundlegung des polnischen Nationalbewusstseins wesentlichen Anteil hatte, wie auch daran, dass sie im Volke die Unterstützung hatte, die wir Zeitgenossen im 20. Jahrhundert mit großem Respekt wahrnehmen konnten, die aber unter den Zeichen der neuen Freiheit Polens offenbar nicht mehr so selbstverständlich ist.

In Paderborn angekommen, gab es viel Grund, den Organisatoren der Reise, Herrn Tietz und seiner Mitarbeiterin, Frau Lewkowicz, sowie Dr. Wittig als Vorsitzendem des VfG für die gute Vorbereitung und gelungene Durchführung der Exkursion zu danken.

## **Ad Fontes!**

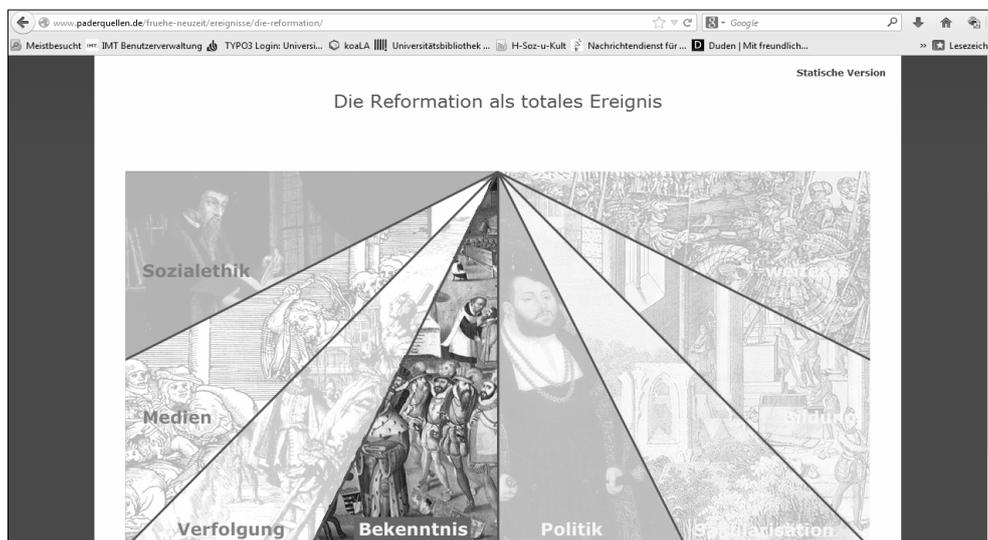
### **Das Internetportal: Paderquellen**

*von Peter E. Fäßler, Carolin Pecho und Johannes Süßmann*

Einer der schönsten Orte der Stadt Paderborn ist das Quellbecken unterhalb des Doms. Dort entspringen zwei Arme der Pader und machen sich auf ihren Weg. Nicht von ungefähr wird der gleiche Begriff auch für historische Dokumente verwendet: Quellen. Die Geschichte ist im Fluss. Während wir sprechen, geschieht sie um uns herum und nimmt uns mit. Um über sie sprechen zu können, müssen wir sie feststellen. Dafür verwenden wir die historischen Dokumente. Diese Überreste analysierend, nähern sich die Historikerin und der Historiker der Geschichte.

Der Umgang mit Quellen ist auch im modernen Geschichtsunterricht von großer Bedeutung. Nicht stupides Lernen von Ereignisreihen, sondern verstehendes Lesen, Auslegen und Beurteilen sind Fertigkeiten, die in diesem Fach vermittelt werden sollen. Schulbücher bieten in der Regel Quellenanregungen zu den Themen des Lehrplans. Die Materialität der Quelle und ihre komplexe Einbettung im Gesamtzusammenhang kommen oft zu kurz. Da die Lehrerbildung für die Universität Paderborn von zentraler Bedeutung ist, haben sich drei Mitglieder des Historischen Instituts zusammengeschlossen, um digital Lehrmaterialien und Unterrichtsentwürfe für (angehende) Lehrerinnen und Lehrer zur Verfügung zu stellen. Herr Prof. Dr. Peter E. Fäßler (Politische Reden) und Herr Prof. Dr. Johannes Süßmann (Frühneuzeitliche Sektion) haben vor vier Semestern zusammen mit Herrn Dr. Frank Sobich (Historische Karten) das Projekt ins Leben gerufen.

Mittlerweile ist das Portal online. Dort werden Reden, die sonst vielfach nur als Zitatespeicher dienen, für historisches Lernen aufbereitet oder Ergebnisse von Wahlen dargestellt. Der zweite Teilbereich wird von Prof. Dr. Süßmann betreut und befasst sich mit zentralen Themen der Frühneuezeitgeschichte. Um ihr Potential für den Geschichtsunterricht zu verdeutlichen, werden diese Themen als „totale Ereignisse“ präsentiert, d. h. als historische Vorgänge, die sämtliche Bereiche menschlichen Lebens erfasst und verändert haben und im Hinblick auf viele verschiedene Aspekte für den Geschichtsunterricht genutzt werden können. Ein Paradebeispiel ist die Reformation:



Die Veränderung der konfessionellen Verhältnisse brachte in verschiedenen Gesellschaftsbereichen Neues mit sich. Ausgehend von einer grafischen Oberfläche kann der Nutzer per Klick das Thema in seiner Varianz erschließen. Die Anordnung dient nicht nur dazu, Lehrerinnen und Lehrern, in deren Klassen ein frühneuzeitliches Thema verhandelt wird, kurz die einzelnen Bestandteile ins Gedächtnis zu rufen. Hinter den Schlagworten liegen Aussagen, die wiederum mit erläuternden Texten verbunden sind. Auf diesen Textseiten wird dann z. B. „Konfessionalisierung“ näher erläutert. Wie bei Onlineseiten gewohnt, verweist ein Schlüsselbegriff innerhalb dieses Textes auf weiterführende Seiten. Am Ende sind ausgewählte Literaturtipps aufgeführt.

Damit allein werden schon Anregungen zur quellennahen Unterrichtsgestaltung gegeben. Die Textseiten bieten jedoch noch mehr: Unter der Literaturangabe werden Quellen präsentiert. Hierfür wird auf die großen deutschen Digitalisierungsunternehmen verwiesen. Eine Vielzahl an frühneuzeitlichen Texten und Bildern sind mittlerweile in guter Qualität online einzusehen. Die aufbereiteten Quellen bieten einen Schatz, den man in der Arbeit mit Schülerinnen und Schülern nutzen sollte. Hier fungiert das Portal als Schnittstelle, das gute Quellenbestände im Zusammenhang mit einführenden Informationen für Lehrerinnen und Lehrer zur Verfügung stellt. Die Seite wächst von Semester zu Semester, auch mit Hilfe der Studierenden. Denn gerade für sie ist diese Seite gedacht. Die Betreuung der angehenden Lehrer soll nicht mit dem Universitätszeugnis enden. Das Projekt kann sie über die Seminare hinaus begleiten. Ihr konkreter Beitrag fängt jedoch schon jetzt an. Studierende können sich hier erproben und Texte für das Format erstellen. Hier lernen sie, einen kurzen Artikel zu recherchieren, zu verfassen und mit relevanten Quellen zu versehen. Später im Referendariat können die Studierenden weiter mitarbeiten. Nach einer kurzen, kostenlosen Anmeldung können Nutzer auf einen geschützten Bereich innerhalb der

Seite zugreifen. Dort werden nach und nach konkrete Unterrichtsentwürfe und Lernmaterialien von den Nutzern für die Nutzer bereitgestellt.

Nachdem in den letzten Semestern die Infrastruktur der Seite fertiggestellt wurde, reichert sie sich nun zunehmend mit relevanten Inhalten an. Weitere Kooperationen, auch über das historische Institut hinaus, werden in Zukunft die Seite noch attraktiver machen.

### **„Politische Reden in Wort, Ton und Bild“**

Worte können die Welt verändern! Damit ist aber noch keine Aussage darüber getroffen, in welche Richtung sie dieses tun. Die Erfahrungen des 19. und 20. Jahrhunderts lehren, dass in Massengesellschaften politische Reden aufgrund ihrer unmittelbaren wie mittelbaren Rezeption ganz außerordentliche Wirkungen erzielen konnten – im Guten wie im Schlechten!

Leider trägt der aktuelle Geschichtsunterricht dieser großen Bedeutung politischer Reden keine angemessene Rechnung. An diesem Befund ändert auch der Sachverhalt nichts, dass rhetorische Versatzstücke wie „Wollt Ihr den totalen Krieg“ (Josef Goebbels, 1943), „I have a dream“ (Martin Luther King, 1963) oder „Ich bin ein Berliner“ (John F. Kennedy, 1963) Eingang in die Schulbücher gefunden haben. Selbst mittels längerer Redeauszüge in gedruckter Form lassen sich Inhalte und Wirkungsmacht politischer Reden nur im Ansatz ausloten. Derartige Verkürzungen sind aus didaktischer Sicht legitim, wenn es um die schlaglichterartige Beleuchtung bestimmter historischer Sachverhalte oder Situationen geht.

Aber das eigentliche Potential einer politischen Rede erschließt sich erst durch die umfassende Analyse. Im Idealfall basiert diese auf dem vollständigen gedruckten Text sowie auf der audiovisuellen Überlieferung. Parasprachliche Faktoren wie Gestik, Mimik oder Betonung, aber auch die Reaktionen der Zuhörerschaft vermitteln den Schülerinnen und Schülern wichtige Eindrücke über frühere Formen politisch-öffentlicher Kommunikation. Und darüber lohnt es sich nachzudenken!

Die fachwissenschaftliche und fachdidaktische Bedeutung von politischen Reden ist sehr hoch zu veranschlagen:

1. Ergänzender Zugang: Ihre Inhalte bieten einen anschaulichen, ergänzenden Zugang zu wichtigen Themen der Vergangenheit und befördern das Verständnis für historische Zusammenhänge und Probleme.
2. Kontextualität: Ihre Form verdeutlicht, wie sehr öffentliche Kommunikation und politische Kultur kontextgebunden und von Generation zu Generation Wandlungen unterworfen sind. So rufen Reden von Hitler und Goebbels allein wegen der aus heutiger Sicht abstoßenden Redeweise in Seminaren verständnisloses Kopfschütteln hervor.

3. Komplexität: Politische Reden stellen eine außerordentlich komplexe Form öffentlicher Kommunikation dar. Ihre Analyse schärft bei den Schülerinnen und Schülern daher den Blick für ganz unterschiedliche Aspekte. Dazu zählen die Qualität der einzelnen Argumente, der dem Redenaufbau immanente Spannungsbogen, die rhetorischen und parasprachlichen Stilmittel, die äußere Kommunikationsstruktur oder auch Fragen der breiteren Rezeption.

4. Fächerübergreifender Unterricht: Es liegt auf der Hand, dass bei der Analyse politischer Reden fachliche Aspekte der Germanistik, Romanistik und Anglistik zu Sprache kommen, ebenso jene der Politik- und Sozialwissenschaften. Damit bietet dieses Quellenformat eine hervorragende Grundlage für die fächerübergreifende Projektarbeit.

5. Schlüsselqualifikationen: Bekanntlich stellt die sinnreiche Verknüpfung von Theorie und Praxis die hohe Kunst der Ausbildung dar. Im Falle der politischen Rede liegt es nahe, eine geschichtswissenschaftliche Unterrichtseinheit mit einem Workshop „praktische Rhetorik – Kommunikation und Präsentation“ zu verknüpfen. Ein solcher Kurs kann Übungen zur Stegreifrede, zum wissenschaftlichen Vortrag einschließlich Präsentation und zu Argumentationstechniken enthalten. Bei all diesen Übungen sollte die Videoanalyse großen Wert gelegt werden. Erfahrungsgemäß vermittelt ein Rhetorikkurs den Schülerinnen und Schülern wichtige soziale und berufsvorbereitende Schlüsselqualifikationen – und viel Spaß!

Ausgehend von diesen Überlegungen verfolgt das Projekt „politische Reden in Wort, Ton und Bild“ das Ziel, eine stetig wachsende Sammlung einschlägiger Quellen in digitaler Form anzulegen. Dabei legen wir großen Wert auf die Vollständigkeit der Überlieferung, weil nur sie eine intensive und angemessene Auseinandersetzung mit dieser Quellengattung ermöglicht.

Den Quellenkorpus ergänzen eine Literaturliste sowie im Text über Links eingebettete Interpretationshilfen. Des Weiteren wird die kontinuierliche Zusammenarbeit von Studierenden und Schülerinnen in der Form angestrebt, dass zu den einzelnen Reden konkrete Unterrichtsentwürfe und Vorschläge für Projektgruppen eingestellt werden können.

Letztendlich soll in der jüngeren Generation, die doch sehr durch digitale Medien geprägt ist, das Verständnis für die Bedeutung politischer Reden für unsere politische Kultur, für die historische Tradition geschärft werden. Wenn die Schülerinnen und Schüler darüber hinaus eigene Redequalitäten entwickeln und ausbauen, dann ist ein wichtiges Ziel erreicht.

Informationen zur Internetseite unter: [www.paderquellen.de](http://www.paderquellen.de)

## Tagungsbericht: „Schwertmission“

von Guido M. Berndt

Vom 5. bis 6. Februar 2013 fand im Paderborner Liboriarium die Tagung „Schwertmission. Gewalt und Christianisierung im Mittelalter“ statt. In seit langer Zeit bewährter Weise kooperierten dabei die Universität Paderborn, das Institut zur interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens und das Museum in der Kaiserpfalz; Veranstalter waren der Mittelalterhistoriker Prof. Dr. Hermann KAMP und Museumsleiter Dr. Martin KROKER. Die Organisation der Veranstaltung lag in den Händen von Dr. Nicola KARTHAUS (IEMAN). Ziel der Tagung war, einen wichtigen thematischen Aspekt der kulturhistorischen Ausstellung „CREDO. Christianisierung Europas im Mittelalter“ (26. Juli bis 3. November 2013) im Vorfeld noch einmal genauer zu beleuchten, um so dem Museumsteam weitere Impulse für die inhaltliche Ausgestaltung der Ausstellung zu geben.

Die Erforschung des Verhältnisses von Gewalt und Religion hat gerade in jüngerer Zeit nicht nur in den historischen Wissenschaften Konjunktur, war aber im Hinblick auf die Christianisierung Ostmitteleuropas im Hochmittelalter bislang noch nicht hinreichend und kaum vergleichend betrachtet worden. In insgesamt acht Vorträgen gingen Historiker und Archäologen der Frage nach, welche Rolle Gewalt, physische wie auch strukturelle Gewalt, in diesem Prozess spielte. Hermann Kamp betonte in seiner Einführung, dass mittelalterliche Autoren zwar wiederholt über gewaltsames Vorgehen der christlichen Herrscher, Bischöfe und Missionare und ihrer jeweiligen Gefolgsleute gegen heidnische Gegner berichten, dabei aber eher den Aspekt der Eroberung und Unterwerfung in den Vordergrund stellen. Bei der Ausdeutung insbesondere der historiographischen Zeugnisse seien folglich besonders die verschiedenen Wechselwirkungen von weltlichen, politischen Vorgängen wie Expansion und anschließender Herrschaftssicherung sowie Bekehrungs- und Missionsversuche im Auge zu behalten. Zudem differierten die zeitgenössischen Äußerungen über die Legitimität gewaltsamen Handelns gegen Nichtchristen mitunter beträchtlich, was generalisierende Aussagen über Rechtfertigung oder Missbilligung solcher Praktiken schwierig mache. Nicht wenige mittelalterliche Theologen vertraten die Auffassung, dass die Annahme des christlichen Glaubens freiwillig und gewaltfrei zu geschehen habe, erzwungene Taufen nicht zur Verinnerlichung des Glaubens führen könnten. Andere christliche Autoritäten wie Papst Urban II. (Kreuzzugsaufruf aus dem Jahr 1095) oder der Zisterziensermönch Bernhard von Clairvaux (wiederholte Plädoyers für den „Heiligen Krieg“) waren weit weniger zimperlich, was die Propagierung des Einsatzes des Schwertes im Dienste der Mission betraf. Anhand welcher Objekte und Befunde gewaltsames Handeln der christlichen Akteure in einer Ausstellung visualisierbar ist, zeigte Martin KROKER in seinem einführenden Kurzvortrag, der gleichzeitig ein erster „virtueller“ Rundgang durch die für das Kaiserpfalzmuseum entworfene Ausstellungseinheit war. In der von Prof. Dr. Gerd ALTHOFF (Münster) moderierten ersten Tagungssektion sprach dann zunächst Dr. Matthias HARDT (Leipzig) über „Kirchenorganisation oder Aufstand: die

Christianisierung von Sorben, Elb- und Ostseeslawen in Ottonen- und Salierzeit“. Hardt stellte heraus, dass im Zuge der Bemühungen ottonischer und salischer Könige, die östlich und nordöstlich ihres Reiches gelegenen Territorien ihrer Herrschaft zu unterwerfen, eher auf eine Strategie der „Entpaganisierung“ denn auf eine systematische christliche Mission gesetzt wurde. Alle Versuche, kirchliche Strukturen aufzubauen könnten also auch als Instrumente der Unterwerfung sowie der Herrschaftssicherung verstanden werden. Als es infolge der Verteidigungsmaßnahmen, der sog. Liutizenaufstände, zu Gewaltexzessen kam, habe sich Konrad II. als „Rächer des Glaubens“ herausgefordert gesehen und sei unerbittlich gegen die „Apostaten“ vorgegangen, er ließ deren Heiligtümer zerstören und löste damit eine Gewaltspirale mit Gräueltaten auf beiden Seiten aus. Dass es auch bei der Christianisierung Polens zu ausufernden Gewalttaten kam, zeichnete PD Dr. Felix BIERMANN (Göttingen) in seinem Beitrag „Die Christianisierung des piastischen Polens im 10./11. Jahrhundert nach archäologischen und historischen Forschungen“ nach. Zunächst beschrieb Biermann anhand von archäologischen Befunden die Situation in Polen in der Zeit unmittelbar vor der ersten Phase der Christianisierung. Es habe noch zu Beginn des 10. Jahrhunderts zahlreiche lokale Kriegsherren gegeben, die miteinander konkurrierten und sich permanent äußerst brutal bekämpften. In ihren archäologisch gut bezugten Kleinburgen seien menschliche Skelette gefunden worden, die als Spuren dieser Auseinandersetzungen gedeutet werden könnten. Erst durch die Etablierung der Vorherrschaft durch Miesko I. und Boleslaw und ihrer Zuwendung zum Christentum habe eine Vereinheitlichung stattgefunden und die Zersplitterung des Raumes sei aufgehoben worden. Der christliche Glaube sei auf diese Weise zu einem Identifikationskern derer geworden, die sich der Herrschaft der Piasten unterstellten. Als es dann in den 1030er Jahren zu einer Krise der gerade erst etablierten Herrschaft kam, kehrten viele aufständische Polen zum Heidentum zurück. Auch der Fall der Piasten lehrt also, dass Christianisierung und politische Expansion eng miteinander verknüpft waren, ja, dass das Christentum als eine Art Klammer für ein neu geschaffenes Herrschaftsgebilde eingesetzt werden konnte. David CRISPIN M.A. (Münster) untersuchte in seinem Vortrag „Herrschaft Christi von Meer zu Meer. Eroberung, Gewalt und Mission im Rahmen der Kreuzzüge“ verschiedene Rechtfertigungsstrategien, die von Kirchenmännern, Theologen und Historiographen entworfen wurden, um die Kreuzzüge ins Heilige Land zu legitimieren. Ausgehend von der augustinischen *bellum iustum*-Idee zeichnete Crispin nach, wie sich christliche Denker einen „Rückeroberungsgedanken“ zu eigen machten, der mit einer Idee von der Bestrafung der Ungläubigen für die Verunreinigung der heiligen Stätten einherging. So rechtfertigten sie auch brutalste Vorgehensweisen, wie etwa das Massaker in Jerusalem 1099, bei dem – folgt man etwa dem Bericht des Zeitgenossen Wilhelm von Tyrus – tausende Menschen von den siegreichen Kreuzfahrern niedergemetzelt wurden. Den neuen lateinischen Herren von Jerusalem, die ja stets in der Minderheit waren, ging es in der Folgezeit dann offenbar weniger um eine systematische Ausbreitung des christlichen Glaubens als vielmehr um die Absicherung ihrer Macht. Dabei setzten sie auch auf die Kooperation mit

den Einheimischen, ganz gleich ob diese nun Juden, Muslime oder christliche „Häretiker“ waren. Missionserfolge blieben aus.

Der Abendvortrag von Prof. Dr. Matthias BECHER (Bonn) war gleichzeitig ein Programmpunkt der öffentlichen Vortragsreihe „Auf Sendung“, die dem Paderborner geschichtsinteressierten Publikum angeboten wurde. Das Audimax der Theologischen Fakultät war fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Unter dem Titel „Der Prediger mit eiserner Zunge. Die Unterwerfung und Christianisierung der Sachsen durch Karl den Großen“ widmete sich Becher den verschiedenen Eskalationsstufen des 30-jährigen Sachsenkrieges und versuchte herauszuarbeiten, ab wann dieser bewaffnete Konflikt zu einem Religionskrieg deklariert wurde. Die Gründung einer *urbs Karoli* sowie die Weihe einer Erlöserkirche in Paderborn deutete Becher als Schritte hin zu einer systematischen Missionierung Sachsens. Die von Karl angestrebte direkte Herrschaft über Sachsen habe eine tiefgreifende Christianisierung des Territoriums aus fränkischer Perspektive unumgänglich gemacht. Die Gewalt, die der Sachsenkrieg zwangsläufig mit sich brachte (Stichwort: „Blutbad an der Aller“), ist also auch in diesem historischen Fallbeispiel eng verknüpft mit Expansion und Unterwerfung. Die Erhebung des Zehnt und strenge Besatzungsgesetze führten wiederholt zu gewaltsamen Widerstandsbewegungen bei den Sachsen.

Die zweite, wiederum von Althoff moderierte Tagungssektion eröffnete Hermann Kamp mit einem Vortrag über den „Wendekreuzzug“. Zunächst stellte er heraus, dass diesem Unternehmen eine Reihe von politischen Verwerfungen vorausgegangen wären, nachdem verschiedene sächsische Fürsten ihre Teilnahme an einem Zug ins Heilige Land verweigert hätten. Eine regelrechte „Gewaltrhetorik“, etwa in den Schriften des Bernhard von Clairvaux, der wiederholt zur Vernichtung der Heiden aufrief, war dem Kreuzzug vorausgegangen. Die zwei Heeresabteilungen, die – angeführt von Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären – 1147 in die Gebiete zwischen Elbe und Oder eindringen, konnten allerdings keine größeren militärischen Erfolge erzielen, zu systematischen Missionsversuchen scheint es gar nicht erst gekommen zu sein. Im Gegenteil: Als ein Heer die Stadt Stettin bedrängte, hätten die Belagerten eine diplomatische Lösung angestrebt. Sie hätten Kreuze auf den Burgmauern aufgestellt, beteuert, dass sie Christen seien und zur Stärkung des Glaubens eine Missionierung viel angebrachter sei als ein Kreuzzug. Daraufhin hätten Friedensverhandlungen begonnen. Kamp betonte, dass der Kreuzzug bereits von Zeitgenossen als gescheitert betrachtet worden wäre. Gleichwohl sei in den darauffolgenden Jahren zu beobachten gewesen, wie sich der königliche Zugriff auf die slawischen Gebiete intensivierte. Der Erfolg der Kreuzritter habe sich also zeitversetzt mit der Schaffung von Kirchenstrukturen und einem gestärkten Missionsgedanken bei den sächsischen Großen gezeigt. Dass diese in der Folge den slawischen Fürsten und Untertanen Tribute abverlangten, belege nochmals die expansionspolitische Motivation der Sachsen. Dass auch in den Berichten über die von Dänemark ausgehende Christianisierung im Ostseeraum Gewalt omnipräsent ist, zeigte Prof. Dr. Kurt VILLADS JENSEN (Odense, DK) mit seinem Beitrag „Bring dem Herrn ein blutiges Opfer. Gewalt und Mission in der dänischen Ostseeexpansion im 13. Jahrhundert“. Er untersuchte verschiedene historiographische Werke (Heinrich von Lettlands Chronik und die *Gesta* des Saxo Grammaticus) auf ihre

spezifische Gewaltdarstellung. Ihren Ursprung verortete Jensen in verschiedenen alttestamentarischen Büchern, aus welchen die Motive der Rache und des Eifers (*zelus Dei*) abgeleitet worden seien. So hätten die an den Heiden verübten Grausamkeiten von christlichen Autoren als ein gottgefälliges Opfer gedeutet werden können. Die beiden letzten Vorträge der Tagung behandelten die Aktivitäten des Deutschen Ordens. Zunächst zeichnete Prof. Dr. Jürgen SARNOWSKY (Hamburg) in seinem Vortrag „Der Deutsche Orden, die Kumanen und die Prußen“ die wechselvolle Geschichte der Expansion ins Baltikum in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts nach, nachdem zuvor der Versuch in Ungarn, ein vom Orden kontrolliertes Kernland zu schaffen, gescheitert war. Das Ansinnen des Ordens, eine eigene weltliche Herrschaft zu etablieren, stieß erwartungsgemäß nicht überall auf Zustimmung. So kritisierte sogar Papst Innozenz III. wiederholt das habgierige Verhalten der Deutschherren. Weiter erläuterte Sarnowsky, dass zwar durchaus Missionserfolge zu verzeichnen waren, die Frage nach der „inneren“ Christianisierung der bekehrten Heiden aber nur schwer zu beantworten ist. Immerhin hätten sich verschiedene heidnische Rituale und Praktiken noch bis in die Reformationszeit erhalten. Einen anderen Aspekt der Deutschordensgeschichte stellte Dr. Katrin BOURRÉE (Paderborn) in ihrem Vortrag „Gewalt gegen Bekehrte? Die Auseinandersetzung zwischen dem Deutschen Orden und Polen-Litauen nach 1386“ heraus. Nachdem sie – ausgehend von theologischen Schriften des Tertullian, Augustinus und Thomas von Aquin – die Problematik der Legitimierung von Gewalt in der Ausbreitung des Glaubens referiert hatte, widmete sie sich der Frage, auf welchen Wegen der Deutsche Orden sein Gewalthandeln gegen Christen zu rechtfertigen versuchte. War schon Gewalt gegen Heiden ein durchaus kontroverses Thema bei christlichen Autoritäten, stellte sich das Problem der Gewalt gegen Glaubensbrüder umso dringlicher. Bourrée zeigte anhand der „Älteren Hochmeisterchronik“ aus dem 15. Jahrhundert den Umgang des Deutschen Ordens mit seiner eigenen Geschichte. Neben der Bewältigung der Existenzkrise des Ritterordens sei darin insbesondere der Versuch unternommen worden, das eigene Gewalthandeln gegen Christen zu verteidigen. Der Chronist habe eine Argumentation gewählt, nach der etwa die Taufen der Litauer für ungültig erklärt wurden. Diese seien in Wahrheit nur „Scheinchristen“ geworden und könnten daher mit allen verfügbaren Mitteln bekämpft werden. Dass es dem Orden um die Zerschlagung der polnisch-litauischen Koalition sowie um die Sicherung ihrer Besitzansprüche ging, zeigten die Argumente ihrer Gegner, die sich auch auf dem Konstanzer Konzil Gehör verschafften.

Insgesamt verdeutlichten die Vorträge und Diskussionsbeiträge, dass Gewalt eine große Rolle im wechselvollen Christianisierungsprozess Osteuropas gespielt hat. Das ist wenig überraschend. Als viel schwerer hingegen erwies es sich, das Verhältnis von Gewaltretorik und tatsächlich verübter Gewalt einzuschätzen. Zum einen, weil die jeweiligen zeitgenössischen Berichte alles andere als neutral in diesen Fragen sind, und zum anderen, weil die Gewaltdarstellungen selbst häufig mit topischen Elementen, die mitunter bis ins Alte Testament zurückreichen, durchsetzt sind. Einen Perspektivenwechsel erlauben die überlieferten Quellen nicht, die Sicht der zu christianisierenden Heiden bleibt dem Historiker weitestgehend verschlossen.

Die Publikation der Vorträge soll im Verlag Ferdinand Schöningh erfolgen.

**Wie politisch ist Geselligkeit?  
Formen professoraler und studentischer Soziabilität –  
Ein Tagungsbericht**

*von Sabrina Lausen*

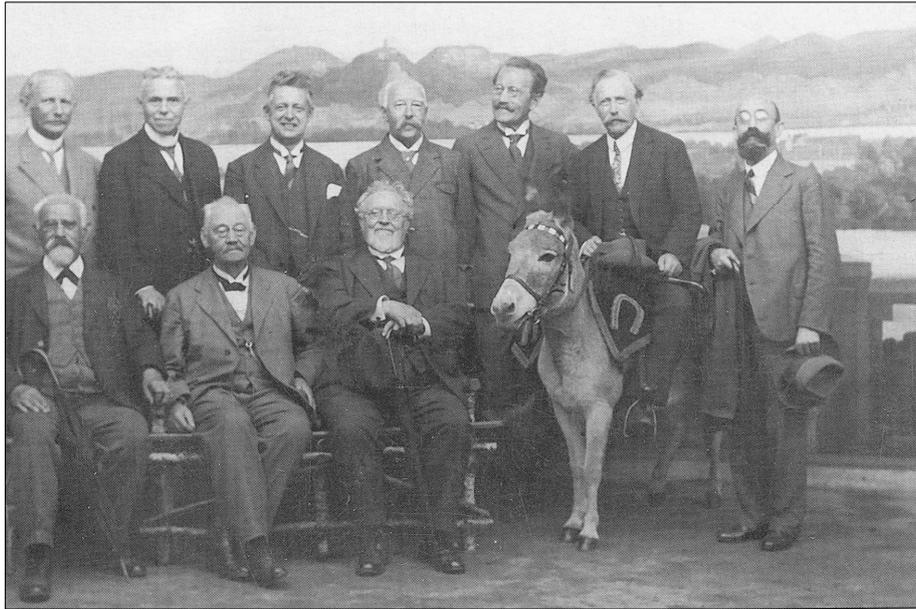


Abb. 1: „Zehn Professoren und ein Esel“:

Becker, Thomas: Rheinische Friedrich-Wilhelmsuniversität Bonn. Ansichten – Einsichten  
– Rückblicke (Reihe Campusbilder), Erfurt 2004, S. 77.

Ursprüngliche Bildunterschrift: Zehn Professoren und ein Esel. Die Aufnahme aus dem  
Jahre 1931 entstand auf dem Weg zum Drachenfels im Siebengebirge.

Die Universität steht in dem Ruf, ein Hort des Wissens und der Wissensvermittlung sowie der Forschung zu sein. Klug, aber auch etwas kauzig und sonderbar stellt man sich deshalb den klassischen Professor vor, der tagsüber lehrt, um sich dann allabendlich in seine stille Kammer zum Selbststudium zwischen dicken Büchern und unzähligen Notizen zurückzuziehen. Vor allem in der außeruniversitären Umwelt hält sich hartnäckig das Bild des unsozialen Professors, der gesellige Kontakte eher scheut. Doch die Tagung „Universität und Geselligkeit“, die vom Lehrstuhl für Neueste Geschichte an der Universität Paderborn und der „Gemeinschaft für Studentengeschichte e.V.“ (GDS) vom 10. bis zum 12. November 2011 im Liborianum ausgerichtet wurde, konnte mit diesem Bild gehörig aufräumen. Fünfzehn Historiker widmeten sich in ihren Vorträgen, deren epochales Spektrum sich vom frühen 18. bis zum späten 20. Jahrhundert erstreckte, der Frage nach

Formen und Trägern professoraler und studentischer Soziabilität – und kamen zu ebenso spannenden wie überraschenden Ergebnissen.

So schickte in seinen einleitenden Worten Dietmar KLENKE der Tagung den Gedanken voraus, bei der wissenschaftlichen Betrachtung des Tagungsthemas nicht nur die Funktionalität von Geselligkeit in den Vordergrund zu stellen. Zu vorschnell würden Geselligkeitsstrukturen nur unter dem Aspekt des ‚Networking‘ betrachtet und gewürdigt werden; hingegen sei der Eigenwert von Geselligkeit im Sinne von ‚Geselligkeitspolitik‘ – so der innovative Leitbegriff der Tagung – kaum noch im Bewusstsein verankert. Dietmar Klenke hob hervor, dass beide Strategien, Networking und Geselligkeitspolitik, gezielte und zwanglose Kommunikation implizieren können. Der Unterschied bestehe hingegen darin, welcher Eigenwert geselligen Strukturen gegenüber ihrer Funktionalisierung für berufs- und machstrategische Interessen eingeräumt würde. So stünden bei der klassischen Netzwerkpolitik die Funktionalisierung und das Nutzenkalkül im Vordergrund, während Geselligkeitspolitik mehr Gewicht auf gesellige Bindungen und persönliche Beziehungen zwischen den Involvierten lege.

Soziabilität, wie Rainer PÖPPINGHEGE (Paderborn) in seinen einführenden Worten als These aus dem Fundus der klassischen Theorien Georg Simmels ergänzte, habe zudem zu keinem Zeitpunkt weder innerhalb der studentischen noch innerhalb der professoralen Gruppierungen ausschließlich als pure Ablenkung vom universitären wie außeruniversitären Alltag im Rahmen geselliger Informalität fungiert. Stattdessen sei sie oftmals als Mittel zur Durchsetzung und hochschul- und gesellschaftspolitischer Zielsetzungen sowie der Förderung von Karriereprozessen instrumentalisiert worden. Darüber hinaus sei es der ritualisierten Soziabilität vielfach gelungen, eine notwendige gemeinschaftliche Gegenwelt zur als bedrohlich empfundenen Konkurrenzgesellschaft der industrialisierten Welt und damit ein Klima der freundschaftlichen Nähe und der Solidarität zu schaffen. Gemäß dieser theoretischen Vorgaben wurde auch in den folgenden Vorträgen die Frage formuliert, inwiefern sich in professoralen wie studentischen Gruppen eine Instrumentalisierung geselliger Formen für politische Strategien feststellen lässt, wie sich der Faktor Soziabilität auf den Prestigestatus und den Autonomiegrad der Hochschulen auswirkte und welche immanente Rolle er bei der Frage der Elitenrekrutierung und des Elitenerhalts spielte.

Den Aspekt der Elitenbildung durch Netzwerk- und Geselligkeitspolitik thematisierten in ihren Vorträgen Marian FÜSSEL (Göttingen), Regina MEYER (Halle), Thomas BECKER (Bonn) sowie Christoph NONN (Düsseldorf) und Dietmar KLENKE (Paderborn). Marian Füssel widmete sich der „Professoralen Geselligkeit an der vormodernen Universität“, die sich in ganz unterschiedlichen Konstellationen entwickelte und die – z. B. in Form des exklusiven „Professorentisches“ – dem sozialen Zusammenhalt und der Förderung der kommunikativen Kompetenz ihrer Mitglieder zu Gute kam. Zudem konnte Marian Füssel Mitgliedschaften von Universitätsangehörigen in außeruniversitären gesellschaftspolitisch bedeutsamen Gruppierungen – namentlich zu den Logen der Freimaurer – konstatieren, die darauf hindeuten, dass vor allem die Professoren auch in die örtlichen geselligen Strukturen der damaligen städtischen Elite sehr gut integriert waren. Regina Meyer präsentierte

mit ihrem Vortrag „Der Hallesche Spirituskreis – eine Form der universitären Geselligkeit“ professorale Soziabilität, die bewusst außerhalb des universitären Raumes in der privaten Atmosphäre der heimischen Stube stattfand. Beschränkt auf höchstens zwölf Mitglieder, die sich als „Elite der Eliten“ verstanden und aus deren Mitte sich eine Vielzahl universitäre Funktionsträger rekrutierte, versammelte der Spirituskreis im späten 19. Jahrhundert in abendlichen Vortragsrunden ausschließlich Mitglieder der juristischen, philosophischen und theologischen Fakultäten. Er stellte damit ein Refugium solcher Fachrichtungen dar, die unter dem Konkurrenzdruck und Prestigeverlust durch die sich etablierenden Naturwissenschaften litten. Eine Gruppierung mit einer ähnlich gezielten Geselligkeitspolitik bildeten die „Professoren-Zirkel und akademische Freundeskreise an der Universität Bonn im 19. und 20. Jahrhundert“, über die Thomas Becker referierte. Zu diesen zählte eine Vielzahl sog. Kränzchen und Clubs, in denen sich die Bonner Professoren teilweise mit den Angehörigen der örtlichen bürgerlichen Elite zum geselligen Austausch trafen. Auffällig war neben der Präsenz von Damen in mancher dieser Gruppierungen vor allem die hohe Dichte an späteren universitären Amtsträgern, was die These nahe legt, dass auch die Bonner Kränzchen und Zirkel ähnlich dem Halleschen Spirituskreis ein Vorfeld für die Wahl zum Dekan oder gar zum Rektor der Universität bildeten. Zugleich waren die genannten Gruppen – die sich um viele weitere ergänzen ließen – Beispiele dafür, wie freiwillige gesellige Zusammenschlüsse unter Gleichen zur integrativen ‚Gegenwelt‘ zu der als verunsichernd empfundenen Konkurrenzgesellschaft der Marktmoderne wurden.

Christoph Nonn hingegen formulierte in seinem Vortrag über „Theodor Schieder als universitärem Netzwerker“ die Frage nach der Rolle des persönlichen Netzwerkes für die berufliche Karriere und kam zu dem Resultat, dass zumindest im Falle Schieders nicht nur die Geselligkeitsstrukturen, sondern auch politische Gesinnung und eine entsprechende Gesinnungsgemeinschaft maßgeblich waren. Die von allen genannten Referenten bestätigte These, nach der die Durchsetzung hochschul- wie gesellschaftspolitischer Ziele ebenso wie die Förderung individueller Karrieren in hohem Maße davon abhing, wie stark die betreffenden Personen in die universitären und bürgerlichen Geselligkeitsstrukturen integriert waren, bekräftigte auch Dietmar Klenke in seinem Vortrag über „Geselligkeit und Dozentenmobilität“. Er kam zu dem Fazit, dass die schwache Präsenz solcher Dozenten, die ihren Wohnsitz nicht am Standort ihrer Universität haben, nicht nur der inneruniversitären Soziabilität, sondern auch dem Prestigestatus und der machtpolitischen Stellung der betreffenden Universitäten im gesamtgesellschaftlichen Gefüge schade.

Im Widerspruch zur professoralen und damit zu bürgerlichen Formen von Geselligkeit standen nicht selten die geselligen Zusammenschlüsse der Studenten, hinter denen sich jedoch ebenfalls eine spezifisch studentische Form der Elitenrekrutierung sowie der Politisierung zukünftiger Eliten verbarg. Harald LÖNNECKER (Koblenz) referierte über „Geselligkeit in akademischen Vereinen und Verbindungen an deutschsprachigen Hochschulen im 19. und frühen 20. Jahrhundert“ und schilderte hierbei vornehmlich die Bedeutung der ‚bierseligen‘ und familienähnlichen verbindungsstudentischen Soziabilität und ihrer Dis-

tinktionsfunktion gegenüber der übrigen bürgerlichen Bevölkerung. So verbargen sich hinter der im parteipolitischen Sinne ‚unpolitischen‘ und durch den sog. Komment regulierten Geselligkeit der studentischen Verbindungen eine tiefe patriotische Traditionslinie sowie der Versuch, sich von den Normen und Werten der bürgerlichen Welt abzugrenzen. Matthias STICKLER (Würzburg) bestätigte diese Thesen in seinem Vortrag über „Verbindungsstudentische Geselligkeit im Spannungsfeld von bürgerlichem und antibürgerlichem Habitus“ und hob zudem die ritualisierte Soziabilität innerhalb der Verbindungen als Mittel der Selbsterziehung hervor. Demnach sollten die geselligen Zusammenschlüsse der studentischen Verbindungen vor allem die sog. „Humboldtsche Lücke“ füllen, indem sie ihren Mitgliedern jene Form der Erziehung und Sozialisierung angedeihen ließen, die im Lehrplan der modernen deutschen Hochschule nicht mehr vorgesehen war. In jene Lücke stießen auch die polnischen studentischen Verbindungen, über die Sabrina LAUSEN (Paderborn) referierte. In ihrem Vortrag „Formen von Geselligkeit in den studentischen Verbindungen der Zweiten Polnischen Republik (1918–39)“ erläuterte sie den Funktionswandel der polnischen Verbindungen vom 19. zum 20. Jahrhundert, deren gesellige Formen eine Adaption der deutschen verbindungsstudentischen Bräuche darstellten und die zunächst die patriotische Stärkung der polnischstämmigen Bildungsmigranten im fremdsprachigen Ausland, später der Eliterekrutierung im unabhängigen Polen dienten. Zudem sollte auch hier die verbindungsstudentische Erziehung aus jungen Männern politisch aktive und patriotische Staatsbürger hervorbringen.

Wo die Studenten ihre geselligen ‚Gegenkultur‘ zu sehr zelebrierten, bemühte man sich von Seiten der Universitäten um Formen der Reglementierung. Der studentischen Soziabilität und den hieraus resultierenden Konflikten mit den universitären und städtischen Behörden widmeten sich in ihren Vorträgen vor allem Christin VELTJENS-RÖSCH (Frankfurt/Main/Tübingen), Gerhard MÜLLER (Jena) und Holger ZAUNSTÖCK (Halle). Christin Veltjens-Rösch beleuchtete in ihrem Vortrag zum Thema „Akademische Gesetze und die Reglementierung studentischer Geselligkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ anhand der klassischen Landesuniversitäten Jena und Marburg exemplarisch, wie sich die Gerichte der Hochschulen nach Kräften um eine Hebung der studentischen Disziplin bemühten. Da das unrühmliche Verhalten mancher Studenten nur allzu schnell auch andernorts bekannt wurde, befürchtete man an den betreffenden Wissenschaftsstandorten, in den Augen zukünftiger renommierter Professoren nicht mehr attraktiv genug zu erscheinen. Offenbar hatte hier das allzu zügellose Verhalten der Scholaren zu der Sorge geführt, die studentische Soziabilität könne einen Prestigeverlust der Universität nach sich ziehen. Gerhard Müller (Jena) thematisierte ebenfalls anhand der Universität Jena die oft maßlose „Studentische Geselligkeit in Landsmannschaften und Studentenorden des 17. und 18. Jahrhunderts“, die nicht zuletzt zum Verbot der betreffenden Gruppierungen führte. Vor allem die Landsmannschaften, die ihre Angehörigen einer eigenen Aufsicht und Justiz unterwarfen, standen in dem Ruf, ein „Staat im Staate“ zu sein und als solcher politische Zielsetzungen zu verfolgen. Die staatlichen Behörden überwachten sie daher mit besonderer Vorsicht. Sie zählen damit zu den ersten studentischen Gruppierungen, die

aus Furcht vor einer Politisierung geselliger Gruppierungen verfolgt wurden. Holger Zaunstöck (Halle) hingegen betonte in seinem Vortrag „Freiheit – Ehre – Einheit? Studentenkultur und Denunziationspolitik im langen 18. Jahrhundert“ vor allem das Spannungsverhältnis zwischen studentischer Soziabilität und akademischer Freiheit sowie die hieraus resultierenden Konflikte zwischen den Studenten – vornehmlich den studentischen Verbindungen – und der übrigen Bevölkerung.

Der Frage nach der sozialen Funktion reaktiver Geselligkeitsstrukturen gingen Christian GEORGE (Koblenz), Wolfgang MÜLLER (Saarbrücken) und Christian SCHMIDTMANN (Hamm/Bochum) nach. Wolfgang Müller bot dem Plenum in seinem Vortrag über „Impressionen zur Studentenschaft der Universität des Saarlandes in den frühen Jahren 1948–1968. Organisationen, Aktivitäten und Vernetzungen“ einen umfassenden Überblick über die damaligen Netzwerke studentischer Gruppierungen an der örtlichen Universität. Die Vielzahl von Gruppen, die buchstäblich wie Pilze aus dem Boden schossen, zeugten von dem tiefen Bedürfnis der dortigen Studierenden, in geselligen Strukturen den Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg zu wagen. Christian Schmidtman grenzte dieses Bedürfnis in seinem Vortrag „Auf der Suche nach Gemeinsamkeit. Geselligkeit und Gruppenidentität in katholischen Studentengemeinden in den 1950er/1960er Jahren“ auf das katholische Milieu ein und hob die Abgrenzung gegenüber anderen Konfessionen hervor, die der bürgerlichen katholischen Jugend durch die soziale Distinktion gegenüber anderen Schichten die Entwicklung einer katholischen Identität ermöglichte. Zugleich konnte Christian Schmidtman anhand der katholischen Verbindungen einen Wandel von geselligen Umgangsformen belegen, indem er erläuterte, wie die katholische Aktivitas an klassischen, oft in ihren Ritualen erstarrten verbindungsstudentischen Bräuchen Kritik übte und politisierten Geselligkeitsstrukturen wie dem Arbeitskreis den Vorzug gab. Auf die Instrumentalisierung geselliger Strukturen als Distinktionsmittel wies Christian George in seinem Vortrag „Das Wiedererstarben studentischer Korporationen im Kontext gesellschaftlicher und politischer Diskurse der Nachkriegszeit“ hin, indem er auf den Kampf der Verbindungsstudenten für ihr Recht verwies, öffentlich Couleur zu tragen. Die Alliierten hatten das Tragen der studentischen Couleur in ihren Besatzungszonen über Jahre hinweg streng untersagt, da man vor allem im schlagenden Verbindungsstudenten einen Anhänger überkommener autoritärer Strukturen zu identifizieren glaubte. Der Beschluss vom Oberlandesgericht Köln im Jahre 1953 ließ das Couleurtragen wieder zu und gestattete damit den Verbindungsmitgliedern, sich auch nach 1945 öffentlich zu ihren gesellschaftlichen und politischen Zielsetzungen zu bekennen und sich hierüber auch optisch von anderen studentischen Gruppierungen zu distanzieren.

Universität und Geselligkeit – zwei Institutionen, die einander nicht ausschließen, sondern in ihrer gesellschaftlichen und politischen Dimension tatsächlich immer schon zusammen gehörten und daher als Forschungsgegenstand zukünftig mehr Beachtung verdienen sollten. Ein Tagungsband mit den genannten und weiteren interessanten Beiträgen ist in Vorbereitung. Was leider nicht publiziert werden kann, ist der gesellige Teil der Tagung, der mit einem abendlichen humoristischen Vortrag und studentischem Liedgut von

---

Raimund LANG (Hamburg) gestaltet wurde. Dieser demonstrierte anhand von praktischen Beispielen nicht nur eindrücklich, welche große Bedeutung geselligen Ritualen für die Identität und den Zusammenhalt der Universitätsangehörigen in der Vergangenheit zukam, sondern konnte auch heute noch mit seinen musikalischen Einlagen alle Tagungsteilnehmer begeistern.

## Tagungsbericht: Universitätsbau – Prinzip und Wandel

*von Dain Czeszak, Juliane Hötte, Christian Jahnke und Corinna Stelter*

Am Samstag, den 27. Oktober 2012, fand im Auditorium Maximum der Universität Paderborn die 21. Tagung zu „Fragen der Regionalgeschichte“ statt, die von Prof. Dr. Eva-Maria SENG und Prof. Dr. Frank GÖTTMANN ausgerichtet wurde. Die öffentliche Veranstaltung beschäftigte sich unter Berücksichtigung verschiedener Faktoren, wie architektonische Ausführung, raumplanerische Anlage und Lokalisierung, Integration in das städtische Raum- und Sozialgefüge, mit dem Thema „Universitätsbau – Prinzip und Wandel“.

Der erste Beitrag, referiert von Prof. Dr. Peter KRIEGER (UNAM, Instituto de Investigaciones Estéticas, Mexiko-Stadt), mit dem Thema „‘Ciudad Universitaria’ – Wege zum Verständnis der Universität von Mexiko“ beleuchtete die raumplanerische Gestaltung und Umsetzung einer Universität an dem beispiellosen Projekt der UNAM. Prof. Krieger thematisierte die Entwicklung der Universitätsbildung in Mexiko-Stadt. Die erste Universität wurde in der Wüste gebaut, später allerdings in die Stadt verlagert. Trotz der benachbarten Forschungsinstitute sollte jedoch eine Trennung zwischen Forschung und Lehre beibehalten bleiben. Die damals angelegten Rasenflächen rund um die Universität waren für die Menschen eine Erfahrung, die sie kaum woanders in ihrer Stadt erleben konnten. Heute ist der Campus allerdings von Hochhäusern umgeben. Der österreichisch-deutsch-amerikanische Architekt Herman Herrey entwickelte das Verkehrskonzept, um die Universität herum: Die 40 Kilometer lange Straße ohne Kreuzungen sollte eine effektive und vor allem raumsparende Methode darstellen. So wurde schon aufgrund der Infrastruktur die Universität von Mexiko eine autonome Universität, die dennoch auch Bezüge zu Madrid und anderen Campus-Universitäten herstellte. Bemerkenswert ist, dass sich nicht nur verschiedene Architekten in das Megaprojekt moderner Bau- und Raumformen einbrachten, sondern auch die Studenten der Universität selbst. Auch wenn sie als Universitätsstadt verstanden wird, sind dennoch nicht alle Aspekte einer Universitätsstadt gegeben. Aus Angst vor politischen Gruppierungen wurden beispielsweise keinerlei Wohnmöglichkeiten geschaffen. Es gibt lediglich ein Hochhaus als Wohnfläche für Studenten, alle anderen Baumaßnahmen wurden aufgrund von Studentenprotesten gestoppt. Die Universität in Mexiko zählt außerdem als älteste auf dem amerikanischen Kontinent. Das Konzept der Bauweise wurde stark an die Bauwerke und Tempel der Azteken angelehnt. Im Jahr 2007 wurde die UNAM ins UNESCO Weltkulturerbe aufgenommen. Auch heute noch gilt die Universität als grüner Fleck in einer extrem bebauten, aufsteigenden Stadt.

Dipl.-Ing. Heinrich MICUS (Architekt und Niederlassungsleiter des Bau- und Liegenschaftsbetriebes Nordrhein-Westfalen in Bielefeld) ergriff mit seinem Thema „Der Universitätsbau in NRW in der ‚Reformära‘ nach dem Zweiten Weltkrieg“ das Wort. Der BLB ist das Immobilienunternehmen des Landes NRW und seine Aufgabe besteht im effizienten Immobilienmanagement nach kaufmännischen Grundsätzen. Der Hochschulbereich macht hierbei das größte Beschäftigungsfeld des Bau- und Liegenschaftsbetriebes

aus. Dabei ging Dipl.-Ing. Micus vor allem auf die Hochschulentwicklung bezüglich der Studierendenanzahl in NRW ein. Zwischen den Jahren 1950 und 1960 verdoppelte sich zwar die Anzahl der Studenten von 24.405 auf 52.614 Studenten, dennoch stellt dieser natürliche Anstieg eigentlich eine Stagnation dar. Der Anteil der Studierenden an der Gesamtbevölkerung blieb weiterhin sehr gering. Erst in den 60er/70er Jahren wurde der Weg zum Hochschulland geschaffen. Dennoch treten mit diesem Weg auch Probleme auf: so müssen die Universitäten stetig erweitert und saniert werden. Die Hochschulen müssen wachsen und neue Schwerpunkte bilden, müssen sich in eigene und andere Forschungsgebiete und Institute einbetten können und die gesetzlichen Anforderungen stets erfüllen. Um dies zu veranschaulichen, stellte Dipl.-Ing. Micus zum Abschluss das Hochschulmodernisierungsprogramm vor, mit dem städtebaulichen Masterplan der Universität Paderborn. Bei anschließenden Fragen wurde vor allem das Problem der Parkmöglichkeiten an der hiesigen Universität angesprochen. Jedoch sollen die öffentlichen Verkehrsmittel und die zusätzliche Buslinie „Uni“ die Parkplatzsituation entlasten.

Im Anschluss fuhr Prof. Dipl.-Ing. Michael BRAUM, Vorstandsvorsitzender der Bundesstiftung Baukultur Potsdam, mit seinem Vortrag „Universität und Baukultur: Eine wechselseitige Beziehung“ fort. Prof. Braum vermittelte den Teilnehmern den Auftrag bundesstiftender Baukultur: die Verankerung des Themas Baukultur in der Gesellschaft. Die Universität Paderborn schafft nicht nur raumplanerische und architektonische Veränderungen, vielmehr bindet sie die Studenten durch diese auch stärker an die Stadt Paderborn. Prof. Braum machte in seinem Vortrage deutlich, in welchem wichtigen Zusammenhang die Baukultur und die Institution Universität stehen. Besonders einprägsam war das Schlusswort, welches seinen ganzen Vortrag zusammenfasste: „Baukultur ist ein Mobilé!“. Schließlich hängen mit der Baukultur viele Dinge zusammen und sie muss den verschiedensten Ansprüchen entsprechen. Sie muss angemessen sein, ästhetisch, kommunikativ und an Bedingungen angepasst. Ein weiterer interessanter Aspekt war die Unterscheidung von Campusuniversitäten und Universitäten, die in ihre Fakultäten aufgeteilt sind. Dabei sprach sich Prof. Braum eindeutig für die Campus-Universitäten aus, bei denen das Universitätsleben vielfältiger sei.

Prof. Dr. Eva-Maria SENG (Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe, Universität Paderborn) erläuterte den Teilnehmern in ihrem Vortrag „Universität und Stadt“ Möglichkeiten des Neubaus und der Umnutzung von Gebäuden für Universitäten und beleuchtete dieses Thema aus einer ins städtische Raum- und Sozialgefüge integrierenden Sichtweise. Als ein Beispiel hierfür ist Prof. Sengs Vorschlag der Nutzung von Kirchen und städtischen Gebäuden für Vorlesungen zu nennen. Prof. Seng merkte weiterhin an, dass das in Deutschland relativ weit verbreitete studentische Wohnmodell der Wohngemeinschaft kaum in anderen Staaten, mit Ausnahme von Italien, anzutreffen ist. In der Regel leben Studenten also entweder in den Universitäten angegliederten Wohnheimen, oder privat bei den Eltern. Prof. Seng betonte zum Abschluss ihres Vortrages, dass die Universität und die Stadt bei einer wechselseitigen Beziehung positiv voneinander profitieren können.

Prof. Dr. Dr. Jan HARASIMOWICZ (Universität Wrocław/Breslau) beschäftigte sich im Anschluss an diesem Vortrag mit den „Bauten der habsburgischen Jesuitenuniversität in Breslau“. Hierbei legte er seinen Fokus auf architektonische Ausführung des Universitätsbaus. Im Jahre 1702 bestätigte der Habsburger Kaiser Leopold I. die Gründung der Jesuitenuniversität. Zu den damals geplanten zwei Fakultäten sind bis heute noch sechs weitere hinzugekommen. Prof. Harasimowicz erklärte den Teilnehmern die architektonische Funktion der Aula Leopoldina. Hierbei sollte die Sinnhaftigkeit und zugleich die Schönheit der Gebäude der Universität Breslau zur Geltung gebracht werden. Dabei nutzte er viele Bilder und Visualisierungen, um das Vorstellungsvermögen der Zuhörer zu unterstützen. Somit konnte das Publikum die Unterschiede zu beispielsweise deutschen Universitäten nicht nur hören, sondern auch sehen, was seinen Vortrag sehr interessant und anschaulich machte.

Danach ergriff Dr. Hans NÄGELKE (Architekturmuseum der TU Berlin) das Wort und ermöglichte mit seinem Thema „Universitätsbau im zweiten deutschen Kaiserreich“ den Zuschauern einen Brückenschlag zum überregionalen Stellenwert von Universitäten in der Zeit von 1850 bis 1870. Um die enorme Bedeutung der Universitäten zu veranschaulichen, zitierte Dr. Nägelke Kaiser Wilhelm wie folgt: „Wer die Schule hat, der hat das Land“. Dr. Nägelke verdeutlichte damit die Annahme, dass sich in dieser Zeit ein Wandel in der Gesellschaft vollzog. Das Wissen eines Menschen verlieh ihm fortan einen größeren Einfluss. Um ein gutes Ansehen genießen zu können, trat die eigene Herkunft, zumindest ein Stück weit, in den Hintergrund. Außerdem zeigte er anhand graphischer Karten die Lage der verschiedensten Universitäten wie z. B. der Humboldt-Universität in Berlin oder der Uni in Straßburg. Dabei ging er vor allem auf die unterschiedlichen Baupläne im Vergleich ein.

Als letzter Referent der 21. Tagung der Reihe „Fragen der Regionalgeschichte“ sprach Prof. Dr. Frank GÖTTMANN (Geschichte der Frühen Neuzeit, Universität Paderborn) mit seinem aus dem raumplanerischen Blickwinkel konzipierten Vortrag „Raumprogramm als Spiegelbild der Wissenschaftsgeschichte“. Hier gab Prof. Göttmann ausführliche Definitionen zu den verschiedensten Wissenschaftsräumen. Von Laboratorien über Observatorien und botanische Gärten bis hin zu anatomischen Theatern wurden diese erläutert und in ihrem Bezug zur Wissenschaftsgeschichte dargestellt. Außerdem wagte Prof. Göttmann den Vergleich spezifischer Universitäten aus der Perspektive unterschiedlicher Epochen und Jahrhunderte innerhalb der Frühen Neuzeit. Die Universität von Paris stellte er bspw. der Universität von Bologna gegenüber, um seine Äußerung über die räumliche Abgrenzung von Universitäten im 12. Jahrhundert zu veranschaulichen. Ebenso wie Dipl.-Ing. Heinrich Micus ging Prof. Göttmann auf die Studentenzahlen – jedoch nicht im 20. Jahrhundert, sondern im 17. Jahrhundert – ein und verdeutlichte die Entwicklung der Forschung und der unterschiedlichen Modelle von Universitäten. Erkennbar war auch die Priorität in seinem Vortrag, um die Bedeutung der räumlichen Konstanten und Variablen von Universitäten herauszustellen. Prof. Göttmann rundete seinen Vortrag mit einem

Ausblick auf die Universität der Zukunft ab und regte so das Publikum zum Nachdenken an.

Die Tagung ermöglichte den Teilnehmern facettenreiche Einblicke zum Thema Universitätsbau. Es wurden regionale sowie überregionale Beispiele dargestellt und auf unterschiedliche Ebenen hinterfragt. Es hat sich herauskristallisiert, dass die Entwicklung des Universitätsbaus eine weitreichende Bedeutung nach sich zieht und das es notwendig ist, gerade in Zeiten des tiefgreifenden Universitätswandels über diese verschiedenen Sichtweisen aufzuklären.

## **„OWL – Heimat für Fremde. Migration und Integration im Kreis Paderborn nach 1945“. Anmerkungen zu einem Ausstellungsprojekt Paderborner Archive**

*von Wilhelm Grabe*

Zweifellos sind Archive „besondere Orte der Erinnerung“. Im Gegensatz zu Museen oder Bibliotheken, deren Wirken direkt in die Öffentlichkeit gerichtet ist, verrichten Archive ihre Arbeit aber zumeist unbemerkt vom großen Publikum. Um im Konzert der Erinnerungsinstitutionen mit eigener Stimme und vernehmlich wahrgenommen zu werden, hat die Öffentlichkeitsarbeit in der Praxis der Archive inzwischen einen hohen Stellenwert, neben Vorträgen, Veröffentlichungen oder Führungen vor allem in Gestalt historischer Ausstellungen. Archive brauchen sich als „Gedächtnis der Gesellschaft“ keineswegs hinter den übrigen Trägern der Geschichtskultur zu verstecken, sind sie doch Hüter authentischer Zeugnisse der Vergangenheit. Erinnerungskultur – das zeigen einige der historiographischen Großprojekte der jüngeren Vergangenheit wie etwa das Gedenken an den Westfälischen Frieden von 1648, an die Säkularisation 1803 oder die Ereignisse der Revolution 1848 in Westfalen – ist ohne aktive Beteiligung der Archive überhaupt nicht denkbar.

Viele große und kleine Archive haben in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten erfolgreich „Schätze“ aus ihren Magazinen präsentiert. Relativ neu ist der Gedanke der Kooperation auf regionaler Ebene. Auf Initiative von Johannes Kistenich vom Landesarchiv NRW – Abteilung OWL in Detmold kam es 2007/08 erstmals zur Durchführung eines gemeinsamen Projektes. Diese Ausstellung hatte die Ereignisse um den „9. 11. 1938“, die „Reichspogromnacht in Ostwestfalen-Lippe“, zum Thema und war von vornherein als Wanderausstellung konzipiert. Die Ergebnisse der Spurensuche vor Ort wurden in einem kleinen Katalog zusammengefasst.<sup>1</sup> Die vielgelobte Ausstellung ist nach der Eröffnung in Detmold Anfang Februar 2008 tatsächlich kreuz und quer durch OWL gewandert. Auf jeder dieser Stationen bestand die Möglichkeit, die „Kernaussstellung“ durch Eigenes zu erweitern, so auch in Paderborn, wo die Schau im Juni 2008 gezeigt wurde.

<sup>1</sup> „9. 11. 1938. Reichspogromnacht in Ostwestfalen-Lippe“. Gemeinsames Ausstellungsprojekt von Archiven in Ostwestfalen-Lippe, Detmold o. J. (2008).

Aus dieser erfolgreich verlaufenen Projektarbeit heraus kam es in der Folge zur Bildung eines informellen Arbeitskreises ostwestfälisch-lippischer Archive. Man wollte den eingeschlagenen Weg fortführen, wobei die vom damaligen Kulturstaatssekretär Heinrich Große-Brockhoff in Aussicht gestellte finanzielle Unterstützung eines Folgeprojektes zusätzliche Motivation verlieh. Das Thema der zu erarbeitenden Ausstellung stand rasch fest. Es sollte um Migration und Integration in OWL gehen. Nach einigen Diskussionen fokussierte man sich auf die Zeit nach 1945. Warum? „Bevölkerung“ ist kein starres und unveränderliches Gebilde (und ist es im Übrigen auch nie gewesen). Das zeigt nicht zuletzt der Blick in die jüngste deutsche Geschichte. Zuwanderung und Integration nach Ostwestfalen-Lippe stellen ein Forschungsdesiderat dar. Prognosen zufolge wird OWL 2020 der Regierungsbezirk mit den durchschnittlich jüngsten Einwohnern der gesamten Republik sein. Ursache dafür ist der hohe Anteil an Einwanderern: Mehr als jeder fünfte Einwohner, insgesamt 440.000 Menschen mit Migrationshintergrund leben hier. Grund genug mithin, diesen Sachverhalt einmal aus regionaler und zeithistorischer Perspektive zu betrachten.



Die Rolle eines Arbeitskreiskoordinators übernahm Jens Murken vom Landeskirchlichen Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen in Bielefeld. Der anfangs fluktuierende Kreis der beteiligten Archive verfestigte sich im Verlauf der insgesamt 17 Arbeitstreffen der kommenden Monate: Insgesamt beteiligten sich schließlich 15 Archive aus dem kommunalen, kirchlichen und staatlichen Bereich.<sup>2</sup> Finanziert wurde das Projekt vom Kulturstaatssekretariat des Landes Nordrhein-Westfalen; beim Projektmanagement half der Naturwissenschaftliche und Historische Verein für das Land Lippe.

Die Ausstellung „OWL – Heimat für Fremde?“, die schließlich im November 2011 in Herforder Rathaus eröffnet werden konnte, war wiederum als Wanderausstellung konzipiert.

Abb. 1: Plakat

<sup>2</sup> Folgende Archive waren beteiligt: Landesarchiv NRW / Abteilung OWL in Detmold, Kreisarchiv Paderborn, Kommunalarchiv Herford, Kommunalarchiv Minden, Stadtarchiv Bad Oeynhausen, Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld, Stadtarchiv Gütersloh, Stadtarchiv Harsewinkel, Stadtarchiv Lemgo, Stadtarchiv Paderborn, Erzbistumsarchiv des Erzbistums Paderborn, Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen in Bielefeld, Hauptarchiv der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel in Bielefeld, Archiv der Lippischen Landeskirche in Detmold und Evangelisches Johanneswerk e.V. / Stabsabteilung Archiv und Geschichtsschreibung in Bielefeld.

Die Gestaltung der Roll-Ups hatte der Bielefelder Designer Martin Emrich übernommen. Das Buch zur Ausstellung – finanziell durch den Landschaftsverband Westfalen-Lippe gefördert – konnte Anfang Februar 2012 der Öffentlichkeit vorgestellt werden.<sup>3</sup> Die „Rahmenhandlung“ stammte von den beiden jungen Historikern Michael Hallerberg und Fabian Kindt. Die beteiligten Archivarinnen und Archivare hatten Beispiele aus ihrem jeweiligen Sprengel zugeliefert. Diese vertiefenden, mit zahlreichen Abbildungen versehenen insgesamt 25 „Exkurse“ vermittelten anschaulich Eindrücke der teils bedrückenden Lebensbedingungen der Zuwanderer. Inhaltlich gliedern sich Buch wie Ausstellung entsprechend der großen Zuwanderungswellen in vier große Abschnitte: Der erste befasst sich mit der „Hypothek des Zweiten Weltkriegs“, den „Displaced Persons“ und den Vertriebenen der 1940er und 1950er Jahre. Das anschließende Kapitel beschäftigt sich mit den sogenannten „Gastarbeitern“, die seit den 1960er Jahren vor allem aus den Mittelmeerländern nach Deutschland kamen. Der dritte Abschnitt rückt die Asyldebatte der 1980er und 1990er Jahre in den Mittelpunkt, eine nicht immer sachlich geführte Diskussion, denn schließlich ist das Asylrecht im Grundgesetz verankert. Im vierten Kapitel wird die Zuwanderung nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion thematisiert, als in den 1990er Jahren hunderttausende Aus- und Übersiedler aus den Ländern des ehemaligen „Ostblocks“ zu uns kamen. Entstanden ist ein dichter und differenzierter Überblick über die Geschichte der Migration in OWL nach dem Zweiten Weltkrieg bis heute, der auch den politischen und öffentlichen Diskurs seit der Jahrtausendwende nicht ausklammert. Literaturverzeichnis und Auswahlbibliographie ergänzen die Darstellung.

Nach Herford, Bielefeld-Bethel und Lemgo machte die Ausstellung vom 4. bis 28. März 2013 in Paderborn Station, und zwar im Foyer des Kreishauses. Die vier beteiligten Partner vor Ort – Stadtarchiv, Kreisarchiv, Universitätsarchiv und Erzbistumsarchiv – waren sich von Beginn an einig, die „Basisausstellung“ um einen Paderborner Anteil deutlich zu erweitern. In mehreren Arbeitssitzungen wurde ein Konzept erstellt und dessen Umsetzung konkretisiert; die graphische Umsetzung erfolgte dann in Kooperation mit dem Amt für Geoinformation, Kataster und Vermessung des Kreises Paderborn. Insgesamt wurden 20 Ausstellungstafeln erstellt, hinsichtlich ihrer graphischen Gestaltung an die „Basisausstellung“ angelehnt. Auch inhaltlich wurde die Orientierung an den vier großen Zuwanderungswellen beibehalten. An sich wenig erstaunlich ergab die Sichtung der Quellen, dass die Phänomene der unmittelbaren Nachkriegszeit in Archiven deutlich besser dokumentiert sind als die der zurückliegenden vier Jahrzehnte. Es taten sich mithin erhebliche Dokumentationslücken auf. Ausführlich kommen in der Paderborner Migrationsausstellung daher Zeitzeugen zu Wort. Die Befragung der Zuwanderer war der vielleicht

<sup>3</sup> ARBEITSKREIS OSTWESTFÄLISCH-LIPPISCHER ARCHIVE / HALLERBERG, Michael/ KINDT, Fabian (Hg.): Heimat für Fremde? Migration und Integration in Deutschland vom zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart mit Beispielen aus Ostwestfalen-Lippe, Bielefeld 2012. – Das Buch wurde bislang durchweg positiv besprochen. Vgl. Lippische Mitteilungen 82 (2012), S. 305–307; Die Warte 158 (2012), S. 22; Archivpflege in Westfalen-Lippe 76 (2012), S. 56f.

spannendste Teil der Ausstellungsvorbereitungen. Zunächst galt es, geeignete Personen ausfindig zu machen, die dann auch bereit waren, sich quasi selbst für die Ausstellung zur Verfügung zu stellen. Bei den Gesprächen kamen dann teils bewegende Schicksale zur Sprache. Zusätzlich wurden Dokumente und Fotografien hervorgekramt, die wiederum in der Ausstellung verwendet werden konnten. Die Interviews wurden dann zu kurzen Lebensläufen komprimiert.

Der erste große Ausstellungsblock hat Flucht und Vertreibung zum Inhalt. Als eine der Hauptleistungen der Adenauer-Ära gilt die Eingliederung der Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen, mehr noch, das Bewusstsein dieser Leistung bildet eines der Konsenselemente der alten Bundesrepublik. Die Integration der Flüchtlinge war freilich ein langwieriger Prozess. Jahre vergingen, bis sich die Neuankömmlinge in ihrer neuen Heimat eingerichtet hatten und bis sie von ihren Nachbarn akzeptiert wurden. Flüchtlinge und Vertriebene trafen bei ihrer Ankunft auf Menschen, die ihrerseits mit den Folgen des verlorenen Krieges zu kämpfen hatten. Die Einheimischen zeigten wenig Bereitschaft, knappe Nahrungsreserven und beschränkten Wohnraum mit heimat- und besitzlosen „Fremden“ zu teilen. Das Aufeinandertreffen von „Zufallhabenichtsen“ und „Zufallbesitzenden“ mit unterschiedlicher Sprache und Mentalität, verschiedenartigen Sitten und Gebräuchen führte im alltäglichen Leben zu zahlreichen Problemen und Auseinandersetzungen. Dass die Integration der etwa 12 Millionen Vertriebenen und Flüchtlinge in die bundesrepublikanische Gesellschaft verhältnismäßig reibungslos gelang, ist letztlich dem viel beschworenen Wirtschaftswunder zu verdanken. Rasch expandierender Arbeitsmarkt und schnell wachsender Lebensstandard drängten die sozialen und politischen Spannungen in den Hintergrund.

1950 zählte man mehr als 1,3 Millionen Vertriebene in Nordrhein-Westfalen, etwa 10 Prozent der Wohnbevölkerung. In einzelnen Regionen – so auch in Ostwestfalen-Lippe – lag der Anteil deutlich höher. Die überwiegend ländlich-agrarische Struktur des Paderborner Landes hatte zur Folge, dass hier prozentual mehr Flüchtlinge als in den urbanen Ballungszentren untergebracht werden mussten. Im Kreis Paderborn lebten am 1. Januar 1952 15.611 Heimatvertriebene, was einer Quote von gut 14 Prozent entsprach. Im Kreis Büren lag der Anteil mit knapp 20 Prozent sogar noch höher. Da es hier nur wenig Arbeitsmöglichkeiten gab, wanderten viele der Neuankömmlinge in der Folgezeit in die Industriegebiete an Rhein und Ruhr weiter. Für Ende 1960 weist die Statistik im Kreis Büren 9.300 und im Kreis Paderborn 20.800 Vertriebene aus, was einem Bevölkerungsanteil von 14,1 bzw. 16,8 Prozent entsprach. Unter der Überschrift „Annäherung mit Hindernissen“ wird die Integration der Flüchtlinge am Beispiel der Gemeinde Wewelsburg demonstriert. Wewelsburg stellt insofern einen Sonderfall dar, als der Prozess der Integration durch die Vergangenheit als Kult- und Terrorstätte der SS zusätzlich belastet wurde. Mit dem Sozialwerk Stukenbrock wird ein weiterer Aspekt heimischer Zuwanderungsgeschichte beleuchtet. Zwischen seiner Gründung im Frühjahr 1948 bis zu seiner Schließung am 1. April 1970 durchliefen etwa 100.000 bis 150.000 Personen das Notaufnahmelager, zunächst überwiegend Alte, Blinde und Versehrte, alleinstehende Mütter mit Kindern so-

wie heimat- und familienlose Kinder und Jugendliche, dann zunehmend Spätaussiedler aus der UdSSR, Rumänien und anderen Ostblockstaaten.

Der zweite Themenblock widmet sich den Gastarbeitern: Bedingt durch den wirtschaftlichen Aufschwung in den 1950er Jahren wuchs der Bedarf an Arbeitskräften, der auch durch die Zuwanderung der Flüchtlinge und Vertriebenen nicht gedeckt werden konnte. Angesichts des zu erwartenden Arbeitskräftemangels wurde seitens der Bundesregierung wie auch von Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften die Anwerbung vor allem von nicht oder wenig ausgebildeten ausländischen Arbeitskräften propagiert. Diese Arbeitskräfte wurden in erster Linie in den Ländern des Mittelmeerraumes angeworben. Mit Italien, Spanien, Griechenland, der Türkei, Portugal und Jugoslawien wurden Anwerbeverträge geschlossen. Bis 1960 war die Zahl ausländischer Arbeitskräfte noch sehr gering, um danach sprunghaft anzusteigen. Zwischen 1955 und 1973 kamen insgesamt etwa 14 Millionen ausländische Arbeiter in die BRD, von denen knapp 11 Millionen wieder in ihre Heimatländer zurückkehrten. Die übrigen blieben in Deutschland und holten nach und nach ihre Familien nach. Bedingt durch die wirtschaftliche Rezession erließ die Bundesregierung im November 1973 einen – zunächst befristeten – Anwerbestopp. Tatsächlich sank die Zahl der ausländischen Arbeitnehmer in den folgenden Jahren. Gegenläufig war indes die Entwicklung der ausländischen Wohnbevölkerung.

Infolge des verspäteten Wirtschaftsaufschwungs in der Region Paderborn setzte eine signifikante Nachfrage nach ausländischen Arbeitskräften hier erst ab Ende der 1960er Jahre ein. Die Statistik vermerkte für 1954 gerade einmal 900 Ausländer für den Altkreis Paderborn, was einem Bevölkerungsanteil von 0,55 Prozent entsprach. 1964 lag die Quote bei 1,45 Prozent, 1969 bei 2,44 Prozent. Bis 1974 stieg der Anteil auf 5,48 Prozent, damals wurden 11.607 Ausländer im Kreis gezählt. 1983 hatten von insgesamt 228.298 Einwohnern des Kreises Paderborn insgesamt 12.387 ausländische Wurzeln (5,4 Prozent), die sich aber sehr unterschiedlich auf die einzelnen Kommunen verteilten. An der Spitze standen Bad Lippspringe mit 9,5 Prozent und Paderborn mit 7,9 Prozent, während der Ausländerbevölkerungsanteil in Altenbeken, Büren, Lichtenau und Borcheln unter 2 Prozent lag. Die allermeisten Migranten kamen aus der Türkei, es folgten Italien, Jugoslawien und Spanien. Die Fluktuation unter den ausländischen Arbeitskräften war sehr hoch. Nahezu die Hälfte aller männlichen Gastarbeiter wurde in der metallverarbeitenden und Elektroindustrie beschäftigt, die übrigen im Baugewerbe und der Holzverarbeitenden Industrie. Die Arbeitnehmerinnen waren in größerem Umfang im Bekleidungs- und Nahrungsmittelin- und im Bereich der Dienstleistungsbetriebe beschäftigt. Untergebracht waren die Gastarbeiter zum Teil in firmennahen Unterkünften. Die großen Paderborner Unternehmen, etwa die Benteler-Röhrenwerke, die Westfälische Metallindustrie oder die Marmeladenfabrik Stute, unterhielten eigene Wohnanlagen.

Ein besonders augenfälliges Beispiel für durch Zuwanderung ausgelöste Veränderungen in unserer Gesellschaft ist die Gastronomie, unter der Überschrift „Döner statt Boulette“ ins Bild gesetzt. Ein Blick in alte Telefonbücher zeigt: Wer Mitte der 1960er Jahre in Paderborn eine Gaststätte besuchen wollte, war fast ausschließlich auf deutsche Restaura-

tionsbetriebe angewiesen, die zumeist traditionelle deutsche Gasthausnamen wie z. B. Alt-deutsche Bierstube, Dom-Schänke, Hansa-Gaststätte, Kegelklausur oder Schinken-Eck führten. 1974 vermeldet die Statistik bereits 36 ausländische Betriebsinhaber im Paderborner Gastgewerbe. Dreieinhalb Jahrzehnte später hat sich das Bild bereits erheblich gewandelt: Etwa die Hälfte der Gastronomiebetriebe sind mittlerweile „ausländische“ Lokale. Neben den zahlreichen italienischen finden sich auch griechische, türkische, chinesische, indische, spanische, argentinische, englische und kroatische Restaurants.

Im dritten Themenblock spielen Asylsuchende die Hauptrolle. Bis in die 1970er Jahre hinein war eine Anwerbung als Gastarbeiter bzw. ein Nachzug als Familienangehöriger die häufigste Form des Zuzuges in den Kreis Paderborn. Nachdem mit dem Anwerbestopp 1973 dieser Weg entfallen war, kamen Ausländer vor allem auf der Suche nach Asyl nach Paderborn. Die Zahl der Bewerber blieb bis Mitte der 1980er Jahre gering, um dann bis zum Höhepunkt der Kriege im ehemaligen Jugoslawien stetig anzusteigen. Mit dem Asylkompromiss von 1993, in dem das Asylrecht erstmalig in der Geschichte der Bundesrepublik beschränkt wurde, nahm die Zahl der Asylsuchenden bis 2006 ab. Erst seitdem suchen wieder mehr Menschen Asyl in Paderborn. Ihre Herkunft ändert sich dabei stets nach den aktuellen Konfliktherden: Waren es bis Ende der 1980er Jahre vielfach Bürger aus kommunistischen Staaten, dominierten Anfang bis Mitte der 1990er Jahre Antragsteller aus dem ehemaligen Jugoslawien. Auch heute kommen noch viele Asylbewerber von dort. Bis 1960 zählt die Statistik nur wenige hundert ausländische Mitbürger in Paderborn. Im Zuge der Anwerbung von Gastarbeitern wuchs ihre Zahl auf etwa 7,4 Prozent der Gesamtbevölkerung. 1980 bildeten 9.742 Ausländer knapp 8,4 Prozent der Gesamtbevölkerung, ein Wert, um den ihr Anteil auch heute noch schwankt. Der Anteil an Asylbewerbern reichte nur 1993 mit 1.288 Personen einmal knapp an ein Prozent der Bevölkerung heran und lag 2011 mit 66 Personen bei 0,05 Prozent.

Unter den Asylbewerbern, die im Laufe der letzten Jahrzehnte nach Paderborn kamen und vielfach hier eine neue Heimat fanden, erlangten drei Gruppen besondere Bekanntheit: vietnamesische Boat People, afghanische Fußballspieler und syrisch-orthodoxe Aramäer aus der Türkei und Syrien. Nach dem Ende des Vietnam-Krieges 1975 versuchten etwa 1,6 Millionen Südvietnamesen der kommunistischen Herrschaft und Unterdrückung durch Flucht mit Schiffen und Booten über das Südchinesische Meer zu entfliehen. Viele dieser weltweit als Boat People bekannt gewordenen Menschen kamen dabei zu Tode. Den Überlebenden stand zumeist eine lange Odyssee bevor, ehe sie irgendwo auf der Welt eine neue Heimat fanden. Die erste Stadt in Nordrhein-Westfalen, die Vietnam-Flüchtlinge aufnahm, war im Dezember 1978 Paderborn. Ihre Betreuung durch die Stadt und durch Patenfamilien sowie ihre intensive Sprachschulung durch die Universität Paderborn galten als vorbildlich und stießen monatelang auf großes bundesweites Medieninteresse. Ähnlich groß war das öffentliche Interesse, als Ende März 1980 der Fabrikant und Vizepräsident des TuS Schloß Neuhaus, Josef Peitz, sechs auf abenteuerlichen Wegen vor der sowjetischen Besatzungsmacht aus ihrer Heimat nach Frankfurt/Main geflüchtete afghanische Fußballnationalspieler nach Paderborn holte. In der Folge kamen weitere af-

ghanische Spitzenfußballer an die Pader, wo sie schließlich beim 1. FC Paderborn zeitweilig eine eigene Mannschaft bildeten. Wie schon zuvor bei den Vietnamesen engagierte sich in besonderem Maße die Universität Paderborn – in der Person von Prof. Dr. Waltraut Schöler – mit Erfolg für die sprachliche und soziale Integration der Afghanen. Dass diese ihrer alten Heimat aber weiterhin eng verbunden sind, belegt die 1984 von ihnen ins Leben gerufene „Afghanistan-Hilfe Paderborn e.V.“, die mittlerweile eine Reihe bedeutender Hilfsprojekte realisiert hat, darunter die Errichtung mehrerer großer Schulen. Mit den syrisch-orthodoxen Christen aus Kleinasien kam ab den 1970er Jahren eine zahlenmäßig ungleich größere Gruppe Asylsuchender ins Paderborner Land. Verfolgung und staatliche Repressionen haben dazu geführt, dass inzwischen nahezu alle in der Türkei lebenden Syrisch-Orthodoxen ihre Heimat verlassen mussten. Heute leben hier etwa 100.000 Aramäer in Deutschland, und zwar vor allem in Ostwestfalen-Lippe. Allein die Gemeinde in Delbrück zählt etwa 1.500 Gläubige.

Der vierte Themenkomplex befasst sich mit den Aus- und Übersiedlern: Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges lebten in der Sowjetunion, Polen und anderen sozialistischen Staaten außerhalb der deutschen Grenzen etwa vier Millionen Deutsche sowie Deutschstämmige. Vor dem Hintergrund der vorangegangenen Kriegereignisse waren sie vielfältigen Repressalien, Anfeindungen und Diskriminierungen ausgesetzt. So war ihnen beispielsweise die Benutzung der deutschen Sprache untersagt. Erst mit der Entspannungspolitik der 1970er Jahre wurde die von den meisten betroffene Aussiedlung in die BRD erleichtert. Und so kamen die meisten der zwischen 1950 und 1987 nach Westdeutschland zugewanderten etwa 1,5 Millionen Aussiedler erst ab Mitte der 1970er Jahre. Nach der tiefgreifenden Politikwende der Sowjetunion unter Gorbatschow ab 1987 stiegen die Aussiedlerzahlen von Jahr zu Jahr geradezu sprunghaft an, bis auf fast 400.000 im Jahre 1990. Dann gingen die Zahlen langsam wieder zurück, heute sind es nur noch wenige Tausend pro Jahr.

Diese sogenannte „Aussiedlerwelle“ erreichte auch den Kreis und insbesondere die Stadt Paderborn, eine der davon am stärksten betroffenen Kommunen Nordrhein-Westfalens. Zwischen 1987 und 1992 kamen trotz zeitweiligen Zuweisungsstopps rund 13.000 Aussiedler in den Kreis. Noch 1978 waren es lediglich 153 gewesen. Auf dem Höhepunkt der Welle, 1990, musste allein die Stadt Paderborn rund 2.300 Personen aufnehmen und unterbringen. Der freie Wohnungsmarkt war dem nicht gewachsen. Übergangswohnheime und Notquartiere waren erforderlich. In Paderborn gab es zeitweilig mehr als 30 dieser provisorischen Unterkünfte, darunter Turnhallen, Wohncontainersiedlungen, Bürgerhäuser, Hotels und Gasthäuser, die Kulturwerkstatt das ehemalige Straßenbahndepot und das Bundeswehrlager Staumühle. Der Aussiedleranteil der Bevölkerung Paderborns liegt seitdem bei etwa 8 bis 9 Prozent.

Mit der von Ungarn ausgehenden schrittweisen Öffnung der Grenzen setzte im Herbst 1989 eine starke Zuwanderung von Übersiedlern aus der DDR und deutschstämmigen Aussiedlern aus anderen Ostblockstaaten ein. Bestandteil der innerhalb kürzester Zeit für die erste Unterbringung und Versorgung dieser Menschen aufgebauten Infrastruktur war

auch das Bundeswehrlager Staumühle bei Sennelager. Über 5.000 DDR-Bürger hatten sich in die bundesdeutschen Botschaften in Warschau und Prag geflüchtet. Nachdem diese mit Billigung ihrer Regierung am 30. September in Sonderzügen in die Bundesrepublik ausreisen konnten, drängten am 3. Oktober sogar 6.000 Flüchtlinge auf das Prager Botschaftsgebäude. Auch ihrer Ausreise per Bahn stimmte die DDR zu. Einer dieser Züge, besetzt mit 1.361 Botschafts-Flüchtlingen, traf am Abend des 5. Oktober in Sennelager ein. Diesem ersten Zug nach Sennelager folgten weitere, ab Dezember 1989 mit Aussiedlern aus Polen, der ehemaligen UdSSR und Rumänien, insgesamt 6.301 Personen. Die letzten Aussiedler verließen Staumühle am 3. August 1990.

Im Spätsommer 1998 wurde das „Netzwerk Aussiedler – Wir für uns“ ins Leben gerufen. Das Projekt hatte die Stärkung der Eigeninitiative der Spätaussiedler und ihrer Bereitschaft zur Selbsthilfe und Selbstorganisation zum Inhalt. Dazu wollte man ein Netzwerk zwischen Aussiedlern und Einheimischen, Institutionen, Verbänden und Vereinen aufbauen. Aus dieser Initiative ging dann der am 24. April 2001 gegründete Verein „Monolith e.V. – Netzwerk Aussiedler“ hervor. Als ausdrückliches Ziel wurde die Integration der im Kreis Paderborn ansässigen Aussiedler und anderer Migranten hervorgehoben. Ein konkreter Maßnahmenkatalog umfasst den kulturellen Austausch zwischen Einheimischen und Zugewanderten, Unterstützung beruflicher Eingliederungsbemühungen, Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sowie Förderung der generationsübergreifenden Integration von Familien.

Den Schlusspunkt der Ausstellung setzen die ausländischen Studierenden der Universität: „Ein Semester Paderborn: Gaststudenten aus aller Welt“. Ein Auslandsaufenthalt in der Ausbildungs- bzw. Studienphase verspricht bessere Berufs- und Einkommenschancen, ist immer häufiger eine Grundvoraussetzung für die Karriere. Das Akademische Auslandsamt der Universität Paderborn, jetzt International Office, ist Anlaufstation für Studierende, die ins Ausland wollen, aber auch für Studierende, die für ein oder zwei Auslandsemester nach Paderborn kommen. Den internationalen Studierenden bleiben nach ihrer Rückkehr an die Heimatuniversität nicht nur zahlreiche Erlebnisse und Erfahrungen, sondern eine Vielzahl an persönlichen Kontakten und Freundschaften, die häufig ihre Zeit in Deutschland überdauern. Nicht wenige Studierende verlängern um ein Semester oder kommen erneut nach Paderborn. Im Rahmen der Ausstellung kommen eine Reihe von Austauschstudentinnen und -studenten zu Wort.

Die Ausstellung „OWL – Heimat für Fremde. Migration und Integration im Kreis Paderborn nach 1945“ wurde am 4. März 2013 im Foyer des Kreishauses Paderborn unter großer Beteiligung eröffnet, wobei der von den vier Paderborner Archiven erarbeitete Teil und eine Auswahl der „Kernaussstellung“ kombiniert aufgestellt wurden.



Abb. 2: Ausstellungseröffnung

Etwa 100 Besucher wohnten der Veranstaltung bei, und das trotz einer Panne bei der Versendung der Einladungen. Viele der befragten Zeitzeugen waren mit ihren Angehörigen gekommen, außerdem zahlreiche Vertreter von Migrantenorganisationen. Vor allem die teils bewegenden Zeitzeugenberichte fanden große Beachtung. Landrat Manfred Müller äußerte in seinem Grußwort spontan die Idee, all diese Lebensgeschichten und Biographien zu sammeln: „Man muss sie aufheben und aufbereiten! Wir sollten darüber nachdenken, wie und in welcher Form ein solches Projekt umzusetzen wäre. Wir – Einheimische und Zugezogene – müssen uns nämlich besser kennenlernen. Das wird helfen, Ängste und Vorurteile abzubauen, Verständnis und Mitgefühl füreinander zu gewinnen, kurz: ein Auseinanderdriften der Gesellschaft zu verhindern.“ Die Presse berichtete ausführlich über die Ausstellung.<sup>4</sup> Insgesamt konnten die beteiligten Archivarinnen und Archivare Rolf-Dietrich Müller, Wilhelm Grabe, Anikó Szabó und Arnold Otto ein positives Fazit ziehen: Die Arbeit hat sich in jedem Fall gelohnt.

Inzwischen hat sich auch in Punkto Nachnutzung einiges getan: Teile der Paderborner Ausstellung wurden vom 19. bis 21. April 2013 auf dem Frühjahrsseminar des Deutsch-Ausländischen Freundschaftskomitees Paderborn in Willebadessen gezeigt. Komplet

<sup>4</sup> OBLAU, Meike: Wurzeln in zwei Welten. Ausstellung „OWL – Heimat für Fremde“ im Kreishaus widmet sich Zuwanderern und ihrer Geschichte, in: Westfälisches Volksblatt v. 6. 3. 2013.

konnte die Paderborner Ausstellung am Internationalen Fest der Begegnung am 30. Juni 2013 in Paderborn-Schloß Neuhaus präsentiert werden. Als weitere Station ist Delbrück vorgesehen.

Normalerweise stellt man sich unter Archiven verstaubte und weltentrückte Einrichtungen vor. Die Ausstellung „OWL – Heimat für Fremde“ wie auch die begleitende Publikation sind ein hervorragendes Beispiel dafür, dass Archive eben genau dies nicht sind und dass sie sich sehr wohl in aktuelle politische Diskurse einbringen können. Damit die Archive ihrer Aufgabe als „Gedächtnis der Gesellschaft“ weiterhin gerecht werden, müssen sie verstärkt auch die Geschichte der Zuwanderer und ihrer Organisatoren in den Blick nehmen. „Die beteiligten Archive“, so Jens Murken in seinem einführenden Vortrag, „verbinden mit der Ausstellung daher den Appell, die Geschichte der hier bei uns und mit uns lebenden Menschen, ganz gleich, wie lang sie dies schon oder noch tun, wahrzunehmen und ernst zu nehmen. Die Geschichte der Migranten bereichert uns – sie ist ein Teil von uns.“<sup>5</sup> Dem bleibt nichts hinzuzufügen.

<sup>5</sup> MURKEN, Jens: Einführung zur Eröffnung der Ausstellung „OWL – Heimat für Fremde. Migration und Integration im Kreis Paderborn nach 1945“ am 4. 3. 2013 im Kreishaus Paderborn, unveröffentl. Manuskript o. O., o. J. (Kreisarchiv Paderborn, MK 2889).

## **CREDO – Christianisierung Europas im Mittelalter Große Mittelalterausstellung in Paderborn vom 26. Juli bis 3. November 2013**

*von Petra Koch-Lütke Westbues*

*„Wir sind seit langem der Ansicht, dass Freiheit des Glaubens nicht verweigert werden sollte. [...] Darum haben wir befohlen, dass es jedermann erlaubt ist, seinen Glauben zu haben und zu praktizieren, wie er will.“*

(Vereinbarung von Mailand zwischen Konstantin und Licinius aus dem Jahre 313)

Wie wurde Europa christlich? Wie gestaltete sich dieser vielschichtige Prozess? Und was wissen wir über die Glaubensvorstellungen der Menschen, bevor sie mit dem Christentum in Kontakt kamen? Genau 1.700 Jahre nachdem mit der Vereinbarung von Mailand das Christentum vom römischen Kaiser Konstantin als Religion toleriert wurde, widmet sich 2013 eine kunst- und kulturhistorische Ausstellung unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten Joachim Gauck in Paderborn all diesen Fragen. Mit „CREDO – Christianisierung Europas im Mittelalter“ präsentieren die Stadt Paderborn, das Erzbistum Paderborn und der Landschaftsverband Westfalen-Lippe nach den Mittelalterausstellungen von 1999 und 2006 das dritte gemeinsame Ausstellungsprojekt von überregionaler kultureller Bedeutung.

Die Ausstellung veranschaulicht, wie sich das Christentum in Europa, insbesondere in Nord- und Osteuropa ausbreitete. Dabei werden die wichtigsten Etappen und kulturellen Veränderungen dieses etwa 1.000 Jahre umfassenden, vielschichtigen Prozesses thematisiert: von der Verbreitung des Christentums im römischen Reich, der Christianisierung Galliens, Irlands und der Angelsachsen bis hin zur Bekehrung Skandinaviens, Polens und der Mission im Baltikum. Die Ausstellung zeigt über 700 Exponate aus ganz Europa und den USA, darunter Zeugnisse zur Geschichte der Christianisierung wie Papyrusfragmente und Pergamenthandschriften, künstlerische Relikte aus der Merowingerzeit, irische Vortragekreuze, slawische Idole oder auch kunstvoll geschnitzte skandinavische Stabkirchenportale. Das älteste Exponat präsentiert das Diözesanmuseum. Es stammt aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. und ist die frühe Abschrift eines Briefs des Apostels Paulus an die Römer. Das jüngste Exponat im Museum in der Kaiserpfalz entstammt dem 12./13. Jahrhundert; es handelt sich um ein Flabellum, einen liturgischen Fächer, aus Kiew.

### **„Lux mundi“ – Diözesanmuseum Paderborn**

Thematisch führt das Diözesanmuseum in die Ausstellung ein. Heidnische Götterbilder verdeutlichen ebenso wie frühe Darstellungen von Jesus Christus als „Gutem Hirten“ und der Apostelfürsten Petrus und Paulus die Ausbreitung des Christentums in der Antike.



Abb. 1: Goldglas Petrus und Paulus

Ausgehend von Rom, das seit dem 4. Jahrhundert mehr und mehr zur Hauptstadt des christlichen Weltreiches wurde, führt der Weg zu den Missionaren nach Irland, England und Skandinavien.

Die wichtigste Quelle für die Bekehrung der Angelsachsen ist die *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*, die Kirchengeschichte des englischen Volkes, die vom gelehrten Mönch Beda, später Venerabilis genannt, in Jarrow in Northumberland verfasst wurde. Die Ausstellung zeigt eine sehr frühe Abschrift dieser *Historia Ecclesiastica* aus der Nationalbibliothek in St. Petersburg, die zwischen 731 und 746 in Northumbria verfasst wurde. Eine Initiale dieser Handschrift porträtiert das Abbild des Papstes Gregor dem Großen (590–604). Bei diesem Bildnis

handelt es sich um eine der ältesten figürlich geschmückten Initialen. Seine Missionsvorstellungen überschritten zum ersten Mal die Grenzen des römischen Reiches, sie beanspruchten Allgemeingültigkeit in der Welt bis ans Ende aller Zeiten.

Stein- und Metallarbeiten, aber auch die Handschriften des 8. Jahrhunderts zeugen davon, wie produktiv sich der kulturelle Austausch über die klösterlichen Zentren Irlands und Northumbriens gestaltete. Es entstand der so genannte insulare Stil, in welchem sich angelsächsischer Tierstil und irisches Spiralmuster mit der römisch-kontinentalen Bilderwelt vereinten.

Ein einzigartiges Beispiel der insularen Buchmalerei ist das selten außerhalb Rußlands gezeigte Sankt Petersburger Evangeliar aus dem 8. Jahrhundert. Seine Schmuckseiten wurden auf ganz eigenwillige Weise von mehreren Künstlern und Schreibern gestaltet. Beim Buchschmuck, der den Text der Evangelien ziert, verschmolzen keltische Muster, angelsächsische Flechtband- und Tiermotive und mediterrane Traditionen, um einen völlig neuen Stil zu schaffen. Offenbar trafen Einflüsse aus dem Norden und dem Süden Englands zusammen, die sich besonders in der ornamentalen Gestaltung der 12 Kanontafeln widerspiegeln.

Die Ausbreitung des neuen Glaubens verlief keineswegs nur in eine Richtung, sondern war ein komplexer Prozess, in dem auch das Christentum durch den Kontakt mit den fremden Kulturen Veränderungen erfuhr. Besonders deutlich wird dies in Skandinavien, dem sich die letzte Ausstellungssektion im Diözesanmuseum widmet. Kostbare Gold-

schmiedearbeiten, vor allem aber herausragende Kunstwerke der Holzschnitzkunst belegen eindrucksvoll den ganz eigenen nordischen Stil der christlichen Kunst.

### „In hoc signo“ – Museum in der Kaiserpfalz

Die mittelalterlichen Herrscher versuchten im Zuge ihrer kriegerischen Expansionszüge von Westeuropa Richtung Osten auch das Christentum in die neu eroberten Gebiete zu bringen. Besonders Karl der Große und Otto der Große spielen hier eine entscheidende Rolle. Die mit äußerster Härte geführten Auseinandersetzungen und die sich zum Teil widersprechenden Missionsvorstellungen der Herrscher und ihrer Ratgeber werden in der Ausstellung unter anderem anhand von Kriegsgerät, Kaiser- und Papsturkunden sowie wertvollen Handschriften verdeutlicht.

Neben den Sachsenkriegen erfährt vor allem auch die Christianisierung des osteuropäischen Raumes und Pannoniens Beachtung. Mitte des 6. Jahrhunderts tauchte das Volk der Awaren in Europa auf und geriet bis zum Ende des 8. Jahrhunderts immer wieder in Konflikt mit dem fränkischen Reich. Karl der Große (König seit 768, † 814) begründete seine Expansionsbestrebungen mit Bezug auf die Awaren immer auch mit dem Ziel ihrer Missionierung, die mit ihrer endgültigen Unterwerfung im Jahre 803 gelang. Von der besonderen Kunstfertigkeit der Awaren zeugt der sog. Goldschatz von Nagyszentmiklós. Entdeckt wurde der aus 23 Stücken bestehende und ca. 10 kg wiegende Schatz im Jahre 1799 von einem Bauern. Die christlichen Bezüge dieser kostbaren Fundstücke sind nicht von der Hand zu weisen. Auch wenn die Inschrift der Schale nicht endgültig entziffert werden kann, so verweist sie doch auf die Tauf liturgie.



Abb. 2: Awarenschatz,  
Schale mit Kreuzdarstellung,  
Wien

Neben der gewaltsamen Durchsetzung des Christentums erhalten aber auch friedliche Missionsinitiativen, etwa durch den Pommernapostel Otto von Bamberg († 1139), die christlichen Orden oder byzantinische Missionare, Platz in der Ausstellung und belegen die vielfältigen Formen der Verbreitung des christlichen Glaubens. Slawische Idole und Kultgegenstände aus den Regionen Osteuropas ermöglichen, Eindrücke von den fremden Lebenswelten und Glaubensvorstellungen der Slawen und ihren Gottheiten zu gewinnen. Wie alle Paderborner Großausstellungen der vergangenen Jahre schließt auch „CREDO“ regionale Bezüge nicht aus. Thematisiert werden z. B. die Bedeutung Paderborns als Missionsbistum oder die Rolle Bernhards II. zur Lippe († 1224) bei der Missionierung des Baltikums.

### **„Quo vadis“ – Städtische Galerie am Abdinghof**

Die dritte Ausstellungseinheit beleuchtet aus unterschiedlichen Perspektiven, wie spätere Jahrhunderte den Christianisierungsprozess im Mittelalter wahrgenommen und bewertet haben. Gezeigt werden Historiengemälde, symbolisch aufgeladene Bilder, Druckwerke und Alltagsgegenstände. Für die Identitätsbildung bei der Entstehung der Nationalstaaten spielte der Rückbezug auf heilige Könige wie Olaf II. von Norwegen († 1030), Wenzel von Böhmen († 929 oder 935), Stephan von Ungarn († 1038) ebenso eine wichtige Rolle wie derjenige auf bedeutende Missionare wie Patrick von Irland († 461 oder 493), Bonifatius († 754 oder 755) im Frankenreich, Adalbert († 997) bei den Slawen und Otto von Bamberg bei den Pommern. Karl der Große wurde zum Vater Europas erhoben. Die Christianisierung Europas im Mittelalter ist eine Gemeinsamkeit heutiger europäischer Staaten. So mündet die Beschäftigung mit dem Prozess der Christianisierung in Fragen nach der Identität Europas und dem Stellenwert seiner christlichen Wurzeln. Inszenierungen und interaktive Erlebnisräume versuchen schließlich wegweisend ungewöhnliche Zugänge zur Reflektion der Entwicklung zu eröffnen.

## 40 Jahre Universität Paderborn

*von Patrick Kleibold und Franke Döll*

Die Universität Paderborn feierte im vergangenen Herbst ihr 40. Gründungsjubiläum mit zwei Festwochen vom 22. Oktober bis zum 4. November 2012. Mit insgesamt 27 Events für unterschiedliche Zielgruppen, darunter sieben wissenschaftliche Vorträge und sechs kulturelle Veranstaltungen, präsentierte sich die Universität als moderne und lebendige Hochschule und gab vielfältige Einblicke in Studium, Wissenschaft und Campusleben.

Den Auftakt machte ein Festakt, an dem mehr als 600 Gäste aus Hochschule, Politik und Wirtschaft teilnahmen. Ein zweiter Höhepunkt war die Verleihung der Ehrendoktorwürde an die Literatur-Nobelpreisträgerin Herta Müller. Für die breite Öffentlichkeit stand wieder ein Tag der offenen Tür im Mittelpunkt. Zum fünften Mal waren Bürgerinnen und Bürger eingeladen, die Angebote der Universität in Lehre und Forschung kennen zu lernen.

Begleitet wurden die Feierlichkeiten von einer Jubiläums-Ausstellung, die insbesondere die Architektur des Uni-Campus in den Blick nahm. Die von Peter Freese herausgegebene Festschrift zeichnet die Entwicklung der Universität bis zur Gegenwart nach. 1972 als Gesamthochschule gegründet ist die Uni Paderborn von 2.500 auf heute rund 18.800 Studierende angewachsen. „In ihrer relativ kurzen Geschichte hat unsere Universität eine bemerkenswerte Entwicklung genommen. Wir sind mittlerweile nicht nur fest in Stadt und Region verankert, sondern haben als mittelgroße Universität auch einen guten Stand in der deutschen Hochschullandschaft“, sagte Präsident Prof. Dr. Nikolaus Risch. Auch im Internet wurde das Jubiläum auf verschiedenen Webseiten präsentiert.

### Happy Birthday Uni

Der Startschuss für die Jubiläumsveranstaltungen fiel bei einer Geburtstagsparty für alle Hochschulangehörigen am 1. August 2012. Das offizielle Gründungsdatum wurde in einer heiteren und lockeren Atmosphäre bei sommerlichen Temperaturen in Form eines kleinen Fests im Innenhof vor dem Pub gefeiert. Am späten Nachmittag kamen mehrere hundert Mitarbeitende und Studierende auf den sonnendurchfluteten Campus. Die Universitätsleitung spendierte ein paar Fässer Bier.

Präsident Prof. Dr. Nikolaus Risch erinnerte an das Engagement der vielen Menschen, die zur Entwicklung der Universität beigetragen haben und richtete seinen Dank an alle anwesenden Hochschulangehörigen. In ihrer 40-jährigen Geschichte habe die Uni viele gute, aber auch schwierige Tage erlebt. Mit dem druckfrischen Programmheft in der Hand stimmte der Präsident die Gäste auf die kommenden Jubiläums-Festwochen ein.

### Jubiläums-Festakt

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Universität Paderborn standen gleichermaßen im Fokus des Jubiläums-Festakts am 22. Oktober im Audimax. Über 600 Gäste nahmen

an der Veranstaltung teil. In einer Talkrunde berichteten Zeitzeugen von der Planung und Gründungsphase der Hochschule Anfang der 1970er Jahre. Über aktuelle und künftige Herausforderungen sprachen Vertreter aus der Hochschule, Politik und Wirtschaft in einer zweiten Gesprächsrunde auf dem Podium. Durch das Programm führte der WDR-Moderator Marcus Werner.

Es diskutierte u. a. die amtierende Wissenschaftsministerin Svenja Schulze, die auch die Festansprache an diesem Montagabend hielt. Mitarbeitende, Studierende, Vertreter von Partneruniversitäten und Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft überbrachten Glückwünsche in einem Geburtstagsfilm und per Videobotschaft.

### **Hoher Besuch aus Düsseldorf: Ministerpräsidentin Hannelore Kraft**

Bereits im Wintersemester 1989/90 war Herta Müller als Gastdozentin an der Universität Paderborn tätig, danach war sie mehrfach für Lesungen zu Gast – zuletzt 2010 kurz nach ihrer Auszeichnung mit dem Literatur-Nobelpreis. Anlässlich des Jubiläums verlieh die Universität der Schriftstellerin am 29. Oktober 2012 in Anerkennung und Wertschätzung die Ehrendoktorwürde – ihre erste in Deutschland.

Die Fakultät für Kulturwissenschaften zeichnete Herta Müller für ihre literarische Leistung und ihr politisches Engagement aus. Herta Müller selbst bezeichnete die Zeit in Paderborn als sehr prägend für ihr literarisches Selbstbewusstsein und als wichtigste Zeit in ihrem Leben. Sie sei mit großer Herzlichkeit und viel Vertrauen aufgenommen worden und habe erstmals ein Studium ohne Angst an einer westlichen Universität kennengelernt. Auf den großen Wert von Freiheit und Demokratie, den Herta Müller mit ihren Werken stets vor Augen halte, ging auch NRW-Ministerpräsidentin Hannelore Kraft in ihrer Festrede ein.

Nach der Verleihung der Ehrendoktorwürde las Herta Müller vor 600 Gästen im Audimax eine Passage aus ihrem mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Buch „Atemschaukel“ sowie aus einer kürzlich veröffentlichten Collagensammlung.

### **Wissensräume. Bauen für Lehre, Studium und Forschung**

So lautete der Titel der Jubiläums-Ausstellung, die im Audimax-Foyer zu sehen war. Im Fokus der Ausstellung stand eine Fotodokumentation über die bauliche Entwicklung des Paderborner Campus in den vergangenen 40 Jahren, ergänzt um Impressionen des universitären Alltags.

Neben den Fotos aus dem Universitätsarchiv veranschaulichten Exponate und Inszenierungen wissenschaftliche Forschungen und universitäres Leben. Ein Büro bzw. Arbeitszimmer war unter der Treppe zur Audimax-Empore aufgebaut, wo Sequenzen aus früheren Lehr- und Dokumentarfilmen der Universität in einem inzwischen historischen Computer als Dauerloop zu sehen waren.

### **15.000 Besucher erleben die Uni hautnah**

So aufwändig wie zum 40. Geburtstag ist an der Uni noch kein Tag der offenen Tür durchgeführt worden. Alle fünf Fakultäten sowie viele Einrichtungen, Institute und studentische Gruppen hatten sich akribisch auf den Besucheransturm vorbereitet und unzählige Aktionsbereiche auf dem Uni-Gelände aufgebaut, an denen es was zum Staunen und Ausprobieren gab. Rund 15.000 Besucher folgten dieser Einladung und sorgten für reges Treiben.

Einen richtigen Spiel- und Schauparcours hatten die Physiker im L-Gebäude errichtet. Dort flitzte z. B. eine tiefgekühlte Schwebbahn wie von Geisterhand geführt über eine Magnetstrecke. Nebenan drehte eine Modelleisenbahn ihre Runden. Im K-Gebäude hatten die Chemiker ihre Labore geöffnet, wo Kinder u. a. unterschiedlichen Farbgemischen auf den Grund gehen konnten. Mit Farben und Materialien konnten die kleinen Besucher auch im Kunstsilo experimentieren. Doch auch außerhalb der Unigebäude gab es viel zu erleben. Auf einem abgesperrten Parkplatz heulte der Motor des selbst konstruierten Rennwagens des Uni-Racing-Teams auf.

### **Wissenschaft ist alles – nur nicht langweilig**

Der Tag der offenen Tür war mit den Paderborner Wissenschaftstagen verbunden, die mit Stadt und dem Heinz Nixdorf Museums-Forum (HNF) begangen werden. Können Physik und Chemie, Mathematik und Informatik für Kinder spannend sein? Die Antwort überrascht wahrscheinlich niemanden, der selbst schon einmal die Wissenschaftstage besucht und so viele strahlende Kindergesichter gesehen hat. Kinder und Jugendliche für Wissenschaft und Technik zu begeistern, ist das Ziel der Tage. Gerade kreative Ideen junger Menschen sind oft Initialzündungen für Innovationen. Parallel präsentierten im Paderborner Rathaus Schulen ihre eigenen Forschungsergebnisse und im HNF konnten die jungen Forscher drei Tage lang das Abenteuer Wissenschaft hautnah erleben.

### **Chemiker zünden Jubiläums-Feuerwerk**

Ein fulminantes Feuerwerk erleuchtete zum Abschluss des Tags der offenen Tür den Abendhimmel über der Paderborner Universität. Das Department Chemie bot eine bunte Lichtershow mit vielen Bezügen zur 40-jährigen Geschichte der Hochschule. Gezeigt wurde unter anderem ein pyrotechnischer Staffellauf aus Kometen und Feuertöpfen. Als krönender Abschluss des Feuerwerks, das in bis zu 150 Metern Höhe abgebrannt wurde, erstrahlte das Jubiläums-Logo als Bodenfeuerwerk. Insgesamt wurden rund 100 Kilogramm Sprengstoff in den Paderborner Nachthimmel geschossen.

### **40 Jahre Uni-Partys**

Ab geht die Party und die Party geht ab: Zum 40. Uni-Geburtstag veranstaltete die Uni mit dem AStA die größte Studi-Party des Jahres. Über 3.000 Studierende feierten auf mehreren Floors im Mensa-, AStA- und Bibi-Foyer sowie in Hörsaal G. Die Universität un-

terstützte die Studierendenschaft großzügig. Daher konnten sich die Studierenden über günstige Eintrittskarten, eine große Auswahl an DJs und sogar über einen Live-Act freuen. Die Karten waren in Windeseile ausverkauft. Der Erlös verblieb beim AStA und kam damit den Studierenden zugute. Die Theken sowie die Garderobe wurden von verschiedenen studentischen Gruppen organisiert, die das eingenommene Geld für ihre Arbeit einsetzen konnten.

### **Zeitreise in die Gründungsjahre**

Mit einer 70er-Jahre-Party sagte die Hochschulleitung ihren Beschäftigten zum Abschluss der Festwochen Danke – nicht zuletzt für die Leistungen und das Engagement um das Uni-Jubiläum. Eingeladen waren alle Professorinnen und Professoren, wissenschaftlichen wie nichtwissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und deren Partnerinnen und Partner. Über 1.500 Gäste hatten sich schließlich zu dem Event im Mensagebäude angemeldet. Die LED-Tanzfläche füllte sich an diesem Abend des 4. November schnell, als „Europas erfolgreichste Disco- und Partyband Hot Stuff“ mit 70er-Jahre-Hits einheizte. Zur späteren Stunde legte DJ Mirko Partyhits aus den letzten vier Jahrzehnten auf und im Pub kamen beim alternativen Musikprogramm Rockfans auf ihre Kosten. Beim Essensangebot durften typische 70er-Jahre-Snacks und -Getränke wie Käsespieße, Wackelpudding und Bowle nicht fehlen. Getränke erhielten die Gäste u. a. an der „Cheftheke“: Präsidiumsmitglieder, Dekane, Dezenten und Geschäftsführer schenkten aus. Wegen der großen Resonanz und dem äußerst positiven Feedback beschloss das Präsidium im Anschluss, alle zwei Jahre eine solche Party auszurichten.

### **Offen und fair**

40 Jahre Universität Paderborn sind nicht nur ein Grund zum Feiern und zurückzublicken, sondern auch, einen Blick auf die Zukunft zu werfen. Besonders die Kultur des Miteinander-Umgehens ist der Schlüssel für eine positive Identifikation und Motivation der Mitarbeitenden und letztlich auch für den Erfolg entscheidend. Die innere Stabilität spielt gerade auch im Hinblick auf die aktuellen Herausforderungen eine sehr wichtige Rolle. Daher setzte im vergangenen Jahr ein interner Dialog über das Miteinander der unterschiedlichen Disziplinen und Arbeitskulturen, das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Verwaltung sowie über die Werte und die Kultur an der Universität ein.

Während der Jubiläumswochen waren alle Mitarbeitenden der Universität zum Podiumsgespräch „Offen und fair: Werte und Kultur an der Universität Paderborn“ im Auditorium maximum eingeladen. Basis waren die Ergebnisse einer Mitarbeiterbefragung im Frühjahr 2012. Unter der Moderation von Prof. Dr. Hans-Joachim Warnecke konnten alle Beschäftigten direkt mit dem Präsidium über das Thema Werte und Kultur diskutieren. Im Mittelpunkt standen so wichtige Fragen wie: „Wie wollen wir eigentlich miteinander umgehen? Welche Werte sind uns dabei wichtig? Und wie können wir dieses Miteinander im Arbeitsalltag umsetzen und sicherstellen?“ Die Podiumsdiskussion war Teil eines Prozesses, der zu unterschiedlichen Verbesserungsmaßnahmen und einer gemeinsamen Werteorientierung führen soll.

### **Universitätsstadt für zwei Wochen**

Während des Jubiläums zeigte sich, dass die Universität endgültig in der Stadt angekommen ist. Für die zwei Jubiläumswochen wurden die Paderborner Ortsschilder mit dem Zusatz Universitätsstadt versehen. Bürgermeister Heinz Paus signalisierte mit dieser Geste – wenn auch nur auf Zeit –, dass die heimische Politik durchaus um die Bedeutung der Hochschule weiß. Auch Landrat Manfred Müller unterstrich die besondere Bedeutung der Hochschule: „Wir können uns glücklich schätzen, dass wir eine solche Universität vor der Haustür haben. Sie trägt dazu bei, dass wir Wachstum in der Region haben“, sagte er beim offiziellen Jubiläumsakt. Gemeinsam mit Bürgermeister Heinz Paus überreichte er Präsident Nikolaus Risch das Modell eines Autobahn-Schildes mit dem Hinweis „Universität“ unterhalb der Aufschrift „Paderborn-Zentrum“.

### **Plakatausstellung in der Stadtverwaltung**

Auch das Paderborner Stadtarchiv griff das Uni-Jubiläum auf und zeigte im Bilderbogen des Stadthauses aus seiner umfangreichen Sammlung eine Auswahl an Plakaten aus der Universität, die dem Betrachter ein sowohl optisch als auch inhaltlich abwechslungsreiches und buntes Bild der Hochschule vermittelten.

Circa 80 Plakate aus vier Jahrzehnten spiegelten nicht nur den Bildungsauftrag der Hochschule wider, sondern auch, in welchem Ausmaß die Paderborner Hochschule das gesellschaftlich kulturelle Leben der Stadt und der Region bereichert und geprägt hat: Theateraufführungen der Studiobühne, Ausstellungen der Kunstschaffenden, Schriftstellerlesungen, gelehrte Vorträge, wissenschaftliche Tagungen, Konzerte, Sportveranstaltungen, Bälle und Feten, Hochschulpolitik, Tage der offenen Tür und vieles andere mehr.

### **Christmas Revisited 2012**

Zum Abschluss ihres Jubiläumsjahres konnte die Universität Paderborn ein besonders hochkarätiges Musikensemble gewinnen: Die WDR Big Band Köln trat am 19. Dezember mit ihrem Weihnachtsprogramm im Audimax auf. Das Konzert wurde live vom WDR3 übertragen. Die WDR-Jazzler hatten sich ein Weihnachtsprogramm der besonderen Art einfallen lassen – ein bisschen schräg, mit viel Humor, aber keineswegs gegen den Geist der stimmungsvollen Jahreszeit. Alte Weihnachtslieder wurden neu aufbereitet, harmonisch nachgewürzt und auf sanft groovende Bässe gesetzt. Als Gast war Will Lee mit dabei, einer der weltbesten E-Bassisten. Er gehört seit Jahrzehnten zur Hausband des amerikanischen Talkshow-Königs David Letterman und hat mit Größen wie Liza Minelli, Barbara Streisand und Diana Ross gearbeitet. Will Lee ist auch selbst ein begeisterter Sänger. Ein weiterer Stargast war der vielseitige Schlagzeuger Wolfgang Haffner. Leitung und Arrangements lagen in den Händen des New Yorkers Michael Abene.

Einen Blick auf das Programm und die zahlreichen Jubiläumsprojekte vermitteln die Webseiten der Universität: [www.upb.de/40jahre](http://www.upb.de/40jahre)

## **Historische Kommission beruft Eva-Maria Seng**

*von Michael Wittig*

Die Zweite Vorsitzende unseres Vereins, Professorin Dr. Eva-Maria Seng vom Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe des Historischen Instituts der Universität Paderborn, ist im Mai dieses Jahres als ordentliches Mitglied in die Historische Kommission für Westfalen aufgenommen worden. Dazu gratulieren wir ganz herzlich.

Unter den sechs landeskundlichen Kommissionen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe ist die Historische Kommission die größte. Neben der wissenschaftlichen Erforschung der westfälischen Landesgeschichte befasst sich die Kommission vornehmlich mit der Veröffentlichung von Quellen und Darstellungen; zu den weiteren Aufgaben gehört das Ausrichten von Tagungen und Vortragsveranstaltungen in Kooperation mit vielfältigen Partnern. Materialien, Tagungsberichte sowie das Publikationsverzeichnis werden von der Historischen Kommission online zur Verfügung gestellt; auch bereits vergriffene Publikationen werden zunehmend in digitaler Form kostenlos angeboten.

## Prämierung von Geschichts-Facharbeiten mit regionalgeschichtlichem Schwerpunkt

Von Michael Wittig

Auch in diesem Jahr wurden von Gymnasien aus den Kreisen Paderborn und Höxter wiederum Geschichts-Facharbeiten mit regionalem Themenschwerpunkt eingereicht. Ein Team mit fachlicher und pädagogisch-didaktischer Qualifikation hat diese gesichtet. Hier sollen die in 2013 prämierten Arbeiten kurz vorgestellt werden.

Als beste Arbeit bewertet wurde die von Gregor Christiansmeyer vom Mauritius-Gymnasium, Büren, eingereichte Untersuchung über das „Kondominium über Lippstadt“. Nach intensiver Archivarbeit und in großer Selbstständigkeit – so seine Fachlehrerin Hilla Jürgensmeier – hat Christiansmeyer das sich wandelnde Nachbarschaftsverhältnis zwischen dem Haus Lippe, Kleve-Mark beziehungsweise Brandenburg-Preußen und den Einwohnern der Stadt vom 15. bis ins 19. Jahrhundert nachgezeichnet und diese schwierige Materie gut verständlich dargestellt.

Die Arbeit der auf Platz 2 Gesetzten reichte der Geschichtslehrer Hermann Großvollmer vom Gymnasium St. Xaver, Bad Driburg, ein. Viktoria Deermann ist durch das Lied der Band *Die toten Hosen* über die Moorsoldaten und die eigene familiäre Beziehung ins Emsland auf ein dort während des Dritten Reiches errichtetes Arbeitslager gestoßen und hat sich mit dessen Geschichte sowie den Auswirkungen auf die dortige Bevölkerung auseinandergesetzt. Auch zwei weitere Facharbeiten kamen von der Driburger Schule: Aron Rieckmann hat sich mit den unterschiedlichen Krieger-/Gefallenendenkmälern in seiner Heimatstadt beschäftigt, die den Wandel von Heldenverehrung bis zur Trauerbewältigung mit christlichen Motiven zeigen. Ebenfalls der Heimatort stellte das Thema für Niklas Möller aus Altenbeken, der die Bedeutung der Eisenbahn für den Ort und seine Bewohner in Geschichte und Gegenwart darstellte.

Drei Arbeiten haben auch die beiden Fachlehrer Frau Birte Dietrich und Herr Alex Brämer vom Goerdeler-Gymnasium, Paderborn eingereicht: die Oberstufenarbeiten von Katharina Wenderott, Marius Brettner und Sebastian Schlesong. Frau Wenderott hat sich mit der Bedeutung des Paderborner Hellwegs für die Entwicklung und den Handel der Stadt auseinandergesetzt; Spuren davon sieht sie noch heute in der Stadt, beispielsweise in der Bauart von Häusern im Schildern. Herr Schlesong hat sich mit den Plänen der Nationalsozialisten zum Ausbau der Wewelsburg zu einem ideologischen Zentrum beschäftigt und nach deren zentraler oder marginaler Bedeutung im Dritten Reich gefragt. An diesem Ort hat sich auch Herr Brettner umgehört, der mit heutigen Bewohnern an der Stelle des einstigen KZ Niederhagen, sowie mit Regionalgeschichtlern über den Umgang mit dieser problematischen Vergangenheit sensible Gespräche geführt hat.

Der *Verein für Geschichte* hat für diese Arbeiten einen Geldpreis ausgelobt. Ferner bieten wir den Preisträgern eine Schnuppermitgliedschaft in unserem Verein an. Die Preise wur-

den den Preisträgern in ihren Schulen vor der versammelten Jahrgangsstufe und den zuständigen Lehrern im Beisein der Presse vom Vorsitzenden übergeben.



**CARL HEINZE: Mittelalter Computer Spiele. Zur Darstellung und Modellierung von Geschichte im populären Computerspiel (Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen), Bielefeld: Transcript 2012, 342 S., zahlr. z. T. farb. Abb., 33,80 €.**

„Historische“ Computerspiele sind unter männlichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen ein äußerst populäres Medium. Und hier wiederum ist das Mittelalter – nach dem Zweiten Weltkrieg – die am häufigsten „bespielte“ Epoche. Gemessen an Umsatzzahlen und Produktionsbudgets stellen sie die Filmindustrie in den Schatten und dürfen sich durchaus mit den beliebtesten historischen Romanen vergleichen lassen. Das alles ist der geschichtskulturellen Forschung nicht entgangen, so dass Carl Heinze mit seiner Freiburger Dissertation kein inhaltliches Neuland betritt, er gleichwohl aber allein durch den Umfang und die Systematik seiner Betrachtungen Originalität beanspruchen kann.

Er unterzieht die beliebtesten Spiele des Genres einer Prüfung hinsichtlich der darin verwendeten Spiellogik und des somit produzierten Geschichtsbildes. Der Autor nimmt bewusst von „Korrektheitsprüfungen“ der präsentierten Geschichtsbilder Abstand, indem er die Existenz einer objektiven historischen Wahrheit negiert. Das ist zu akzeptieren, entbindet die Fachwissenschaft jedoch nicht davon, populäre Geschichtsdarstellungen auf Plausibilität zu prüfen. Selbst wenn man Computerspiele als kommerzielle Produkte oder Simulationen ohne Bildungsanspruch betrachtet, so müssen sie sich doch an Plausibilitätskriterien messen lassen. Denn eine Simulation ist nur dann gut, wenn sie dem „Original“ möglichst nah kommt. Wenn der Historiker also nicht sicher sein kann, wie die historische Wirklichkeit im Mittelalter ausgesehen hat, dann kann er aber immerhin begründete Aussagen darüber treffen, wie sie eben nicht ausgesehen haben wird. Und da gerade „historische“ Computerspiele mit ihrem Authentizitätsanspruch werben, muss es daher erlaubt sein, Defizite zu benennen.

Heinze scheut sich nicht, dies zu tun. So zeigt er, dass Religion in rein funktionalisierter Form mit entsprechender Wachstumslogik präsentiert und das gesamte Mittelalter dadurch „säkularisiert“ wird. Man hätte noch weitere mindestens ebenso gewichtige inhaltliche Defizite nennen können: beispielsweise die mangelnde Thematisierung von Eigenbehörigkeit, Lehnswesen oder Ständegesellschaft sowie die Verwendung eines doch reichlich modern anmutenden Staatlichkeitskonzepts. Wer in die Spiele eintaucht, erlebt eine historistisch-idyllisierte Variante kapitalistischen Wirtschaftens. Am Ende muss auch der Autor eingestehen, dass das wissenschaftlich abgesicherte Mittelalterbild den Spieleentwicklern „völlig unbekannt“ ist. Wer hätte das gedacht?

Rainer Pöppinghege, Paderborn/ Münster

**BERND ZYMNER: 100 Jahre Auferstehungskirche in Brakel – „eine neue, völlig eigene Kirche, die evangelischen Begriffen entspricht (Brakeler Schriftenreihe, Bd. 24), Brakel 2012, 160 S., 74 Abb.**

Das 19. Jahrhundert ist in seiner Vielfalt der Transformationsprozesse nur schwer auf einen Nenner zu bringen und manche seiner Problemstellungen sind noch offen. Es wurde vorgeschlagen, dieses Jahrhundert als ein zweites Konfessionelles Zeitalter zu bezeichnen. Damit wird aber ein Aspekt überbelichtet, auch wenn die konfessionellen Auseinandersetzungen im 19. Jahrhundert heftig geführt wurden. Diese Spannungen beleuchtet die Schrift Zymners zum hundertjährigen Jubiläum der Erbauung der evangelischen Auferstehungskirche in Brakel (Kreis Höxter). Die Kirchengemeinde Brakel gehört zu zentralen Gemeinden in der Diocese (heute Kirchenkreis) Paderborn. Mit der Inbesitznahme des Hochstiftes Paderborn durch das Königreich Preußen 1802/1815 entsteht wieder protestantisches Leben in dieser Region. Die Schwierigkeiten einer im 19. Jahrhundert neugegründeten evangelischen Kirchengemeinde in der katholischen Diaspora macht dieses Buch deutlich. Diese machen sich zunächst an dem zugewiesenen Kirchengebäude, der Kapuzinerkirche in Brakel fest, die wie viele Kirchen, die vom preußischen König an evangelische Gemeinden zum Gottesdienst übereignet wurden, die Einschränkung eines Rechts zur Mitbenutzung von Seiten der katholischen Kirche hatten. Dieses Recht zur Nutzung führte immer wieder zu Streitigkeiten. Hier geht die Kirchengemeinde Brakel schließlich einen anderen Weg als etwa die Gemeinde in Warburg, die ihre Auseinandersetzung um die Kirche bis zum Reichsgericht führte und im Rahmen einer Kirchenrenovierung in den 1890er Jahren die katholische Ausstattung der Kirche bis auf den Hochaltar entfernen konnte. Hier war die Brakeler Gemeinde offensichtlich in einer schwächeren Position, der zum Entschluss eines Kirchenneubaus führte. Zugleich war der Unterhalt der zugewiesenen Kirchen in alle Fälle für die kleinen evangelischen Gemeinden mit entsprechend beschränkten finanziellen Mitteln nur schwer zu stemmen. Der Verfasser gibt auch einen Einblick in das damals von Feindschaft getragene Verhältnis der Konfessionen, bei dem es zur Störung von Gottesdienstes oder zum Entfernen eines in der Kapuzinerkirche aufgehängten Lutherbildes kommen konnte. Ein Jubiläum bietet meist den willkommenen Anlass für einen Rückblick. In unserem Fall nutzt der Verfasser das 100-jährige Bestehen der Auferstehungskirche in Brakel um die Bedingungen für den Bau einer eigenen evangelischen Kirche im Jahr 1911/12 nach zu zeichnen. Dazu hat er archivalische Studien nicht nur vor Ort, sondern auch im Landesarchiv und dem Archiv der Westfälischen Landeskirche betrieben. Zymner lässt viele Quellen in Zitaten zu Wort kommen und stellt diesen eine Reihe von Abbildungen zur Seite, so dass ein eindrückliches Bild der Vorgänge, die zur Erbauung der Kirche und ihrer Geschichte gehören, entsteht. Der Blickwinkel ist entsprechend auf den Bau der Kirche und des Pfarrhauses beschränkt und verlässt den Horizonts Brakels nicht. Die Planung der Kirche geht auf den Brakel Architekten Anton Didden zurück, dessen Entwurf mit einem großen Altarraum die Gemeinde überzeugte. Ansonsten folgt die Kirche den Vorgaben des Eisenacher Kirchenregulativs von 1861 und ist somit neugotisch aufgeführt. Von den aufwändigen Glas-

fenstern haben sich bis heute lediglich das Luther- und das Melanchthonfenster erhalten und zeugen von der qualitätvollen Ausstattung. Ebenso erhalten hat sich die von Kaiserin Auguste Viktoria gestiftete Altarbibel. Die weitere Geschichte der Kirche (Beschädigung im Krieg und Wiederherstellung) lassen das Buch ausklingen. Für die Geschichte der Kirchengemeinde, sowie die Lokal- und Regionalgeschichte ist dieses Werk gedacht und hat hier seinen Sitz im Leben. Zwar greift der Verfasser auch in die geschichtlichen Entwicklungen der Kirchengemeinde aus, jedoch immer im Hinblick auf den Neubau der Auferstehungskirche. Spannende Perspektiven ergeben sich, wenn man die Darstellung des Verfassers in den Rahmen der Entwicklung des Diasporakirchenkreises Paderborn im 19. Jahrhundert stellte, zu dessen ersten Kirchengemeinden Brakel gehört. Vieles Aspekte der Geschichte des Protestantismus im Hochstift Paderborn von der Reformation bis heute harren noch der Aufarbeitung und Beschreibung, sodass mit der Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum der Auferstehungskirche dazu wieder ein ansprechend gemachter Mosaikstein vorgelegt wird.

Richard Janus, Borchlen

**PETER KARL BECKER: „Allerbester Melchior!“ Melchior Ludolf Herold – Initiator der Industrieschulbewegung im Herzogtum Westfalen (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte, Bd. 68), Paderborn: Bonifatius 2011, 268 S., 34,80 €.**

Bei dem vorliegenden Werk von Peter Karl Becker handelt es sich um eine sehr gut lesbare Dissertation im Fache Wirtschaftswissenschaften an der Universität Paderborn. Vor allem anhand von Primärquellen stellt Becker Leben und Werk des Hoinkhäuser Pfarrers und Volksaufklärers Melchior Ludolf Herold (1753–1810) im kurkölnischen Herzogtum Westfalen dar.

Schon das erste Kapitel zu Thema, Forschung und Methode zeigt deutlich, dass Becker ein bislang weitgehend vernachlässigtes Forschungsfeld bearbeitet. Leider lässt er sich nicht über die Gründe für die „teilweise das Persönlichkeitsbild Herolds und das Gesellschaftsbild jener Zeit verzerrenden Rezeption der Nachwelt“ (S. 32) aus. Dass das Ende und die Abwicklung der Heroldschen Industrieschulstiftungen ausgerechnet 1939 erfolgten, passt vielleicht in diesen Zusammenhang. An anderer Stelle beschreibt Becker den „langsamen Niedergang von einer interdisziplinär umfassenden Kategorie hin zu einer rein wirtschaftlichen Größe“ (S. 230) und die „Logik des Kapitals, die sich durchsetzt und den ursprünglichen Primat der Pädagogik in der Allianz von Schule und Wirtschaftsbetrieb aushebelt“ (S. 231). Wie auch immer: Die Aufklärung in Westfalen – und zwar unabhängig von ihrer jeweiligen konfessionellen Ausrichtung – ist erst in Ansätzen erforscht; schon aus diesem Grund dürfte die Monographie Beckers über Herold den Rang eines Standardwerkes beanspruchen.

Herold war „nicht nur Pfarrer, sondern gleichzeitig auch Landwirt, Verwaltungsmann, Pädagoge und Jurist“ (S. 33); seine genealogischen Forschungen bilden das Fundament für Beckers Darstellung von dessen Herkunft und Sozialisation, dessen hymnologische Kom-

petenz wird ebenfalls angemessen gewürdigt. Dieses weite Interessenspektrum war im 18. Jahrhundert eher die Regel als die Ausnahme. Becker sieht zwar die daraus resultierende Notwendigkeit zur Interdisziplinarität, vermag ihr aber nicht immer ganz gerecht zu werden. Die Grenzen der wirtschaftswissenschaftlichen Betrachtungsweise zeigen sich etwa bei der geistesgeschichtlichen Verortung von Herolds Wirken, insbesondere anhand fehlender Vergleiche zu durchaus vorhandenen Parallelerscheinungen – etwa zu Bernhard Heinrich Overberg (1754–1826) und dessen *Anweisungen zum zweckmäßigen Schulunterricht für die Schullehrer im Münsterland* (Münster 1793), dessen *Allgemeiner Schulverordnung für das Münsterland* (1801) oder zu dem anonymen Aufsatz „Ueber die Bildung der Kinder zur Industrie“ in den vom Katholiken Heinrich August Vezin (1745–1816) zu Osnabrück herausgegebenen *Westphälischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen* 1800/44f., Sp. 361ff.

Die schmale Quellenbasis von Herolds Schriften bzw. Autographen mag ein Grund dafür sein, dass Becker fast ausschließlich Vertreter des lutherischen Philanthropismus (Campe, Wagemann und Lachmann) als ideengeschichtliche Quellen für die Gründung von Industrieschulen anführt, ohne deren Rezeption durch Herold nachweisen oder belegen zu können; gleiches gilt für die beiden katholischen Schulreformer Johann Ignaz v. Felbinger (1724–1788) und Ferdinand Kindermann v. Schulstein (1740–1801).

Die geradezu fürstliche Besoldung der ersten Hoinkhäuser Industrieschullehrerin Christiana Pellmann in Höhe von jährlich 140 Reichsthalern (S. 106) aus Herolds eigenem, später in eine Stiftung umgewandelten Vermögen verweist nach Auffassung des Rezensenten indessen auf das direkte Vorbild des preußischen Schulreformers Friedrich Eberhard v. Rochow (1734–1805) und seines Lehrers Heinrich Julius Bruns (1746–1791): Dieser erhielt von seinem Patron jährlich 180 Reichsthaler, also das Doppelte bis Dreifache des damaligen Durchschnittsgehaltes. Ein analoges Verhältnis wird man auch für die Schulmeisterstelle zu Hoinkhausen unterstellen dürfen, zum einen wegen der unterschiedlichen Kaufkraft des Geldes an beiden Orten, zum anderen, weil es sich bei Herold im Gegensatz zu v. Rochow um keinen Gutsherrn, sondern um einen Landpriester handelte. Ferner wurde v. Rochow auch in anderen Landesteilen Westfalens auf breiter Front rezipiert; vgl. etwa den o. g. Aufsatz in den *Westphälischen Beyträgen*. Für den ländlichen Bereich Brandenburgs entworfen, ließ sich die Reckahnsche Pädagogik ganz natürlich und leicht auf andere ländliche Bereiche wie das kurkölnische Herzogtum Westfalen übertragen.

Dass Herolds Industrieschulenmodell eine bewusste Adaption philanthropischer bzw. reckahnscher Pädagogik für den josephinischen Reformkatholizismus gewesen ist, wird nicht zuletzt anhand der Wahl des Heiligen Franz von Sales (1567–1622) als Patron für die Hoinkhäuser Schule deutlich. Der vor allem für die Gegenreformation und Schulreform in der Gegend von Genf bedeutsame Heilige „zieht sich wie ein roter Faden durch Herolds pädagogische Aktivitäten“ (S. 110).

Wie unerhört positiv und im tiefsten Sinne ökumenisch diese Adaption des lutherischen Philanthropismus gewesen ist, zeigt Herolds groß angelegte Würdigung des Bischofs und Schulreformers Franz von Sales: „Unsere Mutter, die katholische Kirche, stellt uns die Heiligen zur öffentlichen Verehrung dar, nicht, dass wir unser Vertrauen mehr

auf selbe, als auf Gott und die Verdienste Jesu Christi setzen sollen, sondern dass wir durch das Beyspiel der Heiligen zur Tugend und zu einem gottgefälligen Lebenswandel sollen aufgemuntert werden“ (S. 112). Ultramontanismus und Erweckung sollten diesen schon von beiden Konfessionen erreichten Konsens an aufgeklärter Orthopraxie dann im 19. Jahrhundert zugunsten ihrer jeweiligen strukturkonservativen Doktrin verspielen.

Zutiefst ökumenisch ist auch die von Herold erstmals 1803 herausgegebene, weit verbreitete und in zahlreichen Ausgaben nachgedruckte hymnologische Sammlung *Der heilige Gesang oder vollständiges katholisches Gesangbuch für den öffentlichen Gottesdienst und die häusliche Andacht*, nicht nur um der auch darin enthaltenen Choräle protestantischer Liederdichter willen (vgl. S. 126), sondern schon aufgrund des programmatischen Titels. Dieser erinnert an die zeitgleich entstandenen *Christlichen Religionsgesänge zur häuslichen und öffentlichen Gottesverehrung für die evangelischen Gemeinden der Grafschaft Schaumburg, lippischen Antheils* (Bückeburg 1804) oder das *Gesangbuch für das Fürstenthum Minden, nebst einer Sammlung von Gebeten für die öffentliche und häusliche Andacht* (Minden 1806). Ein Vergleich dieser Gesangbücher untereinander wie auch mit dem „Berliner“ *Gesangbuch für die Königl.-Preuß. Lande* aus dem Jahr 1780 oder dem von Johann Wilhelm Reche (1786–1835) 1800 herausgegebenen *Christlichen Gesangbuch für die evangelischen Gemeinden im Großherzogtum Berg* wäre sicherlich reizvoll gewesen.

Becker verweist auf Herolds Einführung des Salzburger Gesangbuchs im Jahre 1787 (S. 123); dieses Erzbistum war ab 1772 unter dem geistlichen Musterfürsten Hieronymus v. Colloredo (1732–1812) zum Schrittmacher der josephinischen Aufklärung geworden. Ähnlich geprägt war der hochgebildete Generalvikar des Bistums Konstanz, Ignaz Heinrich Franz v. Wessenberg (1774–1860), welcher Herolds Gesangbuch äußerst positiv aufnahm (vgl. S. 130 f.).

Während im protestantischen Bereich die sog. „rationalistischen“ Gesangbücher im Verlauf des 19. Jahrhunderts diffamiert und als Beiträge zur „Geschichte der Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen“ – so der einschlägige Titel von Paul Graff aus dem Jahr 1939 – abgetan wurden, entwickelte sich katholischerseits das Heroldsche Gesangbuch als „erfolgreichstes Verlagserzeugnis der Aufklärung mit breitester und nachhaltigster Wirkung in Westfalen“ (S. 139). Somit wurde es zum Vorläufer des *Sursum Corda* bzw. des *Gotteslobs* (S. 135–140). Das ist ein Beleg dafür, wie tief die aufklärerische Frömmigkeit auch im Katholizismus verwurzelt war und wie nachhaltig sich das menschliche Grundbedürfnis nach einer vernunftgemäßen Gottesverehrung in dieser Konfession behaupten konnte.

Es gehört zu den Stärken von Beckers Werk, dass es für den denkenden und forschenden Leser mehr Fragen aufwirft als beantwortet. Auch in Zukunft wird es wohl noch viele wissenschaftliche Impulse setzen. Zusammen mit Jochen Krenz, *Konturen einer oberdeutschen kirchlichen Kommunikationslandschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts* (Bremen 2012) gehört es zu den wichtigsten Neuerscheinungen zur katholischen Aufklärung in Westfalen. Der geistige Austausch zwischen den protestantischen und katholischen Territorien dieser Region scheint sehr viel ausgeprägter, die inhaltlichen Übereinstimmungen zwischen ihren Vertretern sehr viel enger, als bisher angenommen.

Eine weitere Erforschung der Aufklärung wird diese im 19. Jahrhundert verschüttete ökumenische Basis freilegen, welche weiter und freier und vor allem tragfähiger war als alle institutionalisierten Bemühungen unserer Zeit. Denn die Aufklärer beider Kirchen wussten, dass sich die vitale Religion Jesu Christi ausschließlich auf Geist gründen kann. Nicht allein der Staat, wie Becker (S. 233) meint, sondern sämtliche Institutionen, auch die Wirtschaft und selbst die verfassten Kirchen, fordern aber immer wieder und wieder nur „treue Untertanen; die Gesellschaft, insbesondere auch die Aufklärungsphilosophen, wollen dagegen einen mündigen Bürger erziehen.“

Dieser Gegensatz ist heute aktueller denn je. Bei Herold – und nicht nur bei ihm – resultiert der pädagogische Impuls aus einem dezidiert religiösen Motiv, aus dem Ineinander und nicht aus einem dialektischen Gegeneinander bzw. gegeneinander Ausspielen von Glaube und Vernunft, wie Becker (S. 250) abschließend konstatiert: „Als Priester und Pädagoge, als Ökonom und Philosoph am Puls seiner Zeit, zeigt er in seinem Leben und Werk die Zukunftsgewandtheit auf, die notwendig ist, um wirklich industriös zu sein. Aufklärung ist für ihn die Verbindung von Tradition und Moderne[,] und so entwickelt er Konzepte, die geeignet sind, individuelle und soziale Entwicklungen zu lenken. Gesellschaftliche Wohlfahrt ist für ihn die Folge persönlicher Freiheit[,] und so sind Aufklärung und Industrie die zentralen Begriffe, die zukunftsweisende Momente in sich tragen: Information und Wissen.“

Frank Stückemann, Soest-Meiningsen

**NORBERT BÖRSTE (HG.): Lichtgewänder. Raum, Licht und Farbe im Hohen Dom zu Paderborn vom Mittelalter bis heute (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Bd. 69/ Schriftenreihe des Förderkreises des Historischen Museums im Marstall von Paderborn-Schloß Neuhaus e. V., Bd. 5), Paderborn: Bonifatius 2012, 441 S. mit 404 größtenteils farbigen Abb., 68,- €.**

Sakrale Räume führen uns oft wie an keinen anderen Orten durch die Jahrhunderte in die Vergangenheit zurück, lassen uns einen vagen Eindruck vom Glaubensmittelpunkt einer christlich geprägten Gesellschaft gewinnen, der in verwandelter Form die Zeiten überdauert hat und zu bestimmten Zeiten bei Anbruch des Tages oder einbrechender Nacht noch scheinbar seine ursprüngliche Aura und Gestalt spüren, zumindest erahnen lässt. Die Verglasung eines Kirchenraums bestimmt das Raumerlebnis entscheidend. Mit dem Versuch den Wandel der „Lichtgewänder“ am Beispiel einer Kirche – des Hohen Domes zu Paderborn – nachzuzeichnen, werden dem Leser die sich in den Stilepochen verändernden Stimmungen, die die jeweiligen Lichtführungen und -reflexe der Glasmalereien erzeugten und erzeugen, näher gebracht, fast sinnlich erfahrbar gemacht.

Die im Übergang zwischen Spätromanik und Frühgotik in ihrer heutigen Grundform erbaute Bischofskirche erhielt immer wieder neue Fensterverglasungen. Glas ist zerbrechlich und war zudem aufgrund seines kostspieligen Herstellungsprozesses sehr kostbar. Trotzdem lagen die Gründe für den Einbau neuer Glasfenster nicht nur in Katastrophen

wie den großen Bränden begründet, die den Dom vom 11. bis zum 13. Jahrhundert immer wieder mit verheerenden Folgen heimsuchten. Ein Bischof konnte es sich eher leisten, den Raum in moderneres Licht zu hüllen, als kleine Stadt- und Landkirchspiele. Seine Kirche repräsentierte schließlich bis zum Ausgang des Alten Reiches auch seine Macht als weltlicher Herrscher. Die Verglasung wurde daher immer – und besonders aufwendig in politisch bedeutsamen Kirchenbauten wie der Paderborner Bischofskirche – bewußt Prinzipien einer theologischen Philosophie und profanen Konzeption unterworfen.

Der Farbverglasung und ihrer Aussagen versuchten die Autoren des von Norbert Börste herausgegebenen Sammelbandes sich unter verschiedensten Aspekten interdisziplinär anzunähern. Dabei zeigte sich, dass vor der Mitte des 17. Jahrhunderts kaum spezifische Erkenntnisse über die Domfenster getroffen werden konnten, da die archivalischen Quellen schweigen und archäologische bisher kaum aussagekräftig genug sind. Selbst modernste Analysetechniken erlaubten noch keine eindeutigen ikonographischen Rückschlüsse. Dieser Umstand schlägt sich offensichtlich in den einzelnen Beiträgen nieder, die sich teilweise inhaltlich überschneiden, was eine redaktionelle Überarbeitung hätte vermeiden können, jedoch auch unterschiedliche Perspektiven verdeutlicht. Exkurse um die Glasproduktion und Verwendung von Scheiben sowie Deutungsmöglichkeiten überkommener Glasfragmente aus der bürgerlichen Bebauung der Paderborner Altstadt kreisen daher um die Domfenster.

So konnte sich Albert Gerhards auch nur der hinter der theologischen Symbolik stehenden Philosophie des mittelalterlichen Liturgieraumes widmen und auf Vergleichen beruhenden allgemeingültige Feststellungen treffen. Als Hallenkirche bilde der lichte Raum die Vorstufe für die anbrechende Gotik, der die Auferstehung Christi (als Lichtbringer) bei Tagesanbruch symbolisiere, wenn die aufgehende Sonne den Chor erstrahlen lasse. Die Schwierigkeit, eine nicht mehr existente Raumerfahrung zu erfassen, äußert sich formal in den Redundanzen seiner Darstellung: In seinen theoretischen Ausführungen und Rückgriffen auf idealisierte Vorstellungen von Lichttheologien als liturgischen Konzepten des Hochmittelalters, die in der Glasmalerei des 19. Jahrhunderts lediglich historisierend wiederaufgegriffen worden wären und sich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ikonographisch emanzipiert hätten, weist er verallgemeinernd in gleich zwei – sich sogar fast wortgetreu wiederholenden (auf S. 28 und 29) – Textpassagen auf die jeweils eigene Identität eines Kirchenraumes hin. Diesen unverwechselbaren Charakter riefte beispielsweise die Rekonstruktion des ersten „Oppenheimfensters“ im Kölner Dom hervor, das nunmehr emotional über seine liturgische Fassung hinaus an die schicksalhafte Verfolgung der jüdischen Bürger Kölns erinnere. Visuell werden diese allgemeingültigen Hintergründe einer frühgotischen liturgisch konzipierten Lichtführung über die Zeiten von der Romanik und Gotik über die Stile der frühen Neuzeit bis in die Gegenwart aus der Perspektive der alltäglichen Praxis einer modernen Paderborner Glasmalerwerkstatt mittels Abbildungen in sich anschließenden Beitrag eindrucksvoll illustriert.

Bereits seit dem ausgehenden 8. Jahrhundert war der Paderborner Dom durchgängig verglast. Die Hochwertigkeit des Materials wies den Glasfenstern auch einen hohen reprä-

sentativen Charakter zu. Neben ihm war nur noch das weltliche Herrschaftszentrum der ottonischen Pfalz mit Scheiben ausgestattet. Anfang des 13. Jahrhunderts erhielt der Kirchenraum großflächige Spitzbogenfenster, glich sich den neuen gotischen Konzeptionen an. Die nun lichtdurchflutete Halle verlor ihre Begrenzungen, auch wenn sie die Leichtigkeit der gotischen Hallenkirche nicht erreichen konnte, wie sie in den beiden folgenden Jahrhunderten im benachbarten Soest in der Wiesenkirche ihre Vollendung finden sollte. Die farbliche Gestaltung des Innenraums wurde mit dem Lichteinfall abgestimmt. Die großflächigen Wände wurden weiß gehalten, damit sich das Licht reflektieren konnte, architektonische Gliederungen des Raums dagegen steinfarben hervorgehoben. Doch über die Intensität des Lichteinfalls lässt sich nur spekulieren; sie war naturgemäß abhängig von der Farbigkeit der Scheiben. Mitte des 17. Jahrhunderts wirkte der Raum auf den Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg „dunkel“.

Um die großflächigen Fensterbereiche und -bahnen verglasen zu können, bedurfte es einer beeindruckenden Logistik. Die meist mit den Bauhütten verbundenen Werkstätten der hochspezialisierten Handwerker verarbeiteten das angelieferte Glas in direkter Nähe zu den sakralen Bauwerken. Die Glasproduktion selbst fand außerhalb des städtischen Bereichs in den waldreichen Gebieten des Eggegebirges statt, wo genügend Holz als Rohstoff für den immensen Energieverbrauch zur Verfügung stand. Eine von den in Paderborn nachweisbaren vier Werkstätten lag im 10./11. Jahrhundert auf dem Vorplatz des späteren Klosters Abdinghoff. Aus Kostengründen wurde hier anscheinend vor allem Altglas für neue Fensterscheiben umgearbeitet. Auf die Wiederverwendung alter Glasbestände deuten auch die nur selten archäologisch belegten Funde von Glasfragmenten hin. Glas blieb bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ein sehr kostspieliges Gut und wurde erst im Zuge der Einführung der Eisenverhüttung zu einem Massenprodukt. Es fand daher auch zunächst in Bauten adeliger Schichten Eingang. Erst während des 15. Jahrhunderts setzte sich allgemein seine Verwendung in Häusern vermögender Bürger und im Folgenden in Speichern großbäuerlicher Hofwirtschaften auf dem Lande durch. Zunächst schloss es in der bürgerlichen Bebauung die Oberlichter der Fenster, während Alabaster und später Papier die unteren Fensterbereiche lediglich erhellte. Auch blieb die klare Verglasung mit sogenannten „Schweizer Rauten“ lange schlicht. Verzierungen mit Wappen und Inschriften unterstrichen repräsentativ den gehobenen sozialen Anspruch ihrer adeligen und bürgerlichen Hausbesitzer. Als Beispiele für solche weitverbreiteten profanen Wappenscheiben können die in diesem Band abgebildeten Wappen adeliger Familien sowie eingeschränkt die vorgestellten Scheiben der Elisabeth-Kapelle der Familie Arthus in der benachbarten Stadt Soest aus dem Jahre 1619 mit den Hausmarken ihrer Stifter dienen, die als Stiftungsfenster jedoch niemals für einen Adelshof oder eine bürgerliche Bebauung vorgesehen waren, wie der Untertitel des Beitrags vermuten lassen könnte. Deren Bezug zum Paderborner Dom wird dadurch abgeleitet, dass der von der Familie vom (nicht von!) Dael errichtete Burghof, der auf dem Nachbargrundstück lag, im Jahre 1613 vom Fürstbischof Dietrich von Fürstenberg (1585–1618) erworben wurde. Die Kapelle wurde 1680 mit dem

Burghof vereint und gelangte in den Familienbesitz der Familie Fürstenberg zu Herdringen.

Auch der Paderborner Dom wurde nach 1665 mit Wappenscheiben ausgeschmückt. Da dem Fürstbischof der Raum als zu dunkel erschien, veranlasste er eine Neuverglasung im barocken Stil mit klaren Gläsern und Wappenscheiben. Erstmals erlauben schriftliche Zeugnisse konkrete Einsichten über die Motive und Umsetzung dieser barocken Verglasung. Es konnten die Künstler Thönies (d. h. Anton) Spliethoven aus Beckum und Heinrich Beckstedde aus Rüthen als dessen Konkurrent für die Scheibenentwürfe identifiziert werden. Die Darstellungen sollten allein auf die Wappen reduziert werden. Die Vorschläge Spliethovens über die Darstellung von Heiligen oder sonstige Ergänzungen wurden von den Auftraggebern bewußt abgelehnt und untersagt. Besonderen Wert legte der Fürstbischof auf den langfristigen Erhalt seiner Wappenstiftung. Eine Stiftung über 500 Reichstaler sollte für notwendige Restaurierungen bereit stehen. Diese Umsicht war durchaus angebracht, da bereits Anfang des 18. Jahrhunderts erste Sanierungsmaßnahmen anstanden, weil die Fenster das Regenwasser nicht mehr abhalten konnten. Dabei wurden die Wappen ehemaliger Domherren durch aktuellere ersetzt. Das Wappen des Fürstbischofs repräsentierte neben seiner geistlichen Position auch seine politische Macht als Landesherr. Darüber hinaus zeigte es offenkundig den Machtanspruch seiner Familie, der auch nach seinem Tod Bestand haben sollte. Ein solches Wappen war ferner ein Zeugnis der allgegenwärtigen Erinnerungskultur, auf die der Autor dieses Beitrags nicht näher eingeht, obwohl sie ein wesentliches Motiv für spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Stiftungen beider christlicher Konfessionen war. Besonders innerhalb der katholischen Kirche blieb der Gedanke an die Fürsprache der Lebenden für die Toten präsent. Hierauf verweist auch die Stiftungsurkunde des Fürstbischofs, in der festgehalten wurde: „damit man sich Unserer im Gebethe erinnere“.

Die Säkularisierung des Bistums Paderborn am Anfang des 19. Jahrhunderts hatte zur Folge, daß über ein halbes Jahrhundert der Dom vernachlässigt wurde. Fenster wurden zerstört oder wurden – wenn überhaupt – nur notdürftig repariert. Erst in den 1850er Jahren änderte sich die Wertschätzung gegenüber der Verglasung wieder. Zwischen 1868 und 1939 erhielt der Dom nun wieder eine farbige Verglasung. Historistische Formen der Neugotik und des Jugendstils prägten vor dem Zweiten Weltkrieg den Gesamteindruck, der bald in Schutt und Asche versank. Nach einer Notverglasung, die die Konturen im Innern hart hervortreten ließ, und ersten Farbverglasungen wurde seit dem Ende der 1970er Jahre die heutige Farbverglasung in Angriff genommen. Auf ein Gesamtkonzept konnte man sich zwar nicht einigen, die einzelnen Phasen unterlagen jedoch bewußten Planungen und Entscheidungen der Beteiligten über die Lichtführung und Formgestaltungen. Die von dem Glaskünstler Hermann Gottfried entworfenen Fenster sollten beispielsweise eine Brücke zwischen der gotischen Erstverglasung und seinen modernen Interpretationen schlagen. Die Farbigkeit der ornamental und teils figürlich gestalteten Fensterbahnen ließ zunächst den Kirchenraum mit einer gleichmäßigen Lichtintensität beleuchten, bis in der letzten Phase der Neuverglasung im Jahre 2007 bläuliche Fensterscheiben des Glaskünst-

lers Wilhelm Buschulte im Bereich des Turmjochs eingesetzt wurden und diesen durch sein kälteres und helleres Licht deutlich vom übrigen Raum abgrenzten.

Die Schwierigkeit der historischen Rekonstruktion eines Kirchenraumes hängt entscheidend von der Überlieferung ab. Das gilt insbesondere für die Verglasung, da selbst aus dem 19. Jahrhundert bildliche Darstellungen keinen genauen Eindruck vermitteln. Für sich genommen bleiben die einzelnen Beiträge meist einer einfachen Beschreibung ihrer Darstellung verhaftet, soweit sie sich auf die Verglasung des Domes beziehen. Eine kunstgeschichtliche Ikonographie der erschließbaren oder vorhandenen Fensterbilder tritt weitgehend gegenüber der materiellen Ausführung der Fenster zurück. Damit steht die Profanität der Fenster im Vordergrund der Darstellungen, theologische und liturgische Aspekte beziehen sich vor allem theoretisierend auf die mittelalterliche Lichtführung.

Auch die jeweils herrschenden zeitgenössischen Glaubensvorstellungen werden kaum konkret in die Betrachtung einbezogen. Damit bleiben Vorstellungswelten der historischen Akteure außer Acht, die ja gerade die Entscheidungsprozesse für die Ausführung bestimmter Fensterentwürfe wesentlich beeinflussten. Ein Bischofssitz war auch immer weltliches Machtzentrum und der Dom repräsentierte diese Macht. Doch nicht nur hinsichtlich dieses Umstandes wären besonders die Fenstergestaltungen des 17. und 18. Jahrhunderts zu interpretieren gewesen. Welche Rolle spielte die persönliche Memoria für den Fürstbischof? Und in welchem Grade stand das Gebetsgedenken innerhalb der Gemeinschaft der Lebenden mit den Toten entsprechend den spätmittelalterlichen Vorstellungswelten vom Feg- und Höllenfeuer hinter der reinen weltlichen Repräsentanz der Wappendarstellungen? Die Wappenscheiben der Soester Arthuskapelle als Relikte der Erinnerungskultur in einer durch die evangelisch-lutherische Konfession geprägten Stadt mit ihrer „meditatio mortis“, auf die auch in keiner Weise Bezug genommen wird, wäre als Vergleichsbeispiel sicherlich weiterführend gewesen. Zuvor wäre jedoch die konfessionelle Zugehörigkeit ihrer Stifter zu klären gewesen, um auf den während der Gottesdienste in der Kapelle praktizierten Glaubensritus schließen zu können. Die reine Auflistung der gestifteten Fenster ohne eine personengeschichtliche oder zumindest ikonographische Deutung bleibt ebenso wie ihre durchaus interessante Überlieferungsgeschichte völlig aussage-los. Dagegen beleuchten die Entstehungsgeschichte und Diskussion um die Fenster des Glaskünstlers Hermann Gottfried exemplarisch den Entscheidungsprozess für die Endfassung seiner Arbeiten aus den 1980er Jahren im Paderborner Dom.

Trotz all der Unwägbarkeiten und der zum Teil weit vom Thema und den Lichtwänden des Hohen Domes zu Paderborn abschweifenden Beiträge, gelingt es dem Herausgeber durch seine konzeptionelle Gliederung insgesamt, sich über die für lange Zeiträume heute nur noch imaginär zu erschließende Verglasung und ihrer Lichtführung einem Kirchenraum eines ausgewählten Bauwerkes über die Jahrhunderte anzunähern. Mittels der sich ergänzenden Erkenntnisse der Autoren wird dem Leser ein Eindruck über die sich wandelnden Gestaltungsprinzipien der letzten 1000 Jahre vermittelt. Dokumentationen und Abbildungen wie Graphiken veranschaulichen die Beiträge.

Joachim Ruffer, Soest

**HEIMAT- UND KULTURVEREIN MARIENMÜNSTER E. V. (HG.): Vörden – Geschichte in Bildern, Paderborn: Bonifatius 2012, geb., 537 S., 1100 Abb., 34,80 €.**

Im Jahre 2008 publizierte ein Arbeitskreis des Heimat- und Kulturvereins Marienmünster unter Leitung von Wilhelm Hagemann eine Geschichte der Gemeinde Vörden, heute ein Stadtteil der Stadt Marienmünster im Kreis Höxter. Diese Ortsgeschichte, in der Reihe „Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte“ des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens als Band 61 erschienen, wurde von Friedhelm Golücke in dieser Zeitschrift 23/2010 sehr ausführlich besprochen; eine weitere Besprechung aus der Feder von Hermann Josef Sander findet sich in der „Warte“ Nr. 150/ 2/2011. Beide Besprechungen loben das umfängliche Werk, wobei sie den wissenschaftlichen Ansatz des Buches besonders hervorheben. Auch der Vorbildcharakter für vergleichbare Publikationen wird herausgestrichen.

Waren in die Ortsgeschichte schon Abbildungen, Tabellen und Dokumente eingearbeitet worden, so förderte eine im Frühjahr 2008 vorangegangene Fotoausstellung viele Fotos aus privaten Beständen zutage, die längst nicht alle in der Ortsgeschichte Berücksichtigung finden konnten. So entschloss sich der Herausgeberkreis um Wilhelm Hagemann dazu, diese in einem eigenen (zusätzlichen) Bildband zu veröffentlichen; selbst hier konnten nicht alle zur Verfügung gestellten Fotos aufgenommen werden, da sonst der Rahmen des Bildbandes gesprengt worden wäre. Alle sind aber auf elektronischem Wege beim Heimatverein archiviert worden.

Schaut man sich nun den in jeder Hinsicht gewichtigen Bildband an, so stellt man zunächst fest, dass er in insgesamt 12 Kapitel gegliedert ist, die praktisch alle denkbaren Aspekte des Dorflebens berücksichtigen. Der Band beginnt mit „Gesamtansichten Vördens und seiner Umgebung“, führt über „Straßen und Häuser“ zu „Kirchen, Kapellen und Friedhöfen“, berücksichtigt „Kirchliche Feste und Feiern“, „Kindergarten und Schulzeit“, „Familien- und Gemeinschaftsfeste“ und bedenkt „Vereinsleben“, „Schwere Zeiten“ und „Personen, Persönlichkeiten“, wobei hier nicht alle Aspekte genannt sind.

Die Abbildungen sind größtenteils Schwarz-Weiß-Fotografien, sieht man von einigen Farbfotos ab. Der Grund dafür ist im Alter vieler Fotos zu suchen, denn der Zeitraum der Abbildungen reicht gelegentlich bis in frühe Zeiten der Fotografie zurück. Inhaltlich sieht man neben „gestellten“ Fotos vor allem Schnappschüsse aus dem Alltagsleben der Ortsbewohner und damit Gelegenheitsfotos, oft auch mit dem ländlichen Hintergrund des Ortes.

Es ist schon verwunderlich, was sich an Bilddokumenten in privaten Beständen erhalten hat, und deshalb ist es dem Heimatverein Marienmünster zu danken, dass er diese Schätze gehoben hat, lässt sich doch auf diese Weise das Ortsleben sehr umfassend aufzeigen. Besonders wichtig sind die die Abbildungen begleitenden Texte: Was für Vördener selbstverständlich erscheinen mag, ist für auswärtige Betrachter nicht so einfach nachvollziehbar. Auch die fast vollständige Nennung der Namen der Personen auf den Bildern ist verdienstvoll und sicher nicht immer leicht zu eruieren gewesen.

Wenn es eines Kritikpunktes bedarf, so ist feststellbar, dass sich verschiedene Fotos oft inhaltlich gleichen, so dass man auf einige Abbildungen hätte auch verzichten können, da wäre weniger wohl mehr gewesen. Insgesamt dürfte die Zielgruppe des Bildbandes in erster Linie die Bevölkerung Vördens sein; für andere Orte kann die Idee, zur Ortsgeschichte einen eigenen Bildband zu publizieren, als vorbildlich herausgestellt werden.

Klaus Zacharias, Paderborn

**Autorenverzeichnis**

PROF. DR. PETER E. FÄBLER, Professur für Neueste Geschichte mit Schwerpunkt Zeitgeschichte am Historischen Institut der Universität Paderborn; Arbeits- und Forschungsschwerpunkte in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts. Veröffentlichungen u. a. zur Firmen- und Wissenschaftsgeschichte, Globalisierungsproblematik und Umweltgeschichte.

WILHELM GRABE M. A., geb. 1958, seit 1999 Kreisarchivar in Paderborn, seit 2003 leitender Redakteur der vierteljährlich erscheinenden Heimat- und Geschichtszeitschrift „Die Warte“, zahlreiche Veröffentlichungen zur Regionalgeschichte.

DR. PHIL. ODILO GUDORF, Studium der Geschichte, Germanistik u. Soziologie in Münster. Schuldienst, 1974 OStR im Hochschuldienst an der neugegründeten Gesamthochschule, später Universität Paderborn im Fach Geschichte, Schwerpunkt Zeitgeschichte und Didaktik der Geschichte, seit 2002 im Ruhestand.

DIPL. HIST. NADINE HOFFMANN M. A., Diplomstudium der Geschichte und Politikwissenschaft an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Masterstudium Kulturerbe an der Universität Paderborn. Seit November 2012 Volontärin bei der Stiftung Berliner Mauer im Bereich Sammlung und Archiv und parallel Doktorandin am Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe UNESCO von Frau Prof. Dr. Eva-Maria Seng an der Universität Paderborn.

DIPL. THEOL. RICHARD JANUS M. A., Studium der Evangelischen Theologie in Erlangen, Bonn und Oxford, Lehrkraft für besondere Aufgaben am Institut für Evangelische Theologie an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Paderborn, Forschungsschwerpunkte: Religionspädagogik, Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts, Schleiermacher, Ästhetik, Popkultur und Religion, Genderfragen.

DR. PETRA KOCH-LÜTKE WESTHUES, 1993–1990 Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, Volkskunde und Kunstgeschichte in Münster (Promotion 1990), 1992–1994 Volontariat am Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster, 1994–1996 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturhistorischen Museum in Magdeburg, seit 1996 (mit Unterbrechungen) Mitarbeiterin der Ausstellungsgesellschaft Paderborn; Mitwirkung bei den Ausstellungen zu Karl dem Großen und Leo III. (1999), Canossa (2006), Meinwerk (2009) und CREDO (2013).

SABRINA LAUSEN M. A., Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Mittelalterlichen Geschichte und Pädagogik an der Universität Paderborn sowie der polnischen Sprache an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań. 2008 Magisterexamen. Seit 2008 Doktorandin am Lehrstuhl für Neueste Geschichte mit einer Arbeit über Elitenbildung in studentischen Verbindungen in Deutschland und Polen im 19. und 20. Jahrhundert. Seit 2012 Assistentin am Lehrstuhl für Neueste Geschichte.

CAROLIN PECHO M. A., Bachelorstudium Geschichte und Skandinavistik an der Humboldt Universität Berlin 2005–2008. Von 2008–2010 Masterstudium Geschichte an der Humboldt Universität Berlin. Seit 2011 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Geschichte der Frühen Neuzeit von Prof. Dr. Johannes Süßmann an der Universität Paderborn.

PROF. DR. RAINER PÖPPINGHEGE, seit 1998 Lehrender für Neueste Geschichte an der Universität Paderborn, Arbeitsschwerpunkte: Westfälische Regional- und Kommunikationsgeschichte, insbes. zum Ersten Weltkrieg, Universitätsgeschichte, Tiere im Krieg, Geschichtsdidaktik.

PROF. DR. DIETER RIESENBERGER, geb. 1938, emeritierter Professor für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte an der Universität Paderborn; u. a. Veröffentlichungen zur Geschichte des Roten Kreuzes und der Friedensbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts.

GISELA RIESENBERGER OStR.' i.R., Studium der Germanistik und Romanistik in Freiburg i. Br. und Paris. Herausgegeben (mit Dieter Riesenberger): *Mein Kriegstagebuch - 7. August 1914 bis 30. Juni 1919*, Bremen 2005. Weitere Veröffentlichung (mit Dieter Riesenberger): *Rotes Kreuz und Weiße Fahne - Henry Dunant 1828-1910. Der Mensch hinter seinem Werk*, Bremen 2011. Dazu Übersetzungen, Aufsätze und Artikel zur Musik und Literatur des 19. u. 20. Jahrhunderts.

PD DR. MICHAEL STRÖHMER, seit Feb. 2012 Privatdozent für Neuere Geschichte am Historischen Institut der Universität Paderborn, Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Verfassungs- und Kriminalitätsgeschichte des Alten Reiches, Geistliche Staatlichkeit, Hexenforschung, Regionale Stadtgeschichte, Umwelt- und Klimageschichte der Frühen Neuzeit.

FRANK STÜCKEMANN, geb. 1962, seit 1991 Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Meiningsen bei Soest. 2009 Dissertation über den westfälischen Landpfarrer und Aufklärer Johann Moritz Schwager (1738–1804); Übersetzungen aus dem Französischen (Corbière, Cros, Laforgue), Arbeiten zur Kirchen-, Literatur- und Kunstgeschichte in GRM, Archiv, Sinn und Form, Jahrb. f. Westf. Kirchengeschichte, Pietismus und Neuzeit, Literatur in Westfalen.

PROF. DR. JOHANNES SÜBMANN, 1985–1992 Studium der Geschichte, Germanistik, Sozial- und Literatursoziologie in München, Paris und Frankfurt a. M., seit 2009 Professor für die Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Paderborn; Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Staatsbildung in der Frühen Neuzeit (europäisches Mächtesystem, politisches Denken), die Visualität von Herrschaft in der Architektur, der Städtebau und seine Bildnisse, Geschichte der Reichskirche und des Stiftsadels, Historiographiegeschichte.

KLAUS ZACHARIAS, Studium der Rechtswissenschaften, Deutschen Philologie, Geschichte und kath. Religion an den Universitäten Würzburg, Münster und Paderborn, seit 1979 Gymnasiallehrer am Gymnasium Theodorinum Paderborn, pensioniert 2010. Arbeitsschwerpunkte: Westf. Regionalgeschichte, Kirchengeschichte sowie Geschichte der Stadt Paderborn, Mitglied im Beirat des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Paderborn.

## Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war und ist es nach wie vor, Forschungen zur Geschichte – insbesondere des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den vorliegenden *Paderborner Historischen Mitteilungen* (PHM) ein weiteres Publikationsorgan, welches im Wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miszellen, die den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft den Informations- und Gedankenaustausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa dreimal jährlich unter einer bestimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in den *Mitteilungen* und auf unserer Homepage angekündigt.

Wir arbeiten übrigens ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 30,00 € pro Jahr/Studierende 15,00 €) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:  
**Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.**  
**c/o Die Sprachwerkstatt GmbH**  
**Stettiner Straße 40–42**  
**33106 Paderborn**

Oder anrufen:  
**Hubert Tietz M.A. 05251/77999-0**

Oder eine E-Mail schicken:  
**vfg@die-sprachwerkstatt.de**

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

### Ansprechpartner an der Universität:

PD Dr. Michael Ströhmer  
(N2.343; Tel. 60-3167)  
Prof. Dr. Frank Göttmann  
(N 2.329; Tel. 60-2437)  
Prof. Dr. Eva-Maria Seng  
(W1.111; Tel. 60-5488)

Sie können uns auch auf unserer Homepage besuchen:  
**www.vfg-paderborn.de**

### Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

SH-Verlag GmbH, Auerstraße 17, 50733 Köln  
Tel. 0221/956 17 40, Fax 0221/956 17 41, E-Mail: info@sh-verlag.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe ihrer jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

#### **Paderborner Historische Forschungen (PHF)**

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802-1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrerinnenseminar in Paderborn (1832-1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schulklokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/ WOLFGANG MARON (Hg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945-1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/ PETER RESPONDEK (Hg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.-20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Bd. 12: BIRGIT BEDRANOWSKY, Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002, 271 S., Abb.

Bd. 13: BARBARA STAMBOLIS (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, 494 S., Abb.

Bd. 14: HERMANN FREIHERR VON WOLFF METTERNICH, Ein unbehagliches Jahrhundert im Rückblick, Köln 2007, 275 S., Abb.

Bd. 15: KLAUS HOHMANN (Hg.), Die Paderborner Friedhöfe von 1800 bis zur Gegenwart, Köln 2008, 672 S., 400 Abb.

Bd. 16: SIMONE BUCKREUS, Die Körper einer Regentin – Amelia Elisabeth von Hessen-Kassel (1602-1651), Köln 2008, 196 S., 7 Abb.

#### **NEU:**

Bd. 17: MICHAEL STRÖHMER, Jurisdiktionsökonomie im Fürstbistum Paderborn – Institutionen – Ressourcen – Transaktionen (1650-1800), Münster 2013, 376 S., 38 Abb. u. Tab.

#### **Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)**

Bd. 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Bd. 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Bd. 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Bd. 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Bd. 5: DIDIER VERSCHELDE/ JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn-Brackwede(-Bielefeld) 1845-1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Bd. 7: MARC LOCKER/ REGINA PRILL/ EVA MARIA KÜHNEL/ MELANIE KNAUP/ CARSTEN SCHULTE u. a. (Bearb.), Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939-1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Bd. 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798-1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Bd. 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612-1834. Das „Jahrbuch der Capuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeker von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Bd. 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939-1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Bd. 11: UDO SCHLICHT, „Holtzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bd. 12: BRITTA KIRCHHÜBEL, Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849), Köln 2003, 162 S., Abb.

Bd. 13: BETTINA BRAUN/ FRANK GÖTTMANN/ MICHAEL STRÖHMER (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, 304 S., Abb.

Bd. 14: DELPHINE PRADE, Das Reismann-Gymnasium im Dritten Reich. Nationalsozialistische Erziehungspolitik an einer Paderborner Oberschule, Köln 2005, 214 S., Abb.

Bd. 15: ULRICH CHYTREK, Der Telegraf von Prof. Gundolf aus Paderborn von 1850. Eine zeitgeschichtliche Einordnung, Köln 2006, 120 S., Abb.

Bd. 16: CAROLIN MISCHER, Das Junkerhaus in Lemgo und der Künstler Karl Junker. Künstlerisches Manifest oder Außenseiterkunst, Köln 2011, 104 S., Abb.

### **Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte**

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578-1945, Paderborn 1992, 229 S.

ANDREAS GAIDT, Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979. Das Schrifttum über Paderborn, Paderborn 2002, 630 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u. a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

ALEXANDRA MEIER/ ROLF-DIETRICH MÜLLER/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990-1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000, 402 S.

### **Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften**

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/ KARL-JOSEF SCHWIETERS/ MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

BEATE PFANNSCHMIDT, Die Abdinghofkirche St. Peter und Paul. Wandmalerei 1871-1918-1945, Köln 2004, 159 S., Abb.